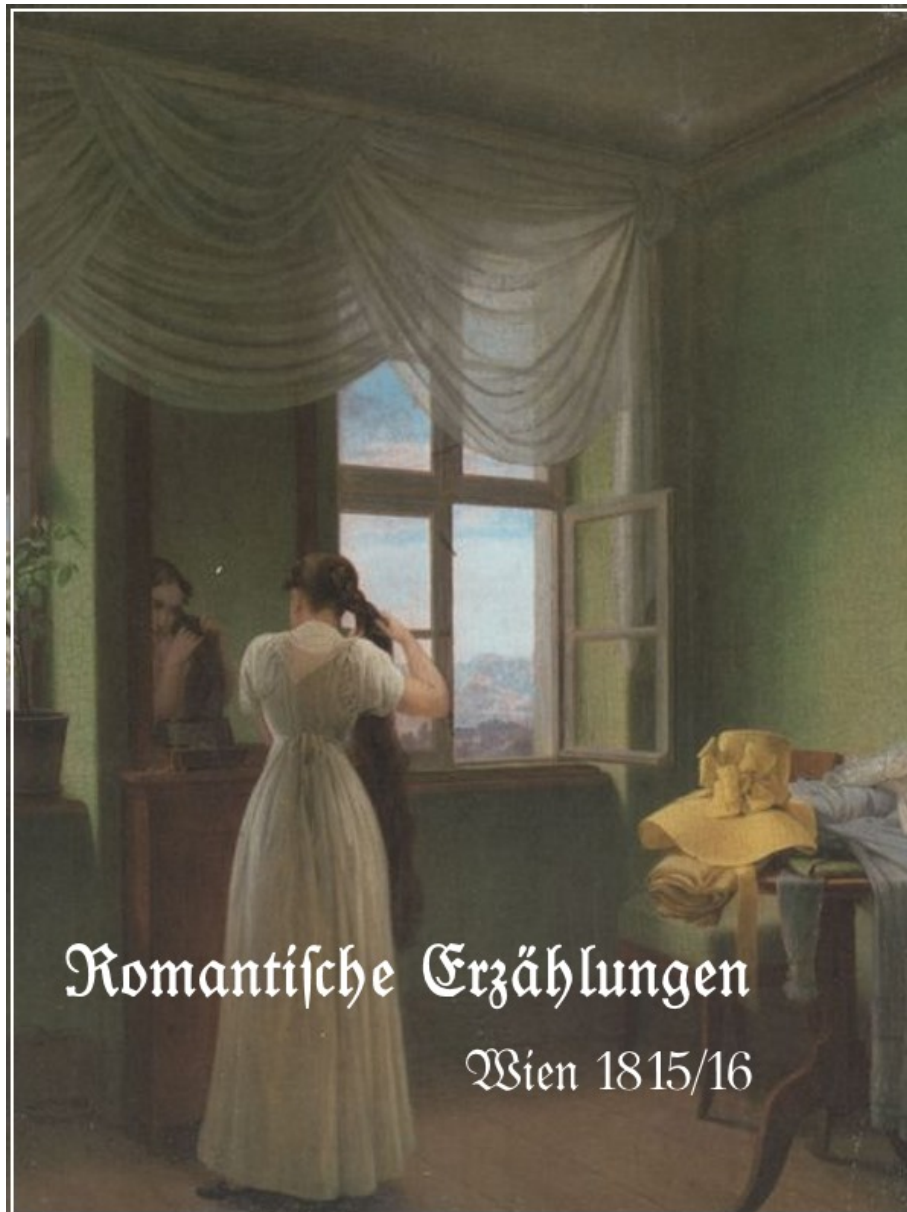


**Romantische
Erzählungen**



Romantische Erzählungen

Wien 1815/16



Zulu-Ebooks.com

Romantische

Erzählungen

von

Carol. Baro. la Motte Fouqué, Reinbek,

St. Schütze, und Frid. Baron la Motte

Fouqué

Wien 1815

Im Verlage bey Katharina Gräffer u. Härter.

Romantische
Erzählungen

von

Caroline Fouqué, Reinbek,
St. Schütze, Fridrich de la
Motte Fouqué.



1.
Treu bis zum Tode.



Erzählung

von

Caroline Fouqué.

Der Wald war kühl, der Morgen frisch und anmuthig, Prinz Max ritt auf schlankem, feingetiegiertem Schimmel luftig unter der grünen Wölbung an zierlichen Landhäusern und Gärten hin. Seine Docken, bald vor, bald zurück laufend, schnupperten geschäftig umher, schossen dann pfeilschnell, die schmalen rothen Zungen lechzend heraus gestreckt, zu ihrem Herrn zurück, sprangen an ihn auf und leckten ihm die neckend hingehaltene Hand. Das kluge Spähen, der schnelle Blick, der Glieder geschmeidiges Spiel, alles ergetzte den Prinzen an den Thieren. Er begleitete mit ungemeiner Freude ihre kreuzenden Sätze, und lachte laut über die stürmische, oft ungestüme Zärtlichkeit seiner Lieblinge.

Er hatte vor wenigen Tagen mit seinen Truppen die nahe Seestadt bezogen. Das reiche Leben dort schien seinem verlangenden Herzen entgegen zu kommen. Er war vergnügt und sahe mit hellem Sinne und frischem Jugendmuth in die thatenreiche Zukunft hinein.

Wie er nun so munter forttrabte, einen kecken, freudigen Reitermarsch vor sich hinsummend, bog ein offener Wagen, von vier hellbraunen Pferden gezogen, rasch aus einer Seiten-Allee ihm entgegen. Die Pferde fielen dem Prinzen auf. Sie waren von außerordentlich schönem Baue und sichtlich ausländischer Race. Er hielt an, um sie, an sich vorbeypassend, genauer betrachten zu können, als die lachende Freudigkeit weicher, jugendlicher Stimmen aus dem Innern des Wagens seine Aufmerksamkeit wenigstens theilte.

Zwey verschleyerte Frauen redeten mit anmuthiger Lebhaftigkeit sehr eifrig in Englischer Sprache mit einander, ohne den Prinzen zu beobachten, der sich vergebens bemühte, etwas mehr als die verhüllten Umrisse zu sehen. Tracht wie Umgebungen vereinigten auf eigene Weise Englische Einfachheit mit Indischem Glanze, und seltsam, wie ein dunkeler Schatten, ragte ein hoher, breitschulteriger Mohr von dem Lackeyen-Brete über die hübschen Frauenzimmer herüber.

Der Prinz wandte endlich sein Pferd, als sie schon eine Strecke an ihm vorbei waren, doch die Augen flogen von Zeit zu Zeit unwillkührlich zurück, den empfangenen Eindruck zu sammeln oder das Fehlende zu ergänzen. Er schickte so eben einen letzten Blick hinüber, als ein herabhängender Lindenzweig, den Schleyer der einen Dame fassend, ihn hoch in die Luft schnellte. Der gewandte, schnellfüßige Schimmel trug den Prinzen im Fluge zu dem Baume; er haschte die luftige Hülle, trabte zum Wagen, und überreichte sie der entschleyerten Unbekannten, die unter glühendem Erröthen die dunkeln, ernsten und doch unbeschreiblich lindenden Blicke senkte. Ein angenehmer Schauer übergieß den Prinzen, als diese Blicke dankend zu ihm aufsahen, und eine rührend sanfte Stimme ein Paar Deutsche, verbindliche Worte stammelte.

Als der Anstand ihm endlich geboth, sich zu entfernen, und er, ehrerbiethig grüßend, langsam umwandte, hörte er es leise im Wagen flüstern: »Der Prinz, gewiß es war der Prinz!« Es lag etwas unendlich Schmeichelndes in diesem leisen, geheimen Erkennen, da weder Umgebungen noch äußere Auszeichnungen seinen Rang verriethen. Mit halbem Lächeln sahe Prinz Max sein altes, gutes Glück auch hier wieder auf sich zukommen, und ihm ungesucht ein angenehmes Abenteuer bereiten.

Gleichwohl war etwas in den schönen, wunderbaren Augen, was ihm doch eine kleine Scheu einflößte, und seinen Muth um ein Bedeutendes schwächte. Er ward unwillkührlich ernster, und kam sogar verstimmt und verdrießlich in seine Wohnung zurück.

Die Unmöglichkeit, in diesem Sammelplatze verschiedenartigster Nationalität eine Fremde auszumitteln, sie ihm schwer auf das Herz. Er fühlte es, der Zufall konnte hier allein einen Ausweg bahnen, und der Zufall schien ihm zum ersten Mahle mißlich und unsicher.

Er saß noch grübelnd da, als seine Hunde, ihrer unartigen Gewohnheit gemäß, in den seidenen Sophaküssen wühlend, einen kleinen Zettel heraus warfen, der zwischen den Polstern steckte. Das Unbedeutendste, wenn es plötzlich aus der Dunkelheit heraus tritt, reizt und lockt unsere Sinne. Der Prinz bückte sich unwillkürlich nach dem Papiere. Es war ein unvollendeter Brief, vielleicht wegen irgend einer mißlungenen Stelle ungeduldig in die Dunkelheit verwiesen. Er war in Englischer Sprache geschrieben, und warf den Prinzen vollends in ein Heer von Muthmaßungen, als er las, wie die Inhaberinn dieses Hauses einer Freundinn klagte, die Stadt auf mehrere Zeit verlassen zu müssen, indem der commandierende Prinz ihre Wohnung beziehe, und sie nicht mitten in dem Tumulte soldatischen Unwesens zugleich darin wohnen könne.

Er hatte den Zettel vor sich hin gelegt, und sahe bald auf die schönen, wenn gleich etwas kühn hingeworfenen Schriftzüge, bald auf die Verzierungen und das Geräth des Zimmers. Er suchte die äußere Bestätigung dessen, was er im Innern nicht umhin konnte zu denken. Denn wie der Verstand auch das allzu rasche Folgern und Verknüpfen der Fantasie tadelte, er sahe, er empfand die Unbekannte überall. Die Umgebungen übten mehr und mehr einen bestechlichen Zauber über ihn, und als er von ungefähr einen Blick auf den Spiegel warf, war ihm nicht anders, als sehe ihm das liebe, schöne Bild aus dem reichen Goldrahmen entgegen.

Er sprang beklommen auf, ging einige Mahl mit großen Schritten durch die geöffnete Zimmerreihe, trat zu einem Fortepiano, und schlug, vielleicht sich selbst zu entgehen, ein Paar volle, in einander rauschende Töne an. Doch die Klänge rissen vollends in seinem Innern. Die Augen, die Seele der Unbekannten schienen sich aufzuthun; ein Schauer, wie bey ihrem schüchtern dankenden Blicke, überflog ihn; er setzte sich träumend auf das Sopha nieder, und die erhitzte Wange unter schnelleren Herzsschlägen in die weichen Küssen gedrückt, glaubte er die berauschte Nähe des schönen Weibes zu empfinden.

Sehr frostig und unbequem fuhr der eintretende Adjutant mit einem Paar unbedeutenden Meldungen durch das luftige Traumnetz. Der Prinz antwortete schnell und kurz, und fragte dann mit ungewisser Stimme:

»Wissen Sie nicht, wem dieses Haus gehört? wessen Geschmacke und feinem Sinne ich alle die Bequemlichkeiten verdanke?«

Jener entgegnete: »So viel ich weiß, einer reichen Creolinn, die, in Indien an einen Engländer verheirathet, nach dessen Tode in die Geburtsstadt ihres Vaters zurückkehrte, und der Heimath einen Theil ihrer Schätze zukommen läßt.«

»Und wir haben sie vertrieben!« rief der Prinz in freudiger Eile. »Sie hat ihre Wohnung verlassen. Wohin mag sie nur geflüchtet seyn? Ich hoffe, nicht nach Indien zurück!« —

»So weit,« erwiederte der Adjutant lächelnd, »hat sie ihre Scheu vor den fremden Truppen bey allen dem nicht geführt. Sie ist ganz nahe von hier, in einem Landhause vor der Stadt.« —

»Sie wußten« —? unterbrach ihn der Prinz, »und avertierten mich nicht. Sie ließen mich drey Tage hier behaglich rasten, ohne meine gütige Wirthinn aufgesucht zu haben? wie ungalant! Eilen wir nun, das Geschehene wieder gut zu machen. Noch diesen Nachmittag reiten wir hinaus!«

Es dunkelte schon; der Prinz schien seine Wünsche absichtlich bezähmen zu wollen. Vielleicht kämpfte er noch, vielleicht auch empfand er jene Scheu, die uns wohl befällt, wenn die Wirklichkeit entscheidend nahe tritt. Ein Zweifel nach dem andern stieg in ihm auf; er ward ganz unsicher, und sprengte endlich in einer Art von unmuthigem Trotze mit seinem Gefolge nach dem Wäldchen zu, das ihm seit diesem Morgen ein Heer neckender Traumbilder nachschickte.

Es war gleichwohl ein Trost, daß der Dame Landsitz gerade hier hinaus lag, und leise blitzte die Hoffnung wieder auf, als der Weg gerade zu der Allee hinein bog, aus welcher heute der Wagen kam. Der Prinz bemerkte unter stärkerem Herzklopfen, daß die frischen Geleise nach einem Eisengatter wiesen, dessen weite Pforten gastlich offen standen.

Anmuthig wogten balsamische Düfte von dort herüber; auf schlanken Pfeilern, in hohen Vasen glüheten die brennenden Tropengewächse ihr Blüthenlicht in die dunkelnde Nacht hinein. Ein Marmor-Haus mit flachem Dache, ringsum auf weißen Säulen ruhend, sahe fremd und lockend durch den ernsten Eich- und Buchenwald.

»Hier ist der Dame Wohnsitz,« sagte der Adjutant.

Der Prinz hielt tiefathmend still. Ein voraus geschickter Jokey kam eilig zurück gesprengt. »Ew. Durchlaucht werden erwartet,« rief er schon von weitem. Der Prinz war augenblicklich vom Pferde. Er ging zwischen hohen Blumenwänden an seltsamen Thiergestalten hin, die in goldenem Käfige unter fremden Sträuchern der Heimath Düfte einathmeten. An Zauberey und Feenmärchen denkend trat der Prinz in einen hellen, heitern Saal, dessen Flügelthür zwey wunderliche Schwarze öffneten.

Ein ältliche, stark beleibte Frau erhob sich behaglich lächelnd von ihrem Sitze, und ging halb stolz, halb geschmeichelt, in gnüglicher Sicherheit dem Prinzen entgegen. Dieser wußte nicht, was er sahe; die Worte erstarben ihm im Munde. Doch bald sich selbst in seinen fantastischen Träumereyen auslachend, sagte er mit leichtfertigem Blicke auf die breite Figur der Dame:

»Ich stehe beschämt vor ihnen, und eile, einen Irthum abzubüßen, der mich sehr ungeschickt erscheinen läßt. Erst seit wenigen Augenblicken weiß ich, wem ich die reizende Wohnung verdanke, und daß es Ihre Güte war, die mir ein unverdientes Opfer brachte. Sie werden es verzeihen, wenn ich nicht früher meine Schuldigkeit beobachtete.«

Die Dame verneigte sich tief und langsam, nöthigte den Prinzen, an ihrer Seite auf dem Divan Platz zu nehmen, und hob dann nach einem kleinen Husten selbstzufrieden an:

»Wahr ist es, recht prachtvoll und kostbar ist das Quartier von Ihro Durchlaucht; Kaiser und Könige dürften sich nicht schämen, darin zu wohnen, und wenn der Kriegswechsel unsere Stadt noch in der Mitte der Truppenbewegungen erhält, wird meine Nichte noch oft das Ihre mit dem Rücken ansehen müssen.«

Der Prinz ward aufmerksam. »Ihre Nichte?« wiederholte er.

»Ja,« entgegnete jene, »*Antonie Moray*, meines Bruders einzige Erbin. Ihr gehört der schöne Landsitz hier, wie das Haus in der Stadt. Das liebe Kind wird es bedauern, so gnädigen Besuch versäumt zu haben.« Ihre Blicke glitten hier verbindlich blinzelnd an den Prinzen hin, der höchst gespannt jedes ihrer Worte beobachtete. »Doch,« fuhr sie fort, »denke ich, die Ehre sey uns nicht zum letzten Mahle gegönnt, und in wenigen Tagen erwarte ich meine Nichte von einer kleinen Reise über Land zurück.«

»Es scheint,« sagte der Prinz mit steigender Unruhe, »meine Gegenwart vertreibt die schöne *Antonie* noch ganz von hier. Sie hätte mehr Vertrauen zu der ehrerbiethigen Bescheidenheit eines Deutschen Feldherrn hegen sollen. Ihre Gegenwart würde mehr, als alles, Ordnung und Sitte in ihrer Wohnung erhalten haben. Ich bin in Verzweiflung, sie daraus gebannt zu haben. Ich bitte, sagen Sie ihr das, *Madame*, so wie, daß ich den Augenblick kaum erwarten könne, ihr meine Verehrung zu bezeigen.«

Er war aufgestanden, und im Begriffe, den zwecklosen Besuch zu enden, als er unversehens in

einer Nische das Bild der Unbekannten erblickte.

»Ha!« rief er, »das ist sie.«

Die Tante sagte mit beyfälligem Lächeln: »Ew. Durchlaucht Vermuthung trifft zu; es ist wirklich meiner Nichte Bild.«

Der Prinz fand wie bezaubert. Des Orients Gluthen, schien es, schlugen über ihm zusammen. Es war nicht anders, als werde die Seele dieser Augen lebendig vor seinem Blicke. Halb träumend riß er sich endlich los, grüßte flüchtig, und sprenge mit Blitzesschnelle nach der Stadt in seine Wohnung zurück.

Hier wehete ihm vertraute, heimathliche Luft entgegen. Die schöne Gestalt schwebte vor seinen Augen, und wie er die Thür rasch öffnete, glaubte er kleine Schritte, ein leises, grüßendes Stimmchen zu hören. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr. Er löschte die Kerzen aus, und in der bilderreichen Dunkelheit sahe und hörte er, wonach sein Herz verlangte.

Nicht lange indeß konnten die lockenden Schattenspiele dem unruhigen Blute gnügen. Dieß kochte siedend in den Adern, und trieb die junge Leidenschaft über alle Kindesträume hinaus in die lebendige, wirkliche Welt.

In Concerten, im Theater, an ihrer Wohnung täglich vorüber reitend, überall, wo er menschlichem Blicke begegnen konnte, suchte der Prinz vergeblich nach dem holden Geschöpfe, das seine ganze Seele so ungewöhnlich, so gebiethend beherrschte. Antonie war nirgends sichtbar, immer noch, wie es hieß, bey einer Verwandtinn auf dem Lande.

Ermüdet endlich, in lässiger, überdrüssiger Laune, erschien er eines Abends ganz spät auf einem Balle, zu dem er geladen war. Ueberzeugt, erwartet zu werden, selbst nichts erwartend, ließ er die Zeit hingehen, und trat nun mit vornehm gleichgültigem Anstande in die glänzenden Zimmer, ließ die Blicke müßig durch die Frauenkreise hinspielen, und, den Kopf etwas stolz gehoben, tief und abgebrochen mit einzelnen Bekannten redend, drängte er sich nach dem Tanzsaale.

Man wich ihm achtungsvoll aus, und er stand plötzlich Antonien gegen über, die auf freygelassenem Raume, einen Purpur-Schawl anmuthig in beiden Händen erhebend, einen Augenblick ruhend, im Begriffe stand, den Tanz ihres Landes wieder anzufangen. Der kurz geschürzte Musselin-Rock, der Glieder geschmeidiger Bau, die blendenden, hochgehaltenen Arme, das dunkle reiche Haar unter glühendem Juwelen-Kranze, alles machte die Erscheinung überraschend, fremd, aller Sinne bemächtigend. Die Musik fiel nach kurzer Pause leise verschwimmend ein; Antonie bog sich etwas zurück, athmete noch ein Mahl tief, strich die Locken aus der Stirn, hob den kleinen Fuß, und, indem sie langsam den gesenkten Blick aufschlug, schienen die bewegten Glieder noch ungewiß auf den Tönen zu wogen. Doch jetzt fiel ihr Auge auf den Prinzen; sie ließ die Arme sinken, warf den Shawl schnell über die Brust, und sagte halb bestürzt, halb eigensinnig:

»Nein, heute gehet es nicht mehr; ich kann nicht weiter tanzen.«

Man drang in sie, man bestürmte sie; doch sie schlüpfte behend, mit neckendem Kopfschütteln alles weitere Eindringen abwehrend, in ein Nebenzimmer.

Die Augen des Prinzen lagen während dem brennend auf den ihrigen. Wie im Blitze trafen sie jetzt einander, und zündeten in beyden Herzen.

Er war ihr unwillkürlich nachgefolgt, und trat nun unter leichter, gefälliger Begrüßung zu ihr hin. Ihr Athen war noch von dem Tanze bewegt, die Brust flog unter stärkern Herzsschlägen, die

Worte zitterten ungleich in dem beklommenen Tone der Stimme. Der Prinz fühlte das raschere Kreisen ihres Blutes in allen Adern, seine Pulse schlugen ungestüm; er hätte das reizende Geschöpf um alles in seine Arme, an die glühende, wilde Brust schließen mögen. Er hoffte, der eigenen Unruhe durch keckes Spiel der Laune zu entgehen, und knüpfte, im raschen Fluge dreister Wünsche, von der Erfahrung gestachelt, ein Gespräch an, das ihm in das alte, oft versuchte Geleis frey und bequem hinein helfen sollte. Aber die Worte stockten; der Scherz erstarrte ihm auf den Lippen; er ward einsylbig, und schwieg zuletzt ganz, das Geräusch der eigenen Worte scheuend. Die linden Töne eines sanft wiegenden Walzers flossen an ihnen hin und her, und begleiteten den still gerührten Blick des Prinzen, der immer inniger und weicher zu Antoniens Seele sprach.

Eben wollte der Prinz sie um einen Tanz bitten, als die Tante herzutretend erinnerte, daß der Ball zu Ende sey, und die meisten der Anwesenden sich bereits entfernten.

»Sie gehen also,« flüsterte der Prinz leise, als Antonie Anstalt machte aufzubrechen, »Sie gehen wirklich, Antonie?«

Seine Stimme zog sie mit tausend Banden zurück; sie zögerte einen Augenblick. Doch schnell gefaßt entgegnete sie, lächelnd:

»Sie vergessen, mein Prinz, daß Sie spät kamen, daß Sie nun erst anfangen wollen, wo wir ermüdet aufhören.«

»*Zu spät also?*« sagte der Prinz etwas verletzt, verneigte sich, und ließ Antonien gehen, ohne den versöhnenden Blick ihrer rührenden Augen zu beobachten.

Als die kleine Empfindlichkeit aber vor der stärkern Leidenschaft schwieg, er aufsahe, und Antonie wirklich fort, in keinem Zimmer mehr zu finden war, stürzte er, unzufrieden mit sich, mit Gott und der ganzen Welt, in seinen Wagen, in sein Zimmer, in das Bett, in welchem Antonie vielleicht früher geschlafen hatte. Wie er nun die Vorhänge rauschend zuzog, war es ihm, als flüsterte ihr Stimmchen eine gute Nacht; er sahe den Engelskopf zwischen den seidnen Falten, und schlief, vom leisen Flügelschlage wogender Schwingen gekühlt, beruhigt und heiter ein.

Des andern Tages fand er Antonien unter ihren Blumen und Thieren. Sie hegte und pflegte die kleinen Lieblinge mit wehmüthiger Zärtlichkeit.

»Alles,« sagte sie, als der Prinz diese Vorliebe spöttisch rügte, »alles haben mir die armen Geschöpfchen geopfert, den schönen heimathlichen Himmel, Indiens Balsamluft, und vor allem die goldene Freyheit. Es ist wohl eine Unart zu nennen, daß ich mich von nichts los zu machen weiß, was ich liebe. Ich hätte um die Welt diese hier nicht zurück gelassen.«

»Antonie,« sagte der Prinz mit prüfendem Blicke, »sind Sie wirklich so treu?« —

»Treu bis zum Tode,« entgegnete sie rasch, indem sie, von einer Granat-Staude, über welche sie gebeugt stand, aufblickte.

Die glühenden Blumen flammten auf ihre Wangen zurück; ihr Auge strahlte; alles Leben in ihr blitzte funkelnd auf. Doch in demselben Augenblicke wandte sie sich erschrocken ab, und, fest und gesammelt, schien sie sich plötzlich in sich zu verschließen.

Dem Prinzen fuhr es wie ein Gespenst durch die Seele, Antonie trage eine frühere Liebe im Herzen. Darauf einmahl im Innern gestellt, sahe, empfand und maß er alles nach diesem einen Gefühle in Wort und Wesen, je zurückhaltender und ernster er Antonien mit jedem Tage fand. Eifersucht, wie Eitelkeit, steigerten seine Leidenschaft über alle Gränzen hinaus. Er hatte

nirgends Ruhe, und ängstete Antonien, wie sich selbst, mit stummem, trübem Unmuthe.

Einst, als sich sein stolzes Blut gegen den Gedanken kalter Verschmähung empörte, und die brausenden Sinne wild durch einander tobten, eilte er ungestüm zu Antonien, mit dem festen Vorsatze, sie zu einem Geständnisse zu zwingen. Zu seinem Aerger fand er Haus und Garten leer. Mit großen Schritten auf und nieder gehend, ganz unfähig, so unverrichteter Sache zurück zu kehren, trat er in ein kleines Spiegelzimmer, das nach dem See hinaus lag, und, mit Blumen und Vögeln angefüllt, Antoniens Lieblingsaufenthalt war. Musikalien und Guitarre lagen noch von diesem Morgen her vertraut auf dem Stickrahmen. Das Arbeitstischchen stand offen. Die kleinen Fächer mit bunten Seiden, Stickmustern, Visiten-Karten, trockenen Blumen, und alle den abgerissenen Erinnerungen kleiner Umstände des Lebens hatten auch hier, wie so oft schon, ihre eigene Anziehungskraft. Der Prinz kramte in seinem Mißmuthe gedankenlos darin umher, als ihm ein zusammen gerolltes Papier in die Hände fiel, wohl neuerlich erst mit Bleystift beschrieben. Es enthielt folgende Worte des Shakespeare:

»Was Hamlet angeht, und sein Liebesgetändel,

So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts,

Ein Veilchen in der Jugend der Natur,

Frühzeitig, nicht beständig, süß, nicht dauernd,

Nur Duft und Labsal eines Augenblicks,

Nichts weiter!« —

»Nichts weiter« wiederholte der Prinz, das Blatt langsam zusammen faltend. »*Das* war es also! O, ich möchte tausend Mal sagen: nichts weiter! aber in einen ganz andern Sinne. Arme, liebe Seele, *das* ängstete, das quälte dich!«

Er steckte das Papier zu sich und wollte sich schnell um wenden, als ihm Antoniens Gestalt unzählige Mal aus den Spiegeln zurück leuchtete. Bleich, wie ein Marmor-Bild, die Augen gesenkt, stand sie an einen Pfeiler gelehnt, und duldete still, daß der Prinz ihre Hand faßte, sie heftig an sein Herz drückte, und dringend bath:

»Antonie, Engel, sage, daß du mich liebst.«

Sie hob den Blick langsam auf; ihre Lippen bewegten sich leise; wie ein Hauch zog es darüber hin:

»Die Liebe ist mir kein Spiel, ich habe sie nie gekannt, doch fühle ich, was mir das Leben gab, kann mir auch den Tod geben; dazwischen liegt nichts mehr.«

Ein lindes Beben, wie das Wehen einer Blume, ging über ihre schneeweißen Glieder, sie schloß die Augen, und sank hingegeben, überwunden, an des schönen, stolzen Mannes Brust.

Von dieser Stunde hob ein neuer Tag, ein neues Daseyn für den Prinzen an. Antoniens tiefe glühende Seele schloß sich überraschend auf. Alles war Flamme, Duft und Klang in ihr. So hatte sich der Prinz noch nie geliebt gesehen, so mit jedem Tage neu und reizend war ihm nie eine Frau

erschienen. Das waren fremde Elemente, aus welchen er in langen, berausenden Zügen des Lebens wunderbare, unerkannte Seligkeit schöpfte. Oft dachte er zu träumen, und scherzend sagte er einst:

»Ich glaube, Antonie, du treibst Magie; alles an dir und um dich her ist feenartig, du ziehest das Netz noch ganz und gar über mich zusammen; du hast mich schon an dich gebannt, ich kann nicht wieder los.«

Sie schmiegte sich zärtlich an seine Brust, und sagte unter unheimlicher Vorahnung, »wollte Gott, es wäre so!«

Es war des Prinzen Stolz, öffentlich mit Antonien zu erscheinen, und in der ausgesprochenen Ergebnisheit gegen sie, die Gewalt, wie die Süßigkeit neuer, selbst gewählter Bande Andern zur Schau zu tragen. Vielleicht auch glaubte er, Antonien um so unwiderruflicher an sich zu fesseln, je mehr sie mit der öffentlichen Meinung zerfallen, allein auf ihn angewiesen war. Die Tante warnte, tadelte; Antonie entgegnete ernst:

»Was soll ich Häucheley mit mir und der Welt treiben? Rücksichten kommen zu spät. Wille, wie mein Leben, gehören mir nicht mehr.«

Der Prinz schloß sie innig an seine Brust.

»Bereue das nicht, liebes Kind,« sagte er schmeichelnd. »Zärtlichkeit und Treue sind die einzigen wahren Elemente einer weiblichen Brust. Weisheit, Klugheit, schickliche Haltung, gehören den Häßlichen oder Stolzen, und beyde Gattungen sind mir gleich zuwider.«

»Und doch,« sagte Antonie mit feuchtem Blicke, »gehen Weisheit und Haltung aus der Treue hervor. Treue, mein Lieber, macht allein gut, was Zärtlichkeit verdarb.«

In einer klaren, milden Nacht gingen Beyde zwischen hohen Blumenwänden in Antoniens Garten stumm und glücklich neben einander hin. Die Herzen waren still; das Leben schwieg; die Ewigkeit that ihre goldenen Thore auf und schickte Träume von ruhig ungetrübter Seligkeit über sie hin. Da trabte es rasch am Eisengitter vorbei, und eine Stimme rief: ist der Prinz hier? Auf die Antwort: ja, schlugen die Docken hell an, der Adjutant trat mit Depeschen aus dem Haupt-Quartier herein. Ungeduldig riß der Prinz die dargereichten Papiere aus einander, trat zu einer Fackel, die ihm ein Schwarzer entgegen trug, und las mit scharfem, fliegendem Blicke, während Antonie, die Augen auf ihn geheftet, mit dem Officier redete.

Eine Ladung nach dem Haupt-Quartier, eine veränderte, früher nachgesuchte Bestimmung, Abschied, Trennung, alles blitzte dem Prinzen verworren von dem unerwünschten Blatte entgegen.

»Dachte ich es doch,« sagte er ärgerlich, »jetzt kommt es so ungelegen als möglich!«

Zeit und Ehre drängten ihn indeß, es war kein Augenblick zu verlieren, draußen warteten seine Pferde, die Hunde bellten und sprangen ungestüm an ihm heran. Er trat schnell zu Antonien. Der Officier entfernte sich.

»Ich weiß alles,« sagte sie etwas hastig und beklommen, »ich weiß alles; gehe, lieber Max, uns trennt doch nichts als der Tod!«

Er drückte sie heftig an sein Herz, warf sich auf den schönen Tiegerschimmel, und schoß wie ein Pfeil an ihr vorbei.

Antonie lehnte die Stirn gegen die Eisenstäbe des Gitters. Eine kleine Weile hörte sie die Pferde noch traben; dann ward alles still; die Blumen schlugen säuselnd über ihr zusammen, kalter

Nachthauch streifte an ihre feuchten Wangen, ihr graute in dem einsamen Garten, sie floh in das Haus, auf ihr Zimmer zurück.

»Leer,« rief sie schluchzend, »alles leer und ausgestorben!«

Die Uhr schlug Eins. Ein ganzes Leben war hinter ihr versunken.

»Mein Gott,« stöhnte sie leise, »wenn nun der neue Tag die öde Welt durchleuchtet, wo soll ich denn hin, um von der Vergangenheit zu träumen!«

Bothen und Briefe unterbrachen indeß bald die trübe, gefürchtete Einsamkeit. Der Prinz lebte und athmete in den glühenden Erinnerungen jener Tage. Antonie empfand ihn in jedem Worte.

»Noch,« sagte sie oft mit stiller Genügsamkeit, »noch ist er der Alte; noch ist er treu und wahr, und keine Sylbe anders, als er sie hier zur Stelle sagen würde.«

Solche Stunden warfen einen hellen Schein auf viele folgende. Des Genusses sparsame Blüten reizten und spornten die Erwartung, so daß sie der Zeit Flügel gab, und das Leben von einem Posttage zum andern nur ein gespannter, hoffender Athemzug schien.

Wochen und Monathe waren vergangen; der Krieg zog sich hin und her, ohne eben etwas Entscheidendes herbey zu führen. Es fing an dunkel in Antoniens Seele zu werden; sie wußte nicht recht, wo sie mit ihren Wünschen hin sollte. Der Friede, dachte sie dann und wann, der Friede wird alles Liebe und Schöne wieder bringen. In diesem heiteren Lichte müssen sich alle Verhältnisse klar und fest gestalten.

Nicht lange darauf erwachte sie eines Morgens unter lautem Kanonendonner. Sie fuhr erschrocken auf. Jubelnd schrie das Volk; der Klang unzähliger Posthörner schmetterte durch die Straßen. Friede! rief ihre ahndende Seele. Sie flog an das Fenster. Auf den Knien lagen Mütter und Gattinnen, die Arme, die Augen, ohne Worte zum Himmel gerichtet; aus den Fenstern, von den Dächern, leuchteten lauter Mayengesichter; pfeifend und singend, allen Athem ihrer weit geöffneten Brust mit schwellenden Adern herausschreyend, warfen Matrosen und der Jungen zahlloses Heer die Mützen in die Luft; im Hafen feuerte das Geschütz; der Schiffe bunte Wimpel flatterten; was Leben hatte, rührte sich; zu Fuß, zu Pferd und Wagen drängte es durch die Gassen; die Friedensbothen wurden fast von dem Volke getragen; Alt und Jung hing sich an ihre Pferde; man konnte das süße, labende, beruhigende Wort: *Friede*, nicht oft genug hören, und sinnend, wie im Traume, wiederholte es mancher treuer Bürgersmann, den Blick still und nachdenklich nach dem gesicherten Eigenthume zurückwendend. Friede, Friede! schallte es Tag und Nacht durch die berauschte Menge.

Antonie hat mit gebethet, mit gejauchzet. Still und fromm trugen sie ihre Schritte in die Kirche; der Begeisterung unwiderstehliches Element trieb sie unter Menschen, zu Lust und Feyer. Als aber die laute Freude ihre Schwingen senkte, Einer nach dem Andern in die Freystatt frey gewordener Wirksamkeit zurücktrat, die Ordnung des Lebens ihr Recht behauptete, und jener gewaltige Moment von dem geschäftigen Triebwerke der Zeit verschlungen ward, fragte sie sich besinnend: Und was nun weiter? — — — Für sie war nichts anders geworden; ihrer Liebe heimliches Reich schien nicht von dieser Welt; es schwankte und zerfloß nur mehr und mehr vor dem bestimmten Tageslichte.

Der Prinz hatte seither geschwiegen. Die Zeitungen erwähnten seiner bey Gelegenheit mehrerer kleiner Reisen, von denen ihn gleichwohl keine zu Antonien brachte. In ihr war indessen solche Treue des Glaubens, so inniges Vertrauen, daß sie nicht so wohl Zweifel, als Sehnsucht, heiße, wachsende Sehnsucht quälte. Wie auf weitem Meere irrten ihre Gedanken. Sie wußte den

Geliebten nirgends, als in ihrer Seele; da fühlte sie ihn, und senkte den Blick absichtlich vor der Zukunft, einzig noch in den alten, lieben Erinnerungen lebend. Deshalb mochte sie auch nur Abends in die Welt hinaus sehen, und pflegte gern in nächtiger Stunde dem Strande entlangst in kleiner Barke auf dem Meere hin und her zu wogen. Das duftige Element rührte lind an ihr beklommenes Daseyn, die Welt schien gestorben, und wenn ihre dunklen Schwarzen sie so schweigend über den Silberrücken des Wassers hinruderten, war ihr nicht anders, als drängten sie der Erde Schatten zu dem unermeßlichen, tiefsinnigen Born des Lebens zurück. Liebe, vertraute Bilder begleiteten sie dann; sie konnte weinen und hoffen.

Einst trat sie, von der nächtigen Fahrt spät zurückkehrend, mit feuchten Augen in ihr Schlafzimmer. Das Licht blendete sie; sie empfand einen heftigen Schmerz, und wollte sich abwenden, als sie auf ihrem Nachttische einen versiegelten Brief bemerkte. Mit lautem Schrey erkannte sie des Prinzen Hand. Schnell war das Siegel erbrochen, das Papier aus einander gelegt, als eine unbezwingliche Angst ihre Hände zitternd zusammenfaltete, und sie das Blatt schüchtern auf den Schoß sinken ließ. Doch sich augenblicklich zusammennehmend las sie, alle weichliche Scheu niederredend, mit lauter Stimme Folgendes:

Ich schwieg, liebe Antonie, weil ich dich unaussprechlich liebe; weil sich mein Herz, meine Hand sträubte, dir wehe zu thun; und gleichwohl darfst du nur durch mich erfahren, was du doch einmahl wissen mußt. Meine schöne, liebe Freundinn, das Leben ist streng und kalt; was ich in deinen Armen davon träumte, paßt sich schlecht in die Mechanik bürgerlicher Verträge; an diesen Stiften und Haken reißt unsere Freyheit in Stücken, und was wir davon retten, müssen wir verstohlen und schüchtern in den tiefen Grunde unsers Herzens bewahren. Da lebst du Antonie, mein stilles, tiefes Geheimniß; da wirst du ewig leben. Im Uebrigen bin ich eine politische Wetterscheibe, die der wechselnde Wind am großen Horizont gesammter Staatskörper so oder so stellt. — Ich heirathe, Antonie. — Es war längst beschlossen. Jetzt muß es geschehen. Erschrick nicht, liebes Herz, vor der entsetzlichen Nothwendigkeit. Zürne auch nicht, weder mit mir, noch der Welt. Es ist ein Mahl so; darin liegt eine Hölle und ein Himmel für den Menschen. Du hast Muth, Antonie, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Thue das; laß Stolz, laß Empfindlichkeit schweigen, und flüchte mit mir zu der einzigen Freystatt, die uns blieb, unsere Liebe, Antonie! *unsere* — — — zweifle nicht, hier allein ist noch Glück für uns. Sage mir, wirst du anstehen, mir zu folgen, wenn ich dir die Hand reiche? Weiß die Treue, weiß das Herz auch von Rücksichten? Sieh, wie die Schaumblasen vor der gährenden Arbeit der Zeit platzen; der Augenblick ist ihr Schöpfer, er leihet ihnen tausendfache Farbe; was bleibt, ist das reine, klare Element des Lebens, die Liebe, meine schöne, meine angebethete Freundinn? Kannst du aufhören, ihr zu vertrauen? Hat sie dich auch früher betrogen? O, um aller Wonnen jener Erinnerungen willen, Antonio, komm, komm, wohin ich dich rufe! Was geht unser Verhältnis alle Cabinetts-Weisheit der Welt an? Du gehörest mir, nicht der Welt. Du hast das tausend Mahl gesagt, beweise es jetzt! In acht Tagen bin ich in der Residenz meines Vaters. Ich zweifle nicht, Antonie, du kommst auch dahin. Wie wird der Hof, die Stadt, meine schöne Geliebte bewundern. Sieh meine ganze Seele fliegt dir entgegen. Fühlst du nicht, daß ich ohne dich nur halb lebe? Liebes Kind, denke, es werden Stunden kommen, wo ich an deiner Brust allein Ersatz für manche Qual finden kann! Wirst du mir diese Freystatt versagen? Kannst du schwanken? und hast du mich auch je geliebt?« —

Zwey Tage und Nächte verschloß sich Antonie in ihrem Zimmer, ohne eine lebende Seele zu sehen. Darauf trat sie. ernst und gefaßt heraus, befahl, ihre Sachen zu packen, zu Schiffe zu bringen, und hieß ihre Umgebungen, sich auf die Rückfahrt nach Indien einzurichten. Der Prinz aber erhielt folgende Antwort:

»Des Himmels schönsten Segen, mein einzig Geliebter, über dich, über deine Ehe und deine

Kinder. — Deine Kinder! — Max, es gab eine Zeit, wo ich stolz träumte. Doch der Mensch büßt da, wo er sündigte. Ich habe gesündigt. Frage nicht, ob ich es büße.

Du trauest mir den Muth zu, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Ich that es. Ach, was redest du von Stolz, von Empfindlichkeit! du kannst es nicht vergessen haben, daß meine Liebe nichts von dem ganzen abgenutzten Spiele armer Eitelkeit weiß! Hast du es denn niemahls empfunden, daß ich mich, daß ich die Welt in dir vergaß? Ich habe noch nicht anders fühlen gelernt. Was bin ich denn, wenn von deinem Glücke die Rede ist? Doch es gilt etwas weit Höheres, als dein und mein Glück. Ich kann dir *jedes*, hörst du? *jedes* Opfer bringen; aber der Teufel einer Ehe werden, die Höllenqualen stechender, ewig angeregter Eifersucht in ein schuldloses Herz drücken, mit des *Hasses* Gift langsam ein reines Gemüth beflecken, dem Verrathe, der Sünde Thür und Thor öffnen, Max, sondere mein Leben, das allein kann ich nicht!

Und weil ich denn nicht zu leben weiß ohne dich, und nicht sterben kann, ohne dich zu betrüben, so denke, ich sey todt und habe dich dennoch nicht verlassen. Du hast mich oft der Magie beschuldigt. Glaube, es sey so. Weit über das Meer schicke ich den armen Schatten deiner Antonie; aber das Herz, Max, das kann nicht weg von dir, das bleibt bey dir, *in* dir! So lebe denn wohl, meine eigenste, tiefste Lebensseele, du Licht und Farbe des Daseyns! Du aber, dunkle Nacht, rolle deinen Schleyer nur immer auf; das verwaiste Erdenkind flüchtet zu dir! Lebewohl, Max; glaube und vertraue; denn die Treue wankt niemahls.«

Der Prinz sann lange über diesen Brief. Er erhielt ihn zugleich mit der Nachricht, daß das Schiff, welches Antonien nach ihrer Heimath zurück bringen sollte, unter Segel gegangen und bereits weit in See seyn müsse. So war denn der reizendste Traum seines Lebens plötzlich zerrissen! Des Gesetzes feste, scharf bestimmte Gestaltungen beklemmten sein Daseyn; er sahe mit bitterem Unwillen darauf hin. Die farb- und schimmerlose Weise seiner ernsten Gattinn, der Zärtlichkeit gehaltnes Maß, die Form, die Schicklichkeit im Leben, alles packte ihn mit Todeskälte. So frostig, so arm hatte er es sich zuvor niemahls geträumt. Das duldete das verwöhnte Herz nicht lange; ungestüm schlug es gegen die gezwängte Brust. Platz! rief es wild, und griff keck in die weiten Frauenkreise aus.

Ein Hoffräulein machte Miene, es halten zu wollen. Der Prinz tändelte ein Weilchen, und wiegte seinen Unmuth in launige Spiele ein. Doch während er so das Herz betrog, war es ihm Nachts oft, als theilten sich die Vorhänge seines Bettes und Antoniens leuchtende Augen sähen hell auf ihn nieder. Er wußte am Morgen nicht, habe er geträumt, oder ein Gesicht gehabt. Doch seine Sehnsucht erwachte mit aller Kraft, die das Unerreichbare in unsere Seele senkt. Antonie! rief er einst, wie war dieß möglich; wie konntest du mich verlassen?

Er beugte den Kopf in beide Hände, und saß noch gedankenvoll vor sich hinsehend, als ihm die Fürstinn eine fremde Blume schickte, welche man mühsam in den Treibhäusern aufgezogen hatte.

Der Prinz erinnerte sich, das schöne Gewächs weit höher, weit herrlicher in Antoniens Garten gesehen zu haben. Er trat gerührt an das Fenster, wo es aufgestellt war, berührte leise die Blätter, und drückte mit feuchtem Auge die Lippen in den offenen Kelch der Blume. Lange konnte er die Blicke nicht davon abwenden; es brannten tausend Erinnerungen in dem vertrauten Farbenspiele; er sahe und sahe immer wieder darauf hin, als ihm mit einem Mahle ein zusammengerolltes Papierchen in die Augen fiel, das künstlich zwischen den Blättern steckte.

»Die Fürstinn!« rief er, — »sollte sie —?« Er wickelte das Röllchen aus einander, »Träume ich denn!« stammelte er in ungestümer Freude; Hände und Blicke zitterten, es war Antoniens Hand, von ihr die Worte:

»Hast du auch schon Antonien recht tief im Herzen gerufen, daß du ihr vorwirfst, dich verlassen zu haben?«

»Sie ist hier, sie ist hier!« schrie der Prinz, ganz außer sich.

Er riß an allen Glocken; er versandte Bothen nach allen Enden der Stadt; er lief, er fragte, er forschte, er spähetete; Polizey und Militär wurden in Bewegung gesetzt, Gasthöfe und Privat-Häuser in Anspruch genommen; die unbekante Fremde sollte und mußte ausgemittelt werden. Doch alles blieb fruchtlos; nirgends eine Spur, nirgends eine entfernte Andeutung. Die räthselhafte Blume war, aus des Gärtners Händen, durch seine Arbeiter in des Prinzen Zimmer getragen; nichts war hier ungewöhnlich, oder von zweydeutiger Art. Der Prinz ward ganz irre in sich selbst. Er durchlas wohl tausend Mahl den kleinen Zettel; er besahe, er befühlte ihn von allen Seiten; es war nicht Trug, nicht Täuschung zu entdecken.

So in sich grübelnd, halb gläubig, halb von Zweifeln hin und her geworfen, vergingen ihm mehrere Tage. In seiner Unruhe ritt er eines Morgens spazieren. Als er an das Thor der Stadt kam, saß auf einem Steine, dicht am Pfeiler, ein Mohrenknabe in schlechter Kleidung, eine ärmliche Cithar rührend. Des Prinzen Pferd scheuete vor dem Kinde. Es bäumte und schlug und wollte nicht vorbey. Der Prinz war in seiner Laune eben nicht auf Stallmeisterkünste gestellt. Er hieß den Knaben aufstehen und an die Seite treten. Dieser verbeugte sich tief, und ging schweigend in eine Nebengasse. Doch die Docken sprangen ihm bellend nach, an ihm heran, und legten in wilder Lustigkeit die Pfoten auf seine Schultern. Der Prinz pfiß, lockte; doch die Thiere folgten in weiten Sprüngen dem kleinen Fremdlinge, und beruhigten sich nicht eher, bis dieser, zu ihnen geneigt, die Hände liebkosend auf ihre glatten Rücken legte.

»Was kam euch an!« rief ihnen der Prinz zu, als sie, jächelnd an ihm aufspringend, seine Hände wie zur Versöhnung leckten, »was lauft ihr Fremden nach?«

Sie sahen so klug aus den wunderlichen Augen, und dreheten mit den Köpfen, als hätten sie wunder was zu sagen. Der Prinz lachte und ritt seines Weges.

Der Mohrenknabe hatte ihn indeß an Indien und dessen reichsten Schatz erinnert.

»Dich,« sagte er, als ihm das dunkle Gesichtchen noch ein Mahl schüchtern zwischen dem Gebüsch nachsahe, »dich, armes Kind, stieß die Heimath aus; doch gierig ruft sie, ihre Lieblinge zurück.«

Die Thränen traten ihm in die Augen, Antonie ward ihm so gegenwärtig, er dachte so lebhaft an sie, daß ihm war, als stehe sie vor ihm. Es fiel ihm ein, ob des Gedankens Kraft wohl Zauberey treiben und geliebte Personen herbey rufen könne?

»Wer weiß,« sagte er mit wachsender Heftigkeit, »wer weiß, was schon geschehen ist, und was noch geschehen kann!«

Er hielt die Möglichkeit fest. Sie war ihm ein Trost, ein Halt. So entstand ein liebender Verkehr in seiner Seele, der ihn oft mit wunderbaren Träumen täuschte, in denen ein Klang, ein Hauch, seine Sinne zu berühren schien. Die stille, heimliche Magie des Herzens versöhnte ihn in etwas mit dem Leben, oder vielmehr, er schob dieses weg an die Seite, und suchte weiter nichts darin, als was es ihm äußerlich both. Mildes Entsagen macht weich und duldend; der Prinz zeigte sich gefälliger gegen alle, die ihn umgaben, auch gegen die Fürstinn, die immer würdiger und edler erschien, seit sie Mutter war.

Einst wollte ihr Gemahl nach ihren Zimmern gehen, als er im Vorgemache leise und anmuthig

die Cither spielen hörte. Er stand einen Augenblick still, öffnete dann rasch die Thür, und wußte nicht, ob er träume, als er den Mohrenknaben sahe, der wohl gekleidet, das Instrument im Arme, an einem Pfeiler lehnte. Das fremde Kind zuckte bey seinem Eintritte zusammen, und verwirrt und demuthsvoll erwiederte es in gebrochenem Englisch auf die Frage des Prinzen, wie es hieher komme? daß es im Dienste der Fürsten stehe.

Ein heimliches Beben, wie bey der Geliebten Gruß, ging durch des Prinzen Seele. Das Stimmchen klang so weich, der Mienen angenehmes Spiel beleuchtete das dunkele Gesicht. Der Prinz wünschte seiner Gemahlinn Glück zu dem zierlichen Pagen. Sie entgegnete mit verbindlicher Freundlichkeit, wenn der Knabe ihm gefalle, so überlasse sie ihn gern seinem Dienste. Er habe sich seither häufig im Garten sehen lassen, alles mit seinem Spiele bezaubert, und sich geschickt und treu in jeder Verrichtung gezeigt. Er werde hoffentlich ihrer Empfehlung Ehre machen. Der Prinz küßte ihr mit großer Lebhaftigkeit die Hand; sie war ihm nie so liebenswürdig erschienenen; die dunkele Gabe warf einen eigenen Glanz auf die Geberinn.

Der Knabe schien ihm ein Bothe künftigen Glückes, geheimnißvoll, wie seine Liebe, ein räthselhaftes Band zwischen ihr und ihm. Er rief ihn zu sich, fragte ihn, ob er ihm dienen wolle? Jener neigte schweigend den Kopf auf die Brust, kreuzte die Arme über einander, und, ein Knie gebeugt, küßte er leise des Prinzen Fuß. Flamingo, nannte ihn der Prinz, strich ihm sanft über die Augen, und hieß ihn, ihm in sein Zimmer folgen.

Von nun an wich der getreue Flamingo nicht von seines Herrn Seite. Er schlief auf der Schwelle seines Zimmers, begleitete ihn zu Pferde und zu Fuß, und als des Prinzen unruhiges Blut ihn nach kurzem Frieden wieder in den Krieg jagte, schwur Flamingo, eher zu sterben, als zurück zu bleiben. Eines Morgens ritt der Prinz seinen Tiegerschimmel; die Docken sprangen muthig neben ihm; der Wald war kühl, wie an jenem unvergeßlichen Morgen.

»Flamingo,« rief der Prinz, sich nach ihm umsehend, »sage mir, lieber Knabe, was bleibst du so gedankenvoll und still zurück?« —

»Herr,« entgegnete jener, »ich sahe einmahl in der ersten Blüthe meines Lebens einen Wald, wie diesen; es war ein Morgen, just wie heute; ich fand einen großen leuchtenden Stein, von dem mir alle Welt sagte, er werde mein Glück machen. Ich verlor ihn seit dem, und bin nun arm geblieben. Hier träume ich wieder von dem Steine, und überdenke mir mein kurzes Leben, als sey ich am Ziele.« —

»Vielleicht, vielleicht,« sagte der Prinz, eine Höhe hinansprengend, von der man die feindlichen Corps in naher Ebene erblickte. »Heute gilts, mein Knabe,« setzte er mit leuchtenden Blicken hinzu.

Er hielt einen Augenblick, und jagte dann im Fluge zu einer hochgehelmten Reiterschar. Officier und Gemeine jubelten ihm entgegen; er grüßte dankend, warf sein ungeduldiges Pferd rasch dem Feinde entgegen, und, »mir nach! mir nach!« riß er alles in den blutigen Kampf hinein.

Es war Abend, da führte Flamingo den blutenden Schimmel leer und herrenlos dem todtwunden Prinzen nach, den man langsam auf einer Tragbare nach einem Dorfe brachte.

Auf ärmlicher Streu lag der hohe, geliebte Held, ohne Bewußtseyn, ohne Leben. Die Nacht war herein gebrochen; ein matter Lichtstrahl fiel von dem Herde herüber. Der Prinz schlug die Augen auf; Antonie saß, bleich wie ein Geist, mit weißen Schleyern halb verhüllt, zu seinen Füßen.

»Gott!« stammelte der Kranke, »mein Gott! schickst du mir Sünder deine Engel?«

Er sahe zweifelnd auf Antonien, als sie, leise seine Lippen berührend, flüsterte:

»Diese Stunde will Wahrheit, Max; die Ketten, die das Leben auflegt, bricht der Tod. Antonie hat dich nie verlassen; jetzt fallen nur die Schatten — dein treuer Flamingo steht wieder hell, wie das Licht jener Freudentage, neben dir.« —

»Mein Licht, mein Lebenslicht!« rief der Prinz mit starker, fast gewaltiger Stimme, zog die Geliebte fest an seine wunde Brust, und erlosch in ihren Armen.

Treu über das Leben hinaus, drückte Antonie dem angebetheten Manne die schönen Augen zu, eilte dann zu der betrübten Fürstinn, und, zu ihren Füßen das Geheimniß ihres Lebens bekennend, weihte sie den Rest ihrer Tage dem gefeyerten Andenken des Helden, den ein trübes Loos zu früh von der Erde entführte. —



2.
Die Entführung.



Eine Russische Novelle.

Eine Erbschaft von einigen tausend Rubeln und der Ruf der prächtigen Kaiserstadt an der Newa, in welcher die nordische Semiramis mit Weisheit thronte, und auch den Künsten eine glänzende Freystätte eröffnet hatte, bewogen den Mahler Born, mit seinem Rosinchen, die Fahrt aus dem Danziger Fahrwasser über die Ost-See nach Petersburg zu wagen. Es hatte sie vor ihm so mancher schon gewagt, und war glücklich hinüber gekommen und war dort glücklicher, als vormahls in der Heimath, ohne daß er gerade so viel Geschick und Talent mit sich hinüber gebracht hätte, als der wackere Born, der seinen Pinsel mit Geist führte; warum hätte er sich nicht ein Gleiches versprechen sollen? Der Verlust einer geliebten Gattinn und manche Verdrießlichkeiten mit dem Brotneide und der Geistesbeschränktheit der Zunftgenossen, erleichterten ihm den kühnen Entschluß. Er wurde zur That, als der Preußische Adler immer enger die geliebte Vaterstadt umkreisete, und es ihm schien, als wetze er schon die Fänge, um der Beute sich zu bemächtigen. Dieses zerriß des Republicaners patriotisches Herz, und als die Frühlingschiffe abgingen, welche den Bewohnern der Kaiserstadt jährlich die reichen Ladungen von blühenden Gewächsen und gefiederten Sängern überbringen, hatte er seine Angelegenheiten geordnet und eine der schwimmenden Canarien-Inseln bestiegen.

Die Reise hatte etwas Poetisches, welches dem Gemüthe des guten Born wohl that, und nicht minder dem unschuldigen Herzen Rosinchens, das eben den 17. Frühling gefeyert hatte, und — so ungläublich es auch scheinen mag — noch nicht recht wußte, ob es eines andern Gefühles noch fähig sey, als, außer dem Wohlwollen für alle Menschen, der kindlichsten Liebe für den rechtschaffensten und liebevollsten der Väter, und der Anhänglichkeit für einige Jugendgespielen. Die Trennung von diesen kostete ihr viele Thränen, doch wurde sie, dem guten Vater zu Liebe, mit Standhaftigkeit ertragen. —

Der Schiffherr war ein alter Bekannter des Mahlers, der es nicht verschmäht hatte, ihm die schöne Elisabeth, so hieß das Schiff, hinten auf den Spiegel schön hin zu mahlen, ein Conterfät der jungen Gattinn des Schiffers, so wohl getroffen, daß er seine herzinnigliche Freude daran hatte, und so reinlich und zierlich gemahlt, daß das Bild den Neid aller Schiffherren erregte, und nicht bloß in Danzig, sondern noch mehr in den fremden Häfen, welche die schöne Elisabeth besuchte, alle Blicke auf sich zog. Dafür war Born auch bey dem ersten Kinde zu Gvatter gebethen und wurde von der Frau Gvatterinn begreiflich nicht weniger in Ehren gehalten, als von dem Schiffherrn; und als von der Erbschaft in Petersburg und von einer Fahrt dahin die Rede war, hatte der Letztere sich mit freundschaftlichem Ernste ausbedungen, daß der Gvatter und Jungfer Rosinchen die Fahrt auf keinem andern Schiffe machen sollten, als auf dem von ihm so schön geschmückten.

Da alles, was nur irgend eine solche Reise erheitern und erleichtern konnte, sorgfältig vorher bedacht war, so ging die gewöhnliche Unbehaglichkeit bey einer ersten Seereise bald vorüber, Die geräumige Kajüte theilten Vater und Tochter nur noch mit wenigen und ihnen nicht unbekanntem und nicht unbequemen Personen, während der große Haufe der Passagiere, welche auf diesen Schiffen der Kaiserstadt jährlich Deutsche Geschicklichkeit und Deutschen Fleiß — auch wohl mitunter Deutsche Redlichkeit und Treue — zubringen, in dem Raume vertheilt war. —

Vater Born und Rosinchen wählten sich aber bald ein Plätzchen oben auf dem geländerten reinlichen Verdecke unfern des großen Mastbaumes, wo die herrlichsten Gewächse blüheten und dufteten, und wo der Chor der Vögel in den verschiedensten Weisen und doch in entzückender Harmonie ertönte. Rosinchen suchte sich einige Lieblinge unter den Letztern aus, die ihr süßes, freundliches Locken bald verstanden, wie ihr Herz ihren Gesang verstand; und Vater Born

übernahm mit ihr die Pflege einiger der zartesten und schönsten Pflanzen, und waren diese besorgt, so schweifte sein Blick über die unbegrenzte wogengefurchte Wasserfläche hin und zählte am fernen Horizonte die weißen Segel, die wie ein Silberstrahl vorüber flogen; oder er ergriff auch wohl das Sprachrohr und begrüßte die näher Vorüberfahrenden und befragte sie um ihre Heimath und um das Ziel ihrer Reise; oder er schauete mit dem Fernrohre nach den Küsten, an welchen sie vorüber segelten, oder nach den Schiffen, welche mit ihnen zugleich aus der Rhede gelaufen, aber von der schönen Elisabeth, die gar behend und gewandt die Fluthen durchschnitt, bald waren zurück gelassen worden. —

Auch versäumte er nicht nach Fischerböthen auszusehen, welche von den Inseln und Küsten die vorübersegelnden Schiffe mit frischen Fischen zu versorgen pflegen, ein Fest für die Passagiere; denn die Angel, welche er auswarf, lockte nur selten eine Beute an, die sich lohnte, und die Netze auszuwerfen erlaubte die Schnelle der Fahrt nicht. —

Zuweilen fiel es ihm auch wohl ein, die eine oder andere Ansicht zu skizzieren, um sie in ruhiger Muße auszuführen, oder er componierte auch wohl ein neues Gemälde, angehaucht von dem schaffenden Weltgeiste, der um ihn sich frisch bewegte; während Rosinchen träumend da saß, ihr schwimmendes Auge keinen Punct fand, an dem es haften konnte, und sie sich einem fremden unbekanntem Orte näher gebracht fühlte, in welchem vielleicht ihr Auge auch lange nach einem fremden Puncte umher schweiften dürfte, und noch mehr ihr Herz. Dann ergriff sie wohl die Harfe, der sie gar anmuthige Harmonien zu entlocken wußte, und es sammelten sich ihre Gefühle und ergossen sich in einen Strom lieblicher Accorde, in welche dann oft die Silbertöne ihrer zarten Stimme harmonisch einfielen.

Wenn aber am Morgen der scharfe Ost schwieg und das Meer sich mit Rosen schmückte und aufzumerken schien, um das aufsteigende Tagesgestirn, das seine Goldfluthen über Meer und Himmel ausströmte, zu begrüßen; oder wenn es sich in milderer Pracht wieder hinab senkte und in Westen der Hesperus funkelte und die Nachtleuchte sich sanft herauf bewegte, und Meer und Himmel mit mildem Silberglanze erfüllte; dann saßen Vater und Tochter neben einander, und Vater Born hielt sein Mützchen in der Hand, und Rosinchen hatte die Lilienhände gefaltet, und ihre Herzen waren ein Tempel, in welchem die feurigsten Hymnen erklangen.

So verstrich die Reise, welche sich durch die Gunst des Windes und Wetters auszeichnete, fast unmerklich und mit gar keinem Unfalle bezeichnet, und sie begrüßten Kronstadt, die Hafenfeste Petersburgs, bereits am achten Tage. Ein Kanonenschuß von der Festung gab das Zeichen beyzulegen, alle Segel wurden eingezogen und bald bemerkte man das Both mit den Lootsen, die jetzt die Führung des Schiffes übernahmen. Mit ihnen kamen die Beamten des Zolles und des Hafens, um Ladung und Pässe zu untersuchen. Der Eindruck, den sie auf die Passagiere, besonders auf Vater Born und Rosinchen machten, war nicht der vortheilhafteste, denn ihre wilden und gemeinen Züge, in welchen sich Habsucht mit Schalkheit aussprachen, und die gemeinlich durch eine Nase beschattet wurden, die eher einem Feuermörser oder einem Branntweinkolben glich, waren nicht geeignet, einen Mahler und ein zartfühlendes Mädchen anzuziehen. —

Doch diese Prüfung ging vor dem Silberklange der Rechten des Schiffherrn und vor den blinkenden Flaschen auf dem Tische bald vorüber, und da das Schiff nicht tiefging, so segelte es in die stolze Newa ein, und zwischen den mit langen Reihen Häusern, und Palästen, und mit Gebüsch in reicher Mannigfaltigkeit geschmückten Ufern hin zur Börse.

Es war ein schöner Junius-Morgen, als sie anlangten. Alles auf dem Schiffe war in der Bewegung froher und ungewisser Erwartung. Die Sonne überstrahlte die Goldspitze des hohen

Admiralitäts-Thurmes, daß das Auge sich geblendet weg wenden mußte, und offenbarte dem staunenden Blicke immer höhere Wunder, und ein munteres Gesumse, wie von emsigen Bienenschwärmen in der Nähe des Korbes, ertönte vom Ufer her, je mehr sie dem Landungsplatze sich näherten. Jetzt waren sie in der Mitte des Mastenwaldes, die Bothe setzten aus, die Seile wurden durch die Ringe und so das Schiff an das breitere Ufer hin gezogen. —

Sogleich versammelten sich die fremdartigsten und buntesten Gestalten an dieser Stelle. Die elegantesten Herren und Damen im neuesten Französisch-Englischen Costume, neben ehrenwerthen Handwerkern nach echt Deutschem Zuschnitte, wohl beleibte, bärtige Russen im langen vielfarbigem Kaftan, und weiß und roth getünchte Russinnen mit dem vielfarbigem Sarafan, schlanke Tsherkassen und rabenaugige Tsherkassinnen, braune Griechen, gelbe Chinesen, stolze Osmannen — die bunteste Musterkarte Europäischer und Asiatischer National-Physiognomien und Trachten. Alles drängte sich herzu, die unbelebte und belebte, befiederte und unbefiederte Ladung zu beschauen und davon zu erstehen, was Bedürfniß oder Laune nun eben erheischte; denn oft entscheidet sich hier auch das Schicksal der Passagiere mit dem ersten Tritte aus dem Schiffe, besonders für die jungen weiblichen Gestalten, die hier häufig Gelegenheit finden, Verbindungen einzugehen, welche sie, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, in Verhältnisse setzen, die sie nie hofften, nie erwarten konnten. Schon manches hübsche Kind, das mit dem Häubchen und einem kleinen Bündelchen unter dem Arme ausstieg, kam im folgenden Herbste in einer glänzenden Equipage und mit goldgespicktem Beutel wieder zu dem Schiffe hin, um die halbe Ladung für sich zu erstehen. —

Auch Rosinchen blieb nicht unbemerkt; ja es entstand ein Murmeln der Bewunderung unter den eleganten Herrn und Damen, als auf dem nettesten Fuße die schlankeste, edelste Gestalt vom Verdecke zum Kay hinüberschwebte: allein sie ging mit nieder geschlagenen Veilchenaugen durch die gaffende Menge an der Seite des Vaters, vor den großen, mit behaglichen Genießenden und Einkäufern erfüllten Zelten, unter denen der Süden seine Goldfrüchte, die Meere und Flüsse ihre Leckerbissen, die Hanse-Städte ihre gebrannten Wasser und Lebkuchen, Amerika seine Cocos-Nüsse und Holland seine Käse aufgestapelt zu haben schienen, vorbei in das Zollhaus hin, wo die Pässe visiert und die Passagiere visitiert wurden.

Als dieses Geschäft endlich beendet war, erwartete sie schon der sorgsame Schiffherr mit einer bequemen Droshka, auf welcher sie Platz nahmen; denn er wollte sich die Freude machen, seinen lieben Gvatter und Rosinchen plötzlich in die Mitte der neuen Welt zu setzen, in welcher sie sich anzusiedeln gedachten. Um ein Obdach für sie, bis sie sich selbst nach eigenem Gefallen eine Wohnung aussuchen könnten, war er nur in so fern verlegen, als er nicht wußte, welchem er vor dem andern den Vorzug geben sollte. Wohl bekannt unter den gastfreyen Deutschen Bewohnern, die zur wohlhabenden Mittelclasse gehören, war er überzeugt, daß er mit seinen Gästen überall willkommen seyn würde. Endlich entschied er für einen Landsmann, einen Schneider, der ein Paar liebe gebildete Töchter von Rosinchens Alter hatte und in seinem hohen Wohlstande die alte Biederkeit nicht verläugnete.

Als sie nun den langen grünlichen Palast mit den vielen eisernen Balkonen, das Kanzelley-Gebäude genannt, von Peter dem I. erbauet und auf Schwiebbogen ruhend, vorüber rollten und nach der Schiffbrücke umbogen, welche sich in unabsehbarer Länge über den mit hin und herwankenden Bothen und Gondeln und dem Gesange der Ruderer belebten Strome zieht, und darüber zwischen unzähligen sechs-, vier-, zwey- und einspännigen Gefährten aller Gattung pfeilschnell hinrasselten und von beyden Seiten, den Strom hinauf und hinunter, sich auf dem graniteingefaßten im Sonnenglanze funkelnden Kay Palast am Palast reihen sahen, und dann auf dem großen Platze jenseit der Brücke auf einem ungeheuren Granit-Felsen der Schöpfer dieser

Wunder gleichsam mit dem Schöpferworte: Es *werde!* auf den Lippen, ihnen entgegen zu sprengen schien; da — schwindelte ihrem Blicke und sie waren herzlich froh, als die Droschka in den großen Thorweg einfuhr, der zu dem stattlichen Gebäude führte, in welchem die Gastfreundschaft ihnen Aufnahme versprach. —

Was der Schiffherr vorausgesagt hatte, traf richtig ein. — Als wären sie längst erwartete, liebe Verwandte, so wurden sie aufgenommen, und Rosinchen besonders fühlte sich bald heimisch und glaubte, in den bey den lieblichen Töchtern des Hauses ihre Gespielen wieder gefunden zu haben, nur weltgebildeter, als sie sie in Danzig zurückgelassen hatte. —

Zwey freundliche Zimmer, mit allem versehen, was zur Bequemlichkeit erforderlich ist, wurden Vater und Tochter angewiesen, und die Art, wie dieses geschah, war so herzlich und freundlich, daß die Bedenklichkeiten des alten Born von Incommodiren u. s. w. recht in Verlegenheit waren, wie sie sich hervor arbeiten sollten, sich dann aber auch bald beschwichtigen ließen; denn es schien, als ob alles so seyn müßte.

Die gefälligen Wirthe trugen in der Geschwindigkeit auf, was gerade das Haus vermochte, und was schon für eine ganz artige Collation gelten konnte, Westphälischen Schinken, Hamburger Rindfleisch, grünlichen großkörnigen Caviar, die Sardelle der Ostsee, kalte gebratene Haselhühner, und was dergleichen sonst noch war, nebst einigen Flaschen alten Rheinwein, und Malaga für die Damen, wozu dann noch echtes Danziger Goldwasser nebst Thorner Lebkuchen, ein Geschenk des Schiffherrn, sich gesellte.

Als die lieben Gäste sich erquickt hatten, überließen sie sie gern sich selbst und der Ruhe, deren sie wohl bedürftig waren, und machten an sie für heute keine weitem Ansprüche, als bey dem reichlich besetzten Mittags- und Abendtische, zu welchem der Schiffherr für die Zeit seines Aufenthaltes ein für allemahl zugleich eingeladen wurde. Doch wurde ein Hauptpunct so fort vor allem in Richtigkeit gebracht, nähmlich die Bestimmung der Nahmen für die Neuangekommenen, damit sie in der Russischen Welt zu nennen wären. Vater Born erhielt den Nahmen: *Fedor Iwanowitsch*, da er *Fridrich* (Fedor) hieß und sein Vater *Johann* (Iwan) geheißten hatte; und aus gleichem Grunde hieß Rosinchen: *Rosine Fedorowna*.

Als sie aber am andern Morgen mit neu belebten Kräften und blühenden Wangen zum Frühstücke kamen, da wurde verabredet, wie man die Zeit der günstigen Witterung gehörig benutzen wollte, um sie mit der Stadt und ihren freundlichen Umgebungen bekannt zu machen, und Vater Born sahe dann wohl, daß für die ersten Paar Wochen von Geschäften gar nicht die Rede seyn würde; er konnte sich aber dem wohlthätigen Eindrücke der Herzlichkeit und des Wohlwollens der beyden gastfreundlichen Aeltern und ihrer lebenswürdigen Töchter nicht entziehen, besonders da er wohl bemerken konnte, wie sehr die Letzteren Rosinchen fesselten. Auch bedachte er, daß es so übel nicht wäre, sich mit seinem künftigen Wohnorte sogleich zu befreunden, um zu wissen, was man an ihm habe und sich dann, um so weniger zerstreut, wieder mit sich selbst zurecht finden zu können.

Doch bedung er sich aus, daß einige Stunden dieser Luft- und Schauwochen dazu verwendet werden sollten, eine ihm anständige Wohnung auszumitteln und ihn etwas häuslich einzurichten. Dieses wurde willig zugestanden, da so etwas nicht viel Mühe und Zeit in Petersburg erfordert, indem alles, was zum Bedürfnisse eines Hauswesens, von welchem Umfange es auch seyn mag, erfordert wird, in dem großen Kaufhofe, so kostbar oder so einfach als man will, bey einander zu finden ist. Ja sogar fand er noch Muße genug, das Hauptgeschäft, das ihn her geführt hatte, die Erbschaft in dieser Zeit abzumachen; denn sie lag bereits bey einem rechtlichen Bürger, den der Erblasser, ein Vetter Borns, zu seinem Bevollmächtigten selbst bestimmt hatte. —

Noch fast weniger Umstände machten die besprochenen Ausfahrten. Ein schöner großer Halbwagen und eine bequeme Haus-Droschka durften nur angespannt werden, um den ganzen weiblichen und männlichen Hausstand aufzunehmen und hin zu führen, wo es etwas noch nicht Gesehenes gab; oder es nahm sie auch wohl eine geräumige Gondel auf, deren zwölf Ruder mit gleichem Schläge sich senkten und erhoben, und pfeilschnell durchschnitt der Kiel die freundlichen Wogen und schoß in Schlangenwindungen durch die herrlichen belaubten und grünenden Inseln, von denen überall eine fröhliche Musik zu Tanz und Freude einlud. Auf der Rückfahrt aber spielten nur die Ruder im Wasser, und der Steuermann mit dem betäubten runden Hute und dem blauen Federbusche darauf stimmte den Gesang an, der bald gellend, bald sanft in melancholischen Moll-Tönen sich wiegte.

Aus zwey Wochen waren drey geworden, und die erste flüchtige und heitere Ansicht der nähern Umgebungen und die Hauptpartien der sich weit ausdehnenden Stadt selbst waren nun gewonnen, eine Wohnung unfern des gastfreundlichen Landsmannes gemiethet und eingerichtet, und Vater Born fing an, Palette und Pinsel hervor zu suchen, und Rosinchen, unterstützt von ihren dienstfertigen und wohl erfahrenen Freundinnen, beschäftigte sich mit der Haushaltung und lernte schon einige Worte sammeln, welche der leicht auffassende Russe von den Rosenlippen mit bewundernswürdigem Scharfsinne auffing und deutete.

Der Schiffherr aber, der sie fast täglich besucht hatte, war nun zur Rückfahrt bereit. Er hatte immer gehofft, es würde der gute Gevatter nach erhobener Erbschaft auch wieder mit ihm zur geliebten Vaterstadt zurück kehren; allein er sahe wohl an allen Anstalten, daß es auf einen längern Aufenthalt abgesehen sey, und als er der Jungfer Rosinchen noch einen lieblichen Sänger von ihren Lieblingen und einige schöne Blumentöpfe in den Haushalt verehrt hatte, nahm er mit herzlicher Wehmuth Abschied von ihnen, versprach alle Grüße in die Heimath treulich zu bestellen und so Gott wolle, künftigen Herbst — vielleicht auch schon im Frühjahre nachzusehen, wie es seinen lieben Passagieren in der großen Kaiserstadt zuschlug. Von Bezahlung für die Ueberfahrt wollte er kein Wort hören; denn der Gevatter hatte ja auch nichts von einer Bezahlung für das Bildniß der schönen Elisabeth hören wollen.

Nach und nach kam die Regenzeit und fesselte mehr an das Haus, besonders da dem Vater Born die Clubs, in welchen es sich die Petersburger Deutschen nach vollbrachtem Tagewerke wohlseyn lassen, nicht für alle Tage zusagten. Durch die liebevolle Vorsorge seines Landsmannes hatte er denn auch die Bekanntschaft einiger Kunstgenossen gemacht, denen sein Name schon vorher nicht unbekannt war. Er stattete, von einigen begleitet, seinen Besuch bey dem kunstliebenden Präsidenten der Akademie ab, den Apoll zwar des äußeren Lichtes beraubt, aber dafür ein desto helleres Licht im Inneren angezündet hatte, fand hier eine sehr ehrenvolle Aufnahme und mit der Aufforderung, doch die künftijährige akademische Kunstausstellung mit einigen seiner Arbeiten zu zieren, wurden sogar einige Winke hingeworfen von einer Anstellung, wenn er sie wünschte. —

Kurz, er fand hier eine Liberalität, wie er sie auf seinen Kunstreisen durch Deutschland, Frankreich und Italien nicht, noch weniger in seiner Vaterstadt, gefunden hatte. Das behagte ihm gar sehr und erhob die Schwingen seines Genius.

Er hatte nun mehrere Gemälde ausgepackt und im vortheilhaftesten Licht aufgestellt. Sein liebevoller Landsmann, der im Kunstfache nicht unerfahren war, bewunderte sie höchlich und erwähnte ihrer gegen diejenigen seiner vornehmen Kunden, welche von Kunstkenntnissen und Kunstgeschmack Fait machten. —

Diese ermangelten nicht bey Vater Born vorzufahren, um seine Gemälde in Augenschein zu

nehmen. — Aber hier fanden sie mehr, als sie erwartet hatten; denn Vater Born hatte sich gewöhnt, sein liebes Rosinchen mit ihrem Strickstrumpfe oder Nähzeuge in seiner Nähe zu haben, wenn er mahlte, und am liebsten mit ihrer Harfe: es ging ihm dann noch ein Mahl so gut von statten, und — seine Gemähldte machten ein ihm selbst ganz unerwartetes Glück. Wer ein Mahl da gewesen war, kam gewiß zum zweyten Mahle wieder, und ermangelte denn auch nicht den Wunsch zu äußern, von einem so geschickten Künstler sich gemahlt zu sehen, und zwar ließen es sich die vornehmen Herren gern gefallen, damit ein so würdiger Mann nicht zu viel Zeit verliere und genirt würde, ihm in seinem Attelier zu sitzen, so daß dieses fast nie leer und oft überfüllt war, und er mehr zu thun hatte, als er bestreiten konnte.

Dieses war nun wohl Vater Born ganz lieb und er befand sich auch gar nicht übel dabey in Hinsicht des Erwerbes; denn sein erfahrener Landsmann hatte ihm gehörig Bescheid gegeben, daß er den Preis nicht zu niedrig ansetzen dürfe, wenn er bey den Russischen Herrschaften sein Glück machen wolle. Seine Bescheidenheit, die sich gegen eine Ueberschätzung seiner Arbeit, wie er es nannte, sträuben wollte, war dadurch zurück gewiesen, daß die Bezahlung nicht immer ganz pünktlich erfolge, man also bey dem Preise durchaus darauf rechnen müsse, wenn man nicht zu kurz kommen wolle.

Allein seinem Kunstgeiste war es nicht eben so recht. Er konnte vor allem Portraitieren, und oft von nichts weniger als idealen Zügen, zu keiner eigenen Arbeit gelangen und doch wünschte er sich in höhern Gegenständen der Kunst geltend zu machen, und hatte für die nächste Kunstausstellung eine Hebe bestimmt, die so lieblich ihm vorschwebte, daß es ihn ordentlich drängte, sie leiblich anzuschauen. —

Und — war es nun Eifersucht des Künstlers oder Vatersorge, oder vielleicht beydes vereint, genug, er glaubte zu bemerken, daß die vornehmen Kunstliebhaber noch wohl mehr Naturliebhaber seyn möchten und noch lieber die Madonna in Rosinchen als in seinen Gemählden bewundern mochten, so wenig auch Rosinchen bemühet war, seinen Kunstwerken Eintrag zu thun. Die Herren waren fast beständig um sie beschäftigt, und wußten, ungeachtet Rosinchen kaum einige Worte Russisch stammelte und Französisch gar nicht verstand, ihr doch recht viel zu sagen, indem ein jeder wünschte, wie es schien, ihr im Russischen, das ihr gar zu nett kleidete, bald zu einiger Vollkommenheit zu verhelfen, — und allerdings war es mehr als zweifelhaft, wo der eigentliche Magnet, der alle die vornehmen Besuche herbey zog, zu suchen sey. —

Ein leichtes Mittel, dahinter zu kommen, wäre freilich gewesen, wenn Vater Born sich zuweilen aus dem Attelier entfernt hätte; er aber wählte gerade das umgekehrte Mittel, so viel er auch selbst dabey einbüßte, und ließ Rosinchen sich entfernen, so daß die Kunstliebhaber sich bloß auf die Kunst beschränkt sahen. —

Dieses wirkte, und da sich außer dem gar keine Gelegenheit finden wollte, mit Rosinchen ein Wörtchen allein zu sprechen, selbst nicht für die Abgeordneten, die sich oft mit einer unbedeutenden Nachfrage bey dem Alten und mit einem sehr bedeutenden Mienenspiel gegen Rosinchen einstellten, ja selbst nicht einmahl für die eine oder die andere wohl gekleidete Dame, welche von diesem Fürsten oder jenem Grafen auf den geschickten Künstler war aufmerksam gemacht worden: so wurden der Beschauer immer weniger, und auch der Bestellungen, so daß Vater Born bald Muße genug fand an seine Hebe zu gehen, und dabey Rosinchens Gegenwart nicht mehr so oft entbehren durfte.

Rosinchen hätte kein Mädchen seyn müssen, wenn ihr unbemerkt geblieben wäre, wie viel Antheil sie an den Besuchen der vornehmen Herren hatte; allein es amüsierte sie weiter nicht und

interessirte sie noch weniger. —

In den strengsten Grundsätzen der Religion und Sittlichkeit vom Vater und der lieben verstorbenen frommen Mutter erzogen, und auch nicht unbekannt mit den Weltverhältnissen, mit welchen der Vater sie nach seiner Weise bekannt gemacht hatte, blieb ihr jedes Verhältniß fremd, dem die Aussicht auf den priesterlichen Segen fehlte, und diese schien ihr bey keinem der vornehmen Besuche möglich — und auch nicht wünschenswerth. Es waren zum größern Theile junge Wüstlinge, die das Leben so schnell als möglich verbrauchten, oder auch alte Sünder, die es bereits verbraucht hatten, ohne zwar es sich eingestehen zu wollen. —

Aber nicht lange sollte sie in dieser Gleichgültigkeit bleiben. — Es hatte sich nämlich einige Zeit, nachdem der Schwarm der Kunstliebhaber sich verloren, ein fein gebildeter, hübscher Jüngling eingefunden, der mit der glühendsten Liebe für die Kunst sich dem Vater näherte und für nichts Augen zu haben schien, als für diese. — Er war, wie er sagte, durch den allgemeinen Ruf zu ihm geführt, hieß Ossip Pawlowitsch Lipowsky, war mit einem kleinen Vermögen ganz unabhängig und wünschte sich unter ihm in der Kunst zu vervollkommen. Er zeigte dem Alten mit bescheidener Scheu einige Skizzen von seiner Hand und Erfindung vor, welche viel Talent und Geist und nicht gemeine technische Fertigkeit zeigten, und woran dieser großes Wohlgefallen fand. —

Gern erlaubte er ihm, unter seinen Augen zu zeichnen und einige Versuche mit dem Pinsel anzustellen, und Lipowsky bediente sich dieser Erlaubniß mit so vieler Bescheidenheit und zugleich mit so vielem Kunsteifer, daß der Alte den Jüngling recht lieb gewann, besonders, da dieser gelegentlich keine geringen Kenntnisse, einen sehr gebildeten Geschmack und echt Deutsche Grundsätze äußerte, und gar unterhaltend von den Reisen zu sprechen wußte, welche er nach seiner Ausbildung in Deutschland unternommen hatte. Das Deutsche sprach er zwar recht geläufig, es war ihm aber doch ein gewisser fremder Accent geblieben, der ihm gar nicht übel stand. —

Er suchte denn auch seine Dankbarkeit und Verehrung dem Alten dadurch zu beweisen, daß er nicht selten Gelegenheit nahm, dieses oder jenes Seltener in Küche und Keller zu liefern, wofür er sich denn hoch belohnt fühlte, wenn er darauf eingeladen wurde, oder auch ihm zum Besitze des einen oder andern gewünschten Kunstwerkes zu einem billigen Preise zu verhelfen. —

Rosinchen konnte nicht umhin, den Ossip Pawlowitsch auch artig und unterhaltend zu finden, und horchte gar gern seinen Unterhaltungen mit dem Vater zu, mochten diese nun Kunstwerke, deren er so viele gesehen hatte und worüber er sehr verständig zu urtheilen wußte, oder sonst seine Reisen betreffen, und bald schien ihr der Tag langweilig, an welchem er vielleicht einmahl ausblieb, so wie er ihr dagegen sehr kurz vorkam, wenn er da war und auch kein Wort sprach, sondern sich bloß mit dem Pinsel beschäftigte. Ihr war es immer, als hätte er wer weiß wie viel Interessantes erzählt; und beynahe ging es Vater Born eben so, daher diesem manche Aeüßerungen Rosinchens, welche den Antheil, den sie an dem Kunstjünger nahm, oft unwillkührlich verriethen, gar nicht auffielen.

Auch war ihr Ossip Pawlowitsch, als sie ihn das erste Mahl bey dem Vater sahe, gleich so bekannt vorgekommen und es fiel ihr bald ein, daß er ein gar fleißiger Kirchengänger seyn müsse; denn so oft sie auch in der Kirche war, erinnerte sie sich ihn dort gesehen zu haben, weil er, obgleich in einiger Entfernung von ihrem Sitze, doch so stand, daß, wenn sie ja einmahl den Blick in die Höhe schlug, sie stets ihn gewahrte. Sie äußerte einmahl ihre Verwunderung darüber, daß er, als ein Russe, die katholische Kirche besuche; er erklärte es ihr aber, indem er ihr sagte, daß er im Auslande sich immer zur katholischen Kirche, als die der Griechischen am ähnlichsten,

gehalten habe, und daher noch gewohnt sey, diesem Gottesdienste beyzuwohnen.

Sie freuete sich darüber und fand sich durch seine Gegenwart auch keinesweges in ihrer Andacht gestört, wie es doch mit einem andern Russen, einer von den frühern Besuchen bey dem Mahler, der Fall war, der, einige zwanzig Jahre älter als Ossip Pawlowitsch, auch einen großen Gefallen an dem katholischen Gottesdienste finden mußte; denn er versäumte gleichfalls selten die Messe. Dieser hatte aber seinen Stand ganz nahe bey ihrem Sitze und wußte sich ihr immer störend bemerkbar zu machen. Zuweilen kam er in reich mit Gold besetzter hellgrüner Uniform und mit Sternen bedeckt; zuweilen zwar in einfacher Kleidung, aber er drehete sich so oft um, er starrte alles so vornehm unverschämt an, er fand immer Bekannte, mit welchen er so laut schwatzte, und nahm im Grunde an der heiligen Handlung selbst so wenig Antheil, daß seine Nähe dem frommen Rosinchen höchst unbequem war.

Und noch unbequemer war es ihr, als sie, was nicht lange ausbleiben konnte, sich nicht verhehlen durfte, daß sie die Ursache seiner öftern Anwesenheit war, und daß er sie nicht bloß in der Kirche störend verfolgte, sondern daß sie auch nicht einmahl den Kopf am Fenster erheben konnte, um etwa zu sehen, wessen Vorreiter so schrien, ohne das paille lange Gesicht in dem sechsspännigen Wagen zu erblicken, so daß sie schon gar nicht mehr gern aufsehen mochte. —

Bey ihm half auch das Mittel, welches doch bey den Uebrigen so gute Wirkung that, gar nichts. Graf Orlofsky, so hieß er, ließ selten drey Tage hingehen, ohne seinen Besuch bey Vater Born zu wiederholen, ungeachtet er nur selten Rosinchen im Attelier überraschte und sie sich jedes Mahl bald entfernte, wenn er da war. Er schien sich vorgenommen zu haben, sich durch keine Kälte abschrecken zu lassen, und Rosinchen fing schon an, einen herzlichen Widerwillen gegen ihn zu fassen, als zu ihrer großen Freude Besuche und Gefahr mit einem Mahle ein Ende hatten.

Dieses traf gerade zu, als Ossip Pawlowitsch seine Besuche anfang. Einem so bescheidenen Jünglinge seines Standes, durfte sie nicht ausweichen, sonst hätte sie auch gar zu viel von dem lieben Vater entfernt seyn müssen, denn Ossip Pawlowitsch meinte es gar eifrig mit der Kunst. Und als sie zuletzt sich nicht verhehlen durfte, daß seine fleißigen Besuche doch wohl nicht bloß der Kunst gelten möchten; da hatte sie auch nichts dawider, und es störte sie gar nicht, wenn sein Blick öfter auf ihr ruhte, als auf seiner Mahlerey, obschon sie erröthete und mit Herzpochen die Augen niederschlug, wenn dieser Blick beredt dem ihrigen begegnete, ungeachtet sie es hätte gewohnt werden sollen; denn es geschah immer öfter und öfter. —

Das schlimmste aber war, daß Vater Born anfang, mit dem Eifer seines Kunstschülers nicht ganz mehr so zufrieden zu seyn, als ehemahls, ob er gleich nicht läugnen konnte, daß seine Fortschritte, ungeachtet des verminderten Fleißes, auffallend waren und daß er seine Arbeiten geistreicher ausführte. Nicht etwa, daß Lipowsky seltener sich einfand, im Gegentheile; aber die Arbeit wollte sich nicht fördern und es trat oft eine sichtbare Zerstreung und Abwesenheit ein, wenn er dabey saß. Dieses machte den Alten aufmerksam und nun ward es ihm denn auch bald leicht, diese Widersprüche zu reimen. Es konnte ihm aber auch nicht unbemerkt bleiben, wie sehr Rosinchens Herz dabey im Spiele war, und ob er gleich dem Jünglinge alles Gute zutrauete, so fing er doch an, um das Glück seiner Tochter besorgt zu werden.

Gewohnt, immer den nächsten Weg einzuschlagen zu einem als gut anerkannten Ziele, suchte er einst Rosinchen zu der Zeit, da Lipowsky sich gewöhnlich einzufinden pflegte, unter einem scheinbaren Vorwande zu entfernen — Lipowsky kam sehr heiter und machte sich bald an die Staffeley. Ein Viertelstündchen ging es mit der Arbeit recht gut von Statten; als aber Rosinchen immer nicht kam, wurde er unruhig. Der Alte zeigte ihm jetzt einige Zeichnungen von berühmten Meistern vor, die ihm vom Auslande waren zugesendet worden, um im kunstliebenden

Petersburg einen Käufer dazu zu finden; allein Lipowsky hatte gar keinen Sinn dafür, seine Urtheile waren einsylbig, und oft selbst stumpf, und endlich konnte er sich nicht länger zurück halten, sondern platzte mit der Frage heraus, wo denn Rosine Fedorowna sey?

»Ey, ey, Lipowsky,« sagte der Alte, »der Kunstjünger muß in der Werkstatt der Künste nichts vermissen, was nicht zu ihr gehört.«

Der Jüngling wurde verlegen; er stammelte etwas her, das er selbst nicht versehen mochte, das aber doch so heraus kam, als ob es die Frage nach Rosinchen gleichsam entschuldigen sollte. Das gefiel dem Alten nicht; denn, dachte er bey sich, wenn Lipowsky es redlich meinte und ernstliche Absichten auf Rosinchen hätte, so würde er nicht auf Entschuldigungen denken, sondern er würde dem Vater sein Herz öffnen, und daher sagte er jetzt ernst und trocken:

»Da Sie hier nicht mehr durch die Kunst allein befriedigt werden, so ist es ein Beweis, daß Sie meiner Kunstaufsicht entwachsen sind; und eine andere Aufsicht über Sie zu übernehmen, dazu finde ich mich nicht berufen; also hebe ich unsern Contract auf und betrachte Sie nicht mehr als meinen Schüler.«

Da erblaßte der Jüngling und fing an zu zittern, und konnte kein Wort hervorbringen, so daß der Alte ihn beynahe erschrocken fragte:

»Was ist Ihnen, Lipowsky? — Wie wird Ihnen? — setzen Sie sich.«

»Nein, ehrwürdiger Mann,« erwiderte Lipowsky sich fassend und mit Feuer, »ich setze mich bey Ihnen nicht mehr, wenn Sie mir nicht erlauben, Sie als meinen Vater zu betrachten. Finden Sie mich dessen unwerth, so — sehen Sie mich nie wieder.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte der Alte zweifelhaft, aber nicht unfreundlich.

»Vater, ich liebe Rosinchen,« rief der Jüngling, — »geben Sie sie mir zum Weibe!

»Nun, das ist ehrlich gesprochen,« versetzte der Alte, dem jetzt ein Stein vom Herzen fiel; »aber für den Vater ist es nicht genug. Sie lieben meine Tochter?«

»Unaussprechlich!«

»Und wollen sie zum Weibe haben?«

»Mir den Himmel auf Erden gewinnen!«

»Ganz gut, Lipowsky, und ich gestehe ihnen, daß ich glaube, der Himmel hätte nicht viel dawider; aber« — —

»Aber?« fragte Lipowsky bestürzt.

»Aber,« fuhr der Alte fort, »ich kenne Sie nicht, das heißt, ich kenne nicht Ihre Verhältnisse, Ihre Umstände — so nähmlich, wie der Vater sie doch kennen muß, der diesen das Liebste anvertrauen soll, das er auf Erden besitzt; denn sehen Sie, Lipowsky« und ihm traten die Thränen in die Augen, — »Rosinchen ist mein alles, und seinen ganzen Reichthum setzt man doch nicht so leicht auf das Spiel.«

»Vertrauen Sie ihn meinem Herzen und Sie sollen sich nicht getäuscht finden. Vergönnen Sie mir wenige Tage, lieber Vater, und Sie sollen über mich und meine Verhältnisse alle Auskunft haben, die Sie nur wünschen können.«

»Gut, das will ich; aber bis dahin, Lipowsky, muß ich Sie bitten, mich nicht zu besuchen; Rosinchen nicht zu nahen, auch nicht einmahl in der Kirche. Geben Sie mir Ihre Hand darauf als

ein redlicher Mann, der es rechtschaffen meint mit mir und meiner Tochter.«

»Aber warum denn das?« fragte der Jüngling bestürzt. — »Warum wollen Sie mich verbannen aus Ihrer, aus Rosinchens Nähe?«

»Der Sohn muß die Sorgen des Vaters ehren,« versetzte Born, »und die Abwesenheit von einigen Tagen wird Ihnen bey Rosinchen keinen Eintrag thun. Wenn Sie es also redlich meinen, so sagen Sie mir das zu.«

»Um Sie zu überzeugen, wie sehr ich sie verehere,« erwiderte der Jüngling in einem Tone, der dem Alten herzlich wohlthat, »gut — so schwer es mir auch wird — ich gebe Ihnen mein Wort darauf. — Ach! warum kann ich Ihnen nicht sogleich völlige Befriedigung gewähren — Warum müssen Verhältnisse ... die wenigen Tage, deren ich bedarf — sie werden mir zu einer Ewigkeit werden.«

»Der Gedanke, daß Sie der Geliebten und dem Vater einen so überzeugenden Beweis geben, es falle Ihnen kein Opfer zu schwer, wenn die Pflicht gebeuth, wird Ihnen diese kurze Trennung ertragen helfen.«

»So nennen Sie mich wenigstens Sohn, lieber Vater. — Dieses Wort von Ihren Lippen wird mich stärken.«

»Befriedigen Sie mich, beruhigen Sie das Vaterherz, und ich werde Sie mit Freuden nicht bloß Sohn nennen, sondern als meinen Sohn erkennen,« versetzte der Alte und umarmte den Jüngling väterlich, der sich mit schwerem Herzen entfernte.

Rosinchen hatte aber den Auftrag des Vaters so schnell als nur immer möglich ausgerichtet. Jetzt kam sie nach Hause und — fand den Vater ganz allein, welches sie, besonders seit einigen Wochen, gar nicht um diese Zeit gewohnt war, und konnte sich nicht enthalten zu fragen, ob denn Ossip Pawlowitsch nicht da gewesen sey? und als der Vater ihr ganz trocken mit Ja antwortete, meinte sie, er habe doch Recht, daß der Lipowsky in seinem Eifer nachlasse, und das sey doch recht schade um die schönen Anlagen.

»Ich bin mit seinem Eifer ganz gut zufrieden,« erwiderte der Vater zu Rosinchens größter Verwunderung. — »Er schien nur weniger fleißig; nun ich aber weiß, was ihn beschäftigt, kann ich mir auch recht gut erklären, woher die bedeutenden Fortschritte, welche er in der Kunst machte.«

Rosinchen sah den Vater an, wie jemand, dem unerwartet ein Räthsel vorgelegt wird.

»Beschäftigt?« fragte sie endlich, »hat er Arbeit angenommen? — Warum thut er denn so heimlich damit?«

»Und hat es dir nicht einmahl gesagt ...«

»Kein Wort!«

»Das muß du ihm schon verzeihen: er will dich überraschen — wenn er damit zu Stande ist.«

»Wird das bald seyn?« fragte Rosinchen neugierig.

»Ich denke in vierzehn Tagen bis drey Wochen,« versetzte der Vater, und wenn er dann wiederkommt ...«

»Wie?« fiel Rosinchen bestürzt ein, »ehe er damit nicht zu Stande ist, will er gar nicht herkommen?«

»Das habe ich mir ausdrücklich ausbedungen,« antwortete der Vater.

Rosinchen hätte gern nach der Ursache einer so seltsamen Bedingung gefragt; allein ihr traten Thränen in die Augen, sie wußte selbst nicht warum, und sie schämte sich ihrer; und da der Vater sogleich von etwas Anderen anfang, so unterdrückte sie mit einem Seufzer die Frage. —

Aber ihre Heiterkeit war verschwunden. — Der gute Vater bemerkte den ersten Schmerz der Liebe, die auch für Rosinchen nicht dornenlos seyn sollte; aber er stellte sich, als ob er keine Veränderung, gewährte, um es den armen Kinde zu erleichtern, sich mit ihrem Herzen abzufinden. — Um sie jedoch zu zerstreuen, forderte er sie zu einem Besuche bey dem Landsmanne auf, wo sie den Abend zubringen wollten. —

Rosinchen wäre lieber allein, ganz allein geblieben, aber Welch einen Vorwand hätte sie wählen sollen, sich von dem Besuche los zu machen? Sie ging, und in der Gesellschaft ihrer Freundinnen, die sie abwechselnd mit angenehmen Geplauder und mit Musik unterhielten, verminderte sich wirklich ihr Trübsinn, besonders da sie sich aus weiblichem Instinct anfänglich Zwang anthat, heiterer wie gewöhnlich zu scheinen. Doch hatte sich ihrer eine gewisse schmachtende Weichheit bemeistert, die jedes ihrer Worte, jeden Ton der Stimme und der Harfe interessanter machte.

Die zwey folgenden Tage kamen ihr sehr langweilig vor, so viel Mühe sich auch der Vater gab, sie zu unterhalten. Ein Mittel wäre gewiß angeschlagen, wenn er es hätte versuchen wollen. Er hätte sie nur aufklären dürfen über die Gefühle ihres Herzens; denn daß sie damit nicht im Klaren war, davon war er bald überzeugt und Lipowsky gewann dadurch bey ihm sehr; allein er hielt es für rathsamer, dem Feuer keine Luft zu machen, um dessen im Falle der Noth desto leichter Herr werden zu können. —

Als aber Rosinchen am Sonntage in die Messe ging und auch hier ihr Blick Lipowsky vergebens suchte, da wurde ihr so weh zu Muthe, und sie war so niedergeschlagen, daß das Vaterherz überfloß und er doch keinen Vorsatz brach. — Als wie von Ungefähr erwähnte er seiner und fragte, wie es doch eigentlich gekommen, daß Lipowsky, zu dessen Lobe er mancherley sagte, mit ihnen so bekannt geworden sey. Jetzt wurde Rosinchen gesprächig; auch der kleinste Umstand war ihr nicht entfallen, und ihr Herz fühlte sich erleichtert, daß sie von ihm reden konnte. —

Da nahm der Vater sie in seine Arme und sagte zu ihr mit Innigkeit, indem er ihr die Wangen streichelte:

»Nun, beruhige dich nur, Rosinchen; ich denke, wir sehen ihn bald wieder.«

Rosinchen aber entstürzten Thränen und sie flüchtete in das Nebenzimmer, wohin ihr der Vater nicht folgte, so gewaltig ihn auch das Herz hinzog.

»Wenn es Lipowsky nicht redlich meinte!« — sprach er zu sich selbst. »Wenn er sich nur in das Herz des Mädchens gestohlen hätte, um es zu brechen! — Oder wenn seine Verhältnisse der Art wären, daß Rosinchens Herz nicht befriedigt werden könnte! — Aber nein! — Er war seiner Sache zu gewiß und erhält sein gegebenes Wort — er meint es redlich — ja, ja, Lipowsky ist was er scheint und wir werden bald glücklich seyn.« —

Mit neuem froheren Muthe ergriff er den Pinsel und arbeitete mit Lust an seiner Hebe, welche bereits gar lieblich sich entfaltete, eine unsterbliche Blüthe des Olymp. — Rosinchen aber schlich mit ihrer Harfe, die sie seit einigen Tagen nicht angerührt hatte, herbey und erfreuete ihn mit seinem Lieblingsliedchen unter stillen Thränen.

Am Abend dieses Tages war Rosinchen von ihren Freundinnen eingeladen, mit ihnen den Tanz-Club zu besuchen, der heute für den Sommer geschlossen werden sollte, und Vater Born ließ es unter der Aufsicht der wackeren Mutter und in der Gesellschaft so sittlicher Mädchen gern geschehen. Rosinchen war noch nie dort gewesen, und ihre Neugierde, den Ort und die Gesellschaft kennen zu lernen, von deren Annehmlichkeit man so viel sprach, und ihre Lust am Tanze machten, daß sie mit einigem Vergnügen sich dazu anschickte, wobey die jüngste ihrer Freundinnen ihr treulich half.

Der Vater hatte eingewilligt, daß ein Kleid nach dem neuesten Schnitte, der unter den Töchtern der Deutschen Mittelclasse eben herrschte, für Rosinchen angefertigt war, damit sie sich durch ihre Tracht nicht auszeichnen möchte. Als sie nun in dem seinen weißen, mit niedlichen Spitzen besetzten Leinenkleide über einem pailen Taftunterkleide da stand, das blonde Haar in Flechten um das nette Köpfchen geschlungen, konnte die Freundin sich nicht halten, ihr um den Hals zu fallen und Vater Born herbey zu rufen, der mit innigem Wohlgefallen das schlanke, hübsche Töchterchen belächelte. Rosinchen konnte sich selbst nicht verhehlen, daß ihr der Anzug recht artig kleide, und dachte ganz heimlich: Wenn dich doch Ossip Pawlowitsch so sehen könnte!

Jetzt fuhr der Wagen vor, Vater Born wiederholte noch ein Mahl die Ermahnung, im Tanze hübsch mäßig zu seyn und besonders ja nicht erhitzt zu trinken, und empfahl sie der freundschaftlichen Obhuth der würdigen Mutter, welche unten im Wagen mit der ältern Tochter die beyden Mädchen erwartete.

Rosinchen war es schon inne geworden, daß in Petersburg alles nach einem ganz andern Maßstabe berechnet sey, als in Danzig; denn Einrichtung und Lebensweise in dem älterlichen Hause ihrer Freundinnen, zum Beyspiele, in dem Hause eines Schneiders — ein Stand, den sie sonst wohl gewohnt war, unter sich zu sehen — war in ihrer Vaterstadt kaum bey den wohlhabendern Rathsherren.

Als sie aber in das Vorzimmer des Tanz-Clubs trat, wo ein wohlbeleibter Schweizer mit Bandelier und einem Rohre mit großem silbernem Knopfe sie empfing, und mehrere Livree-Bediente geschäftig waren, den Damen die Tücher und den Herren die Hüte abzunehmen, und sich nun die doppelte Flügelthür öffnete, die zu einer langen Reihe großer, hellerleuchteter Säle und Zimmer führte, aus welchen ihnen eine herrliche Tanzmusik entgegen scholl, und hier von beiden Seiten auf erhöhten tuchbeschlagenen Sitzen eine Reihe geschmackvoll geputzter Damen an den Wänden herum saßen, unter denen fast keine war, in deren Ohren oder an deren Fingern nicht Brillanten blitzten, und im inneren Raume die Tanzenden, und umher ein gedrängter Haufe männlicher Zuschauer, unter reichen sternbedeckten Kleidern die einfachste Kleidung des Bürgers in traulicher Vermischung: — da dünkte sie sich in eine neue Welt versetzt. Ihr Blick war geblendet, und ganz gedankenlos, ja fast verlegen, ob sie auch in diese Gesellschaft hingehöre, folgte sie am Arme der ältesten Schwester der Mutter, welche mit der jüngern voraus ging. —

Im ersten Saale war kein Platz zu bekommen; in den darauf folgenden Zimmern war Spieltisch an Spieltisch mit Herren und Damen besetzt, und nur im hintern mit Lichtern herrlich erleuchteten runden Saale, wo die liebliche Russische Hornmusik wogte, konnten sie zum Sitzen kommen.

Hier trafen sie mehrere Bekannte ihrer jungen Freundinnen, die Rosinchen bey diesen gesehen hatte, und sie überzeugten, daß sie nicht etwa die Einzigen ihres Standes in dieser Gesellschaft waren. Die liebliche Fremde zog aber aller Augen auf sich. Sie bemerkte diese ihr ungewohnte Aufmerksamkeit, welche sie erröthen und verlegen machte, als sich ihr eine Gestalt nahete, die, wie ein böser Dämon, zwischen sie und die Freude trat, die sie hier erwartet hatte. Es war Graf

Orlowsky, der sich ihr mit strahlendem Blicke nahete und entzückt war, sie hier zu sehen. Er bath sich die Ehre des ersten Tanzes aus. Ohne sich zu besinnen, lehnte Rosinchen diese Ehre unter dem Vorwande ab, daß sie für heute eine bloße Zuschauerinn abgeben würde, um zu sehen, ob sie auch wohl in dieser Gesellschaft tanzen könne. Der Graf wollte sich schwer damit abfertigen lassen; allein alle seine Beredsamkeit, die er selbst mit Persiflage über die so eben Tanzenden würzte, vermochte nichts bey Rosinchen.

Auf diese Weise war sie aber nun gezwungen, für den ganzen Abend auf das Vergnügen des Tanzes Verzicht zu leisten, und zu ihrem noch größeren Verdrusse schien der Graf den gleichen Entschluß zu fassen, und in ihre Nähe gebannt zu seyn. — Der Mutter ihrer Freundinnen fiel dieß einiger Maßen auf; sie sahe aber wohl an dem Unmuthe des armen Kindes, daß von einem näheren Verständnisse gar nicht die Rede sey, und suchte Rosinchen so in den Kreis ihrer Bekannten zu bringen, daß der Graf, wenn er nicht alle Schicklichkeit aus den Augen setzen wollte, sich gezwungen sahe, mehr in der Ferne zu bleiben. —

Rosinchens Freundinnen waren recht ärgerlich, daß die Zudringlichkeit des Grafen ihr die Freude des Tages verdorben hatte, und Rosinchen sahe mit klopfendem Herzen zu, wie sie diese Freude genossen und der Graf war ihr, wo möglich, jetzt noch mehr zuwider, als vorher. Doch, ob der Abend gleich nicht so angenehm verging, als sie sich versprochen hatte, so fand sie dennoch an dem Neuen, daß sich ihr überall darboth, Unterhaltung genug, und wußte am anderen Morgen bei dem Frühstücke dem Vater viel zu erzählen, wobey sie ihm denn auch mit einem Seufzer klagte, wie es ihr mit dem unausstehlichen Grafen ergangen sey.

Rosinchen schien zu Vater Borns Freude erheitert; allein, als die Bilder dieses Abends mehr erbleichten, trat Lipowsky's Bild in um so frischeren Farben wieder vor ihre Seele, und der Vater wurde recht besorgt, da nichts sie zu zerstreuen vermochte; ja, er fing schon an zu bereuen, daß er mit Lipowsky so gar streng umgegangen sey, und nahm es in manchen Augenblicken dem guten Jungen ordentlich übel, daß er denn auch so gar pünktlich seine Zusage halte. —

Jetzt waren bereits volle acht Tage verflossen, ohne daß Lipowsky etwas von sich hatte sehen oder hören lassen, als Rosinchen, wie an diesem Wochentage gewöhnlich, von einer Magd begleitet, auf den Markt ging, um einige häusliche Bedürfnisse einzukaufen. In dem Augenblicke, daß sie um eine Ecke bog, sahe sie einen hochbeladenen Heuwagen so nahe auf sie zubiegen, daß sie erschrocken gegen einen sechsspännigen Wagen hinflieg, an dessen offenen Schläge zwey Bediente standen. Aber was schildert ihre Bestürzung, als sie sich kaum dem Wagen genähert hatte und sich plötzlich ergriffen und hinein gehoben fühlte: die Thür flog zu und in gestreckten Galopp jagten die Pferde davon. —

Rosinchen war betäubt, und als sie wieder eines Gedankens fähig war, sahe sie sich von finsterner Nacht umfungen. Alle Jalousien waren aufgezogen und jeder Versuch, sich Licht und ihrem Geschrey Luft zu verschaffen, war vergebens. — Dabey flog der Wagen so rasch hin, daß ihr beynahe der Athem verging und sie ihre schreckliche Lage wohl fühlen, aber nicht überschauen konnte —

So mochte es wohl eine Stunde fortgegangen seyn, als der Wagen anhält. Sie hört die Pferde ablegen und sich entfernen. Jetzt öffnet sich der Schlag und ein bärtiger, aber nicht unfreundlicher Russe bittet sie ehrerbietig in gebrochenem Deutsch, etwas auszusteigen und einige Erfrischungen einzunehmen, um sich von dem Schreck zu erhohlen. Ohne ein Wort zu erwiedern, glaubt Rosinchen nicht früh genug das enge, schreckliche dunkele Gefängniß verlassen zu können, sie springt heraus und — sieht sich in einem dichten Walde und bemerkt außer dem Russen mehrere Reiter in einiger Entfernung, welche abgestiegen waren und ihre

Pferde bey sich weiden ließen, während sie sich in das Gras streckten.

»Was will man mit mir?« fragte sie endlich mit ängstlicher Stimme. »Bringt mich zurück nach Petersburg. — Es muß ein Irrthum seyn.«

»Beruhigt Euch, Sudarina2,« antwortete der Russe, »Euch geschieht nichts zu Leide. — Ihr geht Euerem Glücke entgegen.«

»Meinen Glücke?« erwiderte Rosinchen bestürzt, indem sie sich immer noch halb damit beruhigt hatte, daß ein Irrthum obwalten müsse, und daß nach dessen Aufklärung das Abenteuer ein Ende haben würde. »Meinem Glücke?« wiederholte sie ängstlich.

»Ihr werdet es sehen,« versetzte der Russe, »und dann erinnert Euch gnädig Iwan Wassily's.«

»Um aller Heiligen willen,« rief sie und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, »bringt mich zurück! — Bringt mich zurück! — Mein alter Vater. — Ich bin sein einziges Kind — sein einziger Trost. — Er wird sich um mich ängstigen. — Der Gram wird ihn tödten! — Laßt Euch erbitten! — Bringt mich zurück!«

»Sudarina,« erwiderte der Russe, »es thut mir wehe, Euch so betrübt zu sehen, aber gebt Euch darein. Ich handle nur, wie mir ist befohlen worden.«

»Befohlen? — Von wem?«

»Von meinem Herrn, Euerem Geliebten, der es gut mit Euch meint.«

»Ich habe keinen Geliebten,« rief sie in Verzweiflung; »am wenigsten einen, der mich meinem Vater rauben würde. — Aber es ist auch gewiß ein Irrthum. — Wie kennt mich Euer Herr? — Ich bin eine Fremde, seit kurzem erst in Petersburg.«

»Das alles, Sudarina, gehet mich nichts an,« entgegnete der Russe trocken. »Daß Ihr die Rechte seydt, daran ist kein Zweifel; daß Ihr in kurzem Euch nicht nur beruhigen, sondern Euch Glück wünschen werdet, daran ist auch kein Zweifel: also, wißt Ihr was? thut es lieber gleich auf mein Wort, und ersparet Euch die Angst, und genießt von diesem Weine und diesen Früchten. Oder wollt Ihr lieber etwas Gebratenes? — Hier sind Haselhühner — hier Repphühner — befiehlt!«

»Nichts von allem dem; um meine Freyheit bitte ich Euch. — Mein Vater wird Euch dafür reichlich belohnen. Hier, nehmt alles, was ich bey mir habe — erwartet weit mehr!«

»Ihr seydt meinem Barin3 mehr werth, als alles, was Ihr und Euer Vater mir geben könnet.«

»Wer ist das? — Doch, ich mag ihn nicht kennen, und wenn Ihr ihn mir auch nenntet, ich würde doch deshalb nicht mehr von ihm wissen. — Vielleicht fürchtet Ihr euch, mich zurück zu bringen. — Laßt mich hier im Walde zurück; ich will die Landstraße suchen — es wird ein mitleidiger Reisender vorüber fahren und mich aufnehmen.«

»Unterdessen könnte Euch ein Wolf oder ein Bär schon verschlungen haben,« erwiderte der Russe lachend, »und was würde es Euch auch helfen, Ihr könnt ja mit niemand reden.«

»Um Gottes willen!« rief Rosinchen mit steigender Angst und fiel auf ihre Knie, »erbarmet Euch meiner und gebt mich meinem Vater zurück!«

»Stehet auf, Sudarina,« sagte der Russe, »das ist keine Stellung für Euch. Sehet da kommen die Pferde, die uns weiter bringen, und eine Gesellschafterinn, die Deutsch spricht und mit der Ihr Euch unterhalten könnt. — Auch sollt Ihr nicht mehr so in finsterner Nacht fahren. — Nur gebt jeden Gedanken, nach Petersburg zurück zu kommen, für jetzt auf.«

Wirklich kam mit den frischen Pferden ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, das Rosinchen bald für eine Deutsche erkannte. Ihr Herz fühlte sich dadurch erleichtert; denn an der Brust der Landsmänninn hoffte sie Schutz zu finden. Sie ließ daher von dem unerbittlichen Russen ab, der über ihre Angst nur zu lachen schien, und wandte sich an das Frauenzimmer, das mit dem Ausrufe: »Ein Engel!« sich ihr näherte, und bath sie flehentlich, sie aus den Händen ihrer Räuber zu befreien.

»Fassen Sie sich, Mamsell,« erwiderte diese. »Sie sind jung und unerfahren, und stellen sich alles fürchterlicher vor, als es ist. — Die Pferde sind vorgelegt. — Lassen Sie uns einsitzen und im Wagen hoffe ich Sie zu beruhigen.«

Rosinchen sahe wohl, daß hier alle Weigerung vergebens sey. Mit bangklopfendem Herzen stieg sie also wieder in den Wagen, dessen geschmackvolles und bequemes Inneres ihr jetzt, da die Jalousien geöffnet waren, in die Augen fiel. Ihre Begleiterinn stieg nach ihr ein, und nun ging es mit verhängten Zügeln weiter. Aber es war nicht die Heerstraße, welcher man folgte, und die Hoffnung, vielleicht irgend einem Reisenden zu begegnen und ihn zu ihrer Rettung aufzufordern, verschwand. — Das Geschrey der Angst und die Geberde der Verzweiflung würde, hatte sie gehofft, eine verständliche Sprache seyn für jedes menschliche Herz; — allein es fand sich gar keine Gelegenheit, sie in Anwendung zu bringen.

Ihre Begleiterinn both während des Fahrens ihre ganze Beredsamkeit auf, Rosinchen zu beruhigen.

»Sie können ja wohl aus allem ersehen,« sagte sie, »daß Sie in eben so reiche als großmüthige Hände gefallen sind. — Man wünscht nichts, als Sie glücklich zu machen. Zeigen Sie sich der Großmuth Ihres Beglückers dadurch würdig, daß Sie sich ihr mit Vertrauen überlassen. Alle Freuden des Lebens werden sich Ihnen darbiethen, und was Ihr Herz nur wünschen kann, werden Sie erfüllt sehen, noch ehe Sie es ausgesprochen haben. Schöne Kleider, Juwelen, glänzende Equipagen, so viele Bediente, als Sie wollen, Ihre Dienerinn, Ihre Kammerfrau und eine Menge weiblicher Slaven, die nur von Ihren Winken abhängen, — was könnten Sie mehr wünschen?«

»Meine Freyheit«, rief Rosinchen erbittert — »Meine Freyheit und meinen Vater! Er gibt mir, was ich bedarf, und ohne ihn sind alle Reichthümer der Erde mir keines Blickes würdig.«

»Sie werden sich fassen, liebes Kind,« erwiderte die Begleiterinn, welche von Rosinchen bereits so sehr gehaßt wurde, als es ihr nur möglich war. — »Ihren Vater wird man über Ihr Schicksal beruhigen, und es wird ja nur von Ihnen abhängen, wie bald Sie ihn wiedersehen. Bezeigen Sie sich gefällig gegen den Herren, der Sie liebt, finden Sie sich in das Glück, das er Ihnen darbiethet, und Ihr Vater wird sich freuen, seine geliebte Tochter so über jede Erwartung glücklich zu sehen.«

»Glücklich — in den Armen des Lasters!« rief Rosinchen und bebte vor Entsetzen.

»Ey, wer sagt Ihnen das?« erwiderte die Begleiterinn lebhaft. »Nein, wenn das wäre, würde ich mich nie haben bereitwillig finden lassen, diese Stelle bey Ihnen anzunehmen. Nein, darüber beruhigen Sie sich. Man hat nichts gegen Ihre Tugend und Ihre Unschuld im Sinne. Nur sichern wollte sich der Herr, der Ihnen Herz, Hand, Rang und Vermögen weiht, sichern Ihren Besitz.«

»Wie?« versetzte Rosinchen überrascht, aber im Grunde durch diese Worte beruhigt, »sich meinen Besitzes sichern? — Ein Mann, den ich nicht kenne, den ich nie sahe?«

»Mehr Ihnen zu entdecken, ist mir nicht erlaubt, liebes Kind,« entgegnete die Begleiterinn, »aber das kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, es erwartet Sie ein Glück, das Sie nicht ahnden,

und glauben Sie mir, Sie kennen den Mann und haben ihn oft gesehen.«

Das fiel Rosinchen schwer auf das Herz, denn wer konnte dieß anders seyn, als — der ihr verhaßte Orlowsky.

»Ein Glück, das ich nicht freywillig wähle, ist für mich kein Glück!« sagte sie mit beklommenem Herzen. »Ich will glauben, daß Sie es gut mit mir meinen, aber, wenn Sie mir zu meiner Freyheit verhülffen, zur Rückkehr zu meinem guten Vater, der um mich in Angst vergehen wird; so würde ich Sie für einen Engel halten, den meine Heilige mir zu meiner Rettung gesandt hat.«

Aber sie sahe wohl, daß es ihrer Begleiterinn gar nicht schmeichelhaft dünken mochte, die Abgesandtinn einer Heiligen zu seyn; denn sie konnte kein anderes Wort aus ihr herausbringen, als daß sie diesen Augenblick noch einmahl segnen und für die kleine Gewaltthätigkeit, die man gegen sie verübte, danken würde; und Rosinchen zog sich in sich selbst zurück und saß summt in eine Ecke gelehnt und vertraute nur ihrem Schnupftuche ihre Thränen und ihr Schluchzen: Alles Zureden, doch einige Stärkung zu sich zu nehmen, war vergebens. Der Gedanken, von dem Vater getrennt und in der Gewalt eines Orlowsky zu seyn, preßte ihr das Herz zusammen, und dabey trat ihr des armen Lipowsky Bild vor die Fantasie und war eben nicht geeignet, das Gemählde zu erheitern. — Und wenn auch der Graf nicht ganz verworfene Absichten mit ihr hatte, so hatte er sie doch von allem losgerissen, was ihrem Herzen theuer war. — Sie konnte nur mit Schaudern an ihn denken.

Ihre Begleiterinn wurde ernstlich um sie besorgt. Sie war in einem höchst gereizten Zustande, und als von neuem die Pferde gewechselt werden sollten, berathschlagte jene mit dem Russen, der auf dem Bocke die Reise mitmachte, und es wurde beschlossen, in einem Städtchen einzukehren und der schönen Leidenden einige Erholung zu gönnen. —

In einem nicht unfreundlichen Zimmer war bald, da alles dazu mitgenommen war, ein Lager bereitet, und erschöpft ließ Rosinchen es sich gefallen, einige Ruhe zu genießen. Ein sanfter Schlummer lösete für den Augenblick ihren Schmerz auf, und als sie nach einigen Stunden erwachte, fühlte sie sich wirklich gestärkt, und ließ sich, zur großen Freude ihrer Begleiter, bereden, etwas Speise und Trank zu sich zu nehmen. — Mit den Lebensgeistern kehrte aber auch ihr Schmerz zurück, nur weniger heftig im Aeußern. —

Man forderte sie auf, die Reise fortzusetzen. Sie ließ sich willig finden, unter der Bedingung, daß man sie eine halbe Stunde allein lassen sollte, und so viel auch die Begleiterinn dagegen einwenden mochte, so sahe sie sich doch zuletzt genöthigt, darein zu willigen. Kaum war Rosinchen allein, als sie sich auf ihre Knie warf, und ihr thränenvoller Blick und das geängstete Herz wandten sich zu der milden Vermittlerin zwischen dem Endlichen und den Allerbarmenden, und flehete sie um ihre Fürsprache an, sie aus ihrer Noth zu retten und ihre Unschuld in ihren heiligen Schutz zu nehmen; und sie fühlte Erhörung. Eine innere Stimme sagte ihr: Bleibe deinem Herzen treu und fürchte nichts. —

Dieser Augenblick hatte sie wunderbar gestärkt. Sie richtete sich auf und als jetzt ihre Begleiterinn in das Zimmer trat, ergriff sie ihre Hand und sagte in einem festen Tone, der diese höchlich überraschte:

»Schwören sie mir bey den Wunden des Erlösers, daß von keinen schändlichen Absichten auf meine Ehre und von keiner Gewaltthat gegen meine Person die Rede ist und sie sollen mich ruhig finden. Ohne zu billigen, was man sich gegen mich erlaubt, und ohne mich zu beugen, werde ich der Gewalt weichen, der ich nicht zu widerstehen vermag.«

Froh leistete diese die ihr so feyerlich abgenommene Zusage, und Rosinchen stieg gefaßter mit

ihr wieder in den Wagen und die Reise wurde fortgesetzt.

»Ist es weit, wohin Sie mich schleppen?« fragte sie nach einer Weile.

»Wenn wir die Nächte hindurch fahren,« antwortete jene, »so können wir übermorgen dort seyn; aber das wird Sie zu sehr angreifen.«

»Gleichviel,« erwiderte Rosinchen halb trotzig, »ich verlasse den Wagen nicht mehr, bis wir an Ort und Stelle sind.«

»Desto besser,« sagte die Begleiterinn, »wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich dünkt, so finden wir hier im Wagen alle Bequemlichkeit, der Nachtruhe zu genießen.«

Also ging die Reise ununterbrochen weiter, Rosinchen aß, trank und schlief im Wagen, und war unempfindlich gegen alles, was um sie vorging. —

Sie fuhren größten Theils durch ungeheuere Waldungen und nur selten unterbrachen angebaute Gefilde und menschliche Wohnungen die Einförmigkeit des Weges. Am dritten Tage aber wurde die Aussicht abwechselnder und eine wahrhaft romantische Gegend, von einer nicht unbeträchtlichen Hügelkette gebildet, nahm unsere Reisende auf, und gegen Abend fuhr sie längs einem weitwogenden Silbersee hin, und hier stand nicht fern vom Ufer ein weitläufiges herrschaftliches Gebäude in einiger Entfernung von einem beträchtlichen Dorf. — Hier wurde eingefahren. —

Sogleich sprang ein Heer geschäftiger Bediente herbey, der Schlag wurde geöffnet und die Frauenzimmer wurden ehrerbiethig heraus gehoben. Es ging eine schöne, breite, mit Statuen geschmückte Marmortreppe hinauf und es öffnete sich eine Reihe geschmackvoller Gemächer, in deren vorderstem mehrere weibliche nett gekleidete Wesen versammelt waren.

»Dieß ist Ihre Wohnung, meine Liebe,« sagte die Begleiterinn. »Hier sind Sie unumschränkte Gebietherinn, und alles, was Sie sehen, ist nur zu Ihrem Dienste da.«

Diese Worte waren erschütternd für Rosinchen; denn sie fürchtete, nun in jedem Augenblicke den verhaßten Räuber zu erblicken; aber Frau Rosen, so hieß ihre Begleiterinn, mochte ihr Gefühl verstehen und fügte sogleich beruhigend hinzu:

»Uebrigens seyn Sie unbesorgt, es wird ihnen in diesen Tagen nichts vor Augen kommen, was Sie beunruhigen könnte. Der Herr dieses Schlosses ist nicht gegenwärtig und wir erwarten ihn erst in einigen Tagen. Er will ihnen Zeit lassen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, ihm zu gehören, und sich als unumschränkte Gebietherinn dieses Gutes und alles des Seinigen zu betrachten.«

»Niemahls! niemahls!« rief Rosinchen. »Kein Reichthum der Erde ersetzt mir den Vater. Ewig, ewig werde ich den Räuber hassen, dem das Herz eines Vaters, dem die Ehre eines unschuldigen Mädchens so wenig gilt. Niemahls! niemahls!«

»Sie damit zu versöhnen,« erwiderte Frau Rosen, »muß ich der Zeit und dem Herrn überlassen, der Sie glücklich machen will.«

»Glücklich machen!« versetzte Rosinchen mit Bitterkeit. »Der Anfang verspricht wenigstens viel. Zwei Herzen zerreißen, um sie glücklich zu machen!«

Von zwey Herzen sprach sie nur, aber sie fühlte, daß drey Herzen zerrissen wurden, und das dritte wohl schwerlich, um es zu beglücken. —

Sie bedurfte der Ruhe, und nachdem sie von der wohlbesetzten Tafel, an welcher außer ihr nur

ihre Begleiterinn Platz nahm, kaum Einiges genossen hatte, ließ sie sich in das reizende Schlafzimmer führen, das mit allem versehen war, was zur sanftesten Ruhe nur einzuladen vermochte. —

Mehrere Sclavinnen waren dahin gefolgt, um ihr bey ihrer Entkleidung behilflich zu seyn; allein Rosinchen, fremder Bedienung gänzlich ungewohnt, verlangte durchaus, daß sie sich entfernen sollten, und es geschah. Auch Frau Rosen wünschte ihr eine angenehme Ruhe und zog sich zurück.

Jetzt untersuchte sie, nachdem sie das Zimmer sorgfältig verschlossen hatte, ob auch nicht vielleicht irgendwo eine verborgene Thüre sich fände, von der sie aber keine Spur entdeckte. Da erblickte sie in der Ecke ein schön gemaltes Bild der Mutter Gottes mit einem breiten silbernen Rahmen, in welchem Edelsteine glänzten, und eine silberne Lampe brannte davor und erleuchtete magisch das Bild, als sie das Licht auf dem Nachttische auslöschte. —

Sie warf sich vor der Schmerzensmutter, dem milden Sinnbilde der Unschuld und Reinheit, nieder, und ein Thränenstrom lösete ihr gepreßtes Herz, und als sie ihr inbrünstiges Gebeth geendet hatte, drang die himmlische Harmonie der Nachtigallen, welche im nahen Gebüsch flöteten, durch das offene Fenster. Sie schlug die dunkelnden Vorhänge zurück und sahe den gebüschumkränzten Seespiegel in milder Dämmerung vor sich ausgebreitet. —

Lange stand sie wie bezaubert da, und ihr Ohr sog die wehmüthigen Töne Philomelens und ihre Brust die balsamische Luft ein, welche von einem Blumengarten zu ihren Füßen zu ihr hinauf stieg. — Ihre Thränen flossen milder. Sie dachte mit zärtlicher Wehmuth an den Vater und den armen Lipowsky, und als sie sich endlich auf das weiche Lager warf, begleiteten sie diese schmerzlichsüßen Bilder auch dahin und traten im Traume vor sie. —

Ihr dünkte, sie sähe den guten Vater vor seiner Hebe sitzen; allein sie war mit einem weißen Tuche verhüllt und er starrte mit Thränen und gefalteten Händen dahin. Da kam Lipowsky bleich und verstört und zog das Tuch weg, und siehe — sie selbst stand statt der Hebe hinter dem Tuche, und beyde streckten ihr liebevoll überrascht die Arme entgegen — und was der gaukelnden und scheinbar symbolischen Träume mehr waren. —

Da schallte der sanfte Ton von Blas-Instrumenten über den See herüber. — Rosinchen glaubte noch zu schlafen; doch wurde sie ihrer immer lebhafter bewußt. Sie schlug die Augen auf und es war Dämmerung um sie her, und der Sonnenstrahl spielte an den Vorhängen, als wenn er einen Eingang suchte, und die Töne der Instrumente wurden immer deutlicher. Die sanft feyerliche Melodie drang in ihr Herz; sie konnte des lieblichen Eindruckes, so zu erwachen, sich nicht erwehren. —

Sie sprang auf, warf einige Kleidungsstücke über und eilte, die Vorhänge wegzuziehen, und mußte den geblendeten Blick von dem sonnerglänzendem Seespiegel abwenden. Er fiel auf die reizende Blumenflur, die alle liebliche Häupter zu ihr zu erheben und sie herabzuwinken schien, als gehöre sie zu ihnen; und aus dem großen laubumschatteten messingenen Bauer in der Mitte ertönte die tausendfache Melodie der kleinen gefiederten Bewohner, die Speise von ihrer Hand zu sondern schienen. —

Jetzt wurde es im Nebenzimmer laut, und Frau Rosen bath eingelassen zu werden. Rosinchen öffnete die Thür und konnte, nach dem wohlthätigen Eindrucke, der auf sie wirkte, den Wunsch, wohl geruhet zu haben, nicht unfreundlich erwidern.

»Was bedeutet diese Musik?« fragte Rosinchen. »Es ist des gnädigen Herrn Capelle,« erwiderte Frau Rosen, »und wenn er hier ist, muß sie jedes Mahl um diese Zeit an jenem Ufer des Sees

spielen.«

»Wenn er hier ist?« fragte Rosinchen erschrocken.

»Da er glaubte, daß dieß auch Ihnen Vergnügen gewähren könnte,« fiel Frau Rosen beruhigend ein, »so hat er befohlen, daß es während ihrer Anwesenheit ebenso sollte gehalten werden. Jetzt aber haben Sie die Gnade zu befehlen, wo Sie zu frühstücken belieben: oben, oder unten im Blumensaale.«

»Ich bitte Sie,« sagte Rosinchen erröthend, »reden Sie nicht von Gnade. Eine arme Gefangene bin ich, die Mitleid, nicht Spott verdient.«

»Verscheuchen Sie doch die trüben Gedanken, liebes Kind,« erwiderte Frau Rosen. »Sie sind hier unumschränkte Gebietherinn.«

Unterdeß kamen die Zofen und ordneten alles, was zur Morgen-Toilette einer Dame erforderlich ist; Rosinchen verschmähete jedoch nicht allein abermahls ihren Beystand, sondern nahm von dem prächtigen Leinzeug nur, was sie nicht entbehren konnte, schlug aber das reizende Negligee hartnäckig aus und wollte keine anderen Kleider anlegen, als ihre eigenen.

Nachdem sie endlich bestimmt hatte, daß sie in dem Blumensaale frühstücken wolle, ließ man sie nach ihrem Willen allein. Sie ordnete ihr schönes Haar, kleidete sich an, und warf sich dann vor der heiligen Mutter Gottes nieder, und ihr Herz erhob sich andächtig zum Himmel, dem sie alle ihre bangen Gefühle vertraute.

Nach einer kleinen halben Stunde kehrte Frau Rosen zurück, und bath Rosinchen ihr zu folgen. Eine nahe Wendeltreppe von ausgelegtem Cedern-Holze führte sie sanft hinab, und durch eine hohe Glasthür trat sie unter die Blumen und blühenden Gesträuche, welche ihr ihren süßesten Duft entgegen strömten und sie mit leisem Flüstern bewillkommten. —

Ein liebliches kleines Mädchen, in dem niedrigsten Russischen Anzuge, überreichte ihr bey dem Eintritte mit bittender Miene und dem Lallen der Unschuld einen herrlichen Strauß von Rosen und Nelken, und klatschte froh in die Händchen, als sie ihn freundlich lächelnd annahm. Rosinchen konnte sich nicht enthalten, den kleinen Engel zu küssen und mit sich in den Blumensaal zu nehmen, der am Ende des Parterrs die Aussicht über den See eröffnete, auf welchem einige prächtige Gondeln wogten. —

Die Musik ertönte von neuen, und mehrere weibliche Wesen waren geschäftig, ihr das Frühstück zu bereiten. Der Saal war ein morgenländischer Kiosk, an dessen Wänden sich ein Divan umher zog. In der Mitte stand ein ungeheurer, schön gearbeiteter Korb erhöht, auf welchem in den geschmackvollsten Töpfen die seltensten Gewächse blüheten: gewürzreicher Heliotrop, prächtige Hortensien, Geranien von allen Arten und die herrliche Passions-Blume. Alles Geräth zum Frühstücke war von strahlendem Silber und die Tassen vom herrlichsten Porzellan. —

Es bemächtigte sich Rosinchens ein seltsames Gefühl. Ihr war, als ob sich ihr die Zauber, welche ihre kindische Fantasie in den Märchen beschäftigt hatten, verwirklichten; ihr war, als ob sie träume und sie fragte sich unwillkührlich, ob sie auch wohl Rosinchen, Vater Borns, des Mahlers Tochter sey.

»Womit ist es Ihnen gefällig, die Zeit bis zum Bade zu vertreiben?« fragte nach eingenommenem Frühstücke Frau Rosen. »Wollen wir den See befahren, oder wollen sie etwas in den Park gehen?«

»Nichts von allem« fiel Rosinchen ein.

»Ey, liebes Kind,« entgegnete Frau Rosen, »warum wollten Sie nicht genießen, was sich Ihnen darbiethet? — Was kann es Ihnen helfen, wenn Sie sich alles versagen? Ist Ihr Aufenthalt auch hier erzwungen, so soll er deswegen Ihnen nicht trübe seyn.«

»Ich bin getrennt von meinem Vater. Wie wird er meine Abwesenheit ertragen! Weiß er wohl von mir? — Wie könnte ich an etwas Vergnügen finden, wenn ich ihn mir in Kummer denken muß? Vielleicht beugt der Schmerz ihn nieder — Vielleicht entrüstet ihn der Gedanke, daß wohl sein undankbares Kind den liebevollsten Vater freiwillig verlassen und der Stimme der Verführung gefolgt sey. — Vielleicht wirft ihn die Angst um mich auf das Krankenlager, und ich bin fern, und fremde Hände sollen ihn pflegen!«

»Beruhigen Sie sich, gutes Kind,« redete ihr Frau Rosen gerührt und tröstend zu. »Wie können Sie glauben, daß der Ihren Vater es an irgend etwas werde fehlen lassen, der Ihnen so viel zärtliche Aufmerksamkeit beweiset?«

»Ach, ihm fehlt alles, wenn ich ihm fehle, wie mir alles, da er mir fehlt!« rief Rosinchen schluchzend, und war nicht zu bewegen, irgend etwas von den ihr dargebothenen Zerstreungen anzunehmen. Sie verlangte, daß ihr vergönnt seyn möchte, mit ihrem Grame im Blumensaale allein zu bleiben. Aber als man das kleine Blumenmädchen auch wegführen wollte, fing es an zu weinen, und streckte seine Aermchen nach Rosinchen aus, und wollte nicht folgen. Gerührt bath Rosinchen, ihr die Kleine zu lassen, welche nun froh umher sprang und laut jauchzte.

Gern wäre sie ihrem Kummer nachgehangen; allein die Kleine ließ es nicht zu. Als sie auf den Divan den Arm aufstützte und Thränen ihr flossen, da kam das Kind und nahm ein Tuch und trocknete ihr die Thränen, und ob sie gleich nur einzelne Worte verstand, so verstand ihr Herz doch die Theilnahme des Kindes an ihrem Kummer.

Nach einer Stunde kam Frau Rosen, die durch die Anhänglichkeit, welche das Kind an ihr bezeugte, viel in Rosinchens Augen gewann, und bath sie, doch das Bad anzunehmen, das ihr wohlthun würde bey der Schwüle des Tages. An die höchste Reinlichkeit gewöhnt, ließ sie sich endlich bewegen ihr zu folgen. Die Kleine verlangte auch zu baden, und Rosinchen nahm sie mit sich. Sie hatte das Kind lieb gewonnen, besonders da sie hörte, es sey das Kind einer verstorbenen Slavinn und von der unlängst verstorbenen gnädigen Frau sehr geliebt worden. Aus dieser Auskunft wurde es ihr aber auch erklärbar, wie sie hier alles so reizend weiblich eingerichtet fand.

Das Bad stand zwar außerhalb, aber nicht gar weit von dem Blumengarten, ebenfalls am Ufer des Sees. Es war ein geschmackvoller Pavillon, der außer einem gewöhnlichen und einem Schwitzbade noch mehrere artige Gemächer enthielt. — In eins derselben zog das Kind sie mit besonderer Hast hinein, ließ dann schnell ihre Hand los und klomm an einem Bilde hinauf, auf dessen Mund es einen flüchtigen Kuß hauchte, und dann es mit den Aermchen umschlang und sein Köpfchen daran lehnte und bitterlich weinte. Rosinchen fühlte sich erschüttert. Es war eine schöne weibliche Gestalt, aus deren reizendem Gesichte ihr wohlbekannte Züge entgegen lächelten, die ihr aber unter andern Formen erschienen waren. Sie rieth hin und her; es wollte sich ihr aber kein fester Gedanke bilden. Wer diese Dame sey? bedurfte kaum der Frage.

»Die Gemahlinn ihres Herrn?« fragte sie; aber die Antwort darauf war nicht bestimmt, sondern mehr ausweichend. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte; aber das Bild zog sie unwillkührlich an. Daß diese Dame sehr schön gewesen seyn müsse, war gewiß; daß sie aber auch eben so kunstreich gewesen seyn müsse, als geistreich, sagten ihr eine schöne, noch nicht ganz vollendete Stickerey, welche noch so dastand, als ob die Stickerinn eben vom Rahmen aufgestanden wäre, und die auserwählte Bibliothek, die in Mahagony-Glasschränken in dem

Nebengemache umherstand, und worin sie selbst die Lieblings-Schriftsteller ihrer Nation, die ihr nicht unbekannt waren, zu ihrer Freude antraf. — In der Ecke aber fand eine schön gearbeitete Harfe. — Rosinchen konnte sich nicht enthalten, einige melancholische Accorde darein zu greifen — und setzte sie. dann vorsichtig wieder hin.

Gereizt durch alles, was sie bisher gesehen hatte, konnte doch, ungeachtet ihres Kummers, die verzeihliche weibliche Neugier nicht widerstehen, nachdem sie von dem erquickenden Bade etwas ausgeruhet hatte, der Aufforderung der Frau Rosen, sich doch das Innere des Schlosses zu besehen, nachzugeben, und diese frohlockte innerlich über den guten Erfolg ihrer Anordnungen. Sie hoffte von der Zerstreung die beste Linderung des Schmerzens, und den erwünschtesten Eindruck auf Rosinchens Fantasie und Herz von den mannigfaltigen schönen Gegenständen, die sich überall darbothen; und allerdings wäre alles, was sie umging, unter andern Umständen wohl geeignet gewesen, ihr zu gefallen.

Die Gegend war in der Abwechselung von waldigen Gebirgshügeln und angebauten mit Dörfern geschmückten Ebenen und durch den weitgeschweiften See, in dessen reinen Silberwellen sich ein zweyter Himmel bildete, und in der Ferne die goldene Kuppel eines ehrwürdigen Klosters sich spiegelte, so anmuthig, daß Rosinchen, ob gleich an die herrlichen Umgebungen ihrer Vaterstadt gewöhnt, sie doch für sehr reizend anerkennen mußte.

Das Gebäude war in einem großen Geschmacke angelegt und hinten breitete sich ein herrlicher Park aus, in welchem die Kunst der Natur nur nachgeholfen hatte, um die anmuthigsten Partien zu bilden. Das Hauptgebäude enthielt eine Menge Gemächer, welche eben so sehr von dem Reichthume, als in den mancherley Kunstwerken an Original-Gemählden der größten Meister und an Bildwerken und Vasen, und in dem kostbaren Geräthe von dem Geschmacke des Besitzers zeugten, und nichts fehlte an dem, was das Leben sinnlich bequem und heiter machen kann. —

So wenig Reitz das Ganze und Einzelne auch im ersten Augenblicke für Rosinchen hatte, so war der Eindruck, doch keinesweges abschreckend, und er behauptete sogar nach und nach, als sie mit den Gegenständen und ihrer Lage vertrauter wurde, seine vollen Rechte. Sie bedauerte oft, daß ein solches Gebäude nur in Holz ausgeführt sey und also ihm selbst und allem darin befindlichem Schönen so leicht Gefahr drohete.

Es vergingen mehrere Tage; aber ob ihr gleich jeder beynahe irgend einen neuen Gegenstand vorführte, so schwand deswegen ihr Kummer nicht, und ihre Sehnsucht nach ihren Geliebten schien im Gegentheile immer mehr zuzunehmen. Doch mußte sie sich gestehen, daß ein Leben, wie sich es ihr hier darboth, an der Seite ihres theuren Vaters und — noch Jemandes, den ihr Herz ihr immer lauter nannte, die Erde in ein Elysium zu zaubern wohl im Stande wäre. Wenn sie aber dann wieder daran dachte, mit wem sie es wahrscheinlich theilen sollte, dann fühlte sie allen Reiz desselben schwinden, und beneidenswerth dünkte ihr dann die einfache Wohnung ihrer Heimath.

»Ach! warum mußten wir sie verlassen?!« seufzte sie. — »Dort wäre es niemand eingefallen, guter Vater, dir dein einziges Kind zu rauben!«

Frau Rosen schrieb diese zunehmende Schwermuth, der Rosinchen am liebsten in der Nähe des Bildes im Bade-Pavillon nachhing, auch mit dem Umstande zu, daß die Einsamkeit, in welcher sie denn doch im Grunde die Tage hinbrachte, trotz aller der reizenden, aber größten Theils leblosen Mannigfaltigkeit, die sie umgab, ihr eintönig werden müsse und dachte darauf, diese zweckmäßig zu unterbrechen.

Es war am Sonntage, als sie Rosinchen anlag, mit ihr in das nahe Dorf zu gehen. Daß keine Gefahr dabey sey, sie unter den Dorfleuten, die sie nicht verstand und von denen sie nicht verstanden wurde, zu bringen, davon war sie überzeugt. Hier fanden sie die Dörfner am Ende der langen, breiten hölzernen Häusergasse auf einem geräumigen Rasenplatze in ihrem besten Staate versammelt, und in der Mitte des Platzes war ein Zelt aufgeschlagen, um vor den Strahlen der Sonne Schutz zu finden, und in einem anderen Zelte wurde der Nectar geschenkt, in welchen der Russe seinen höchsten Genuß jetzt, und in einem dritten wurden Nüsse, Lebkuchen, Piroguen, Sbiten und Quaß für die Weiber verkauft, die sich aber denn doch manches Gläschen Nectar leicht einschwatzen ließen. —

Als Rosinchen sich nahete, stand alles auf und begrüßte sie mit Ehrfurcht; die Weiber und Mädchen aber drängten sich mit scheuer Neugier hinzu, die schöne Fremde zu sehen, von der sich die Schloß-Nymphen so viel Wunderliches erzählten. —

Frau Rosen, die jeder mit Achtung behandelte, forderte sie auf, sich in ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen; und als die herrschaftliche Capelle im nahen Gebüsche anstimmte, da trat der schlankeste Bursch in einem seinen Kaftane, dem vielfarbigen Kushak⁵ und dem betretten Hute auf, und die schlankeste Nymphe in der leichten Dusha Greka⁶, das Haupt mit dem betretten flimmernden Stirnbande besetzt, und begannen den Tanz in lieblichen Windungen, die sie bald einander näherten, bald von einander entfernten, und die süßen Neckereyen der Liebe in einem lebhaften Bilde darstellten. — Der umstehende Kreis blühender Mädchen aber stimmte in Absätzen als Chor in die einfache Weise des Tanzes mit ein. —

Weiterhin schwebten zwey Nymphen, die Röcke züchtig unten mit einem Bande zusammen gebunden, auf einem Brete, auf dessen beyden äußerste Enden sie fanden, so hoch und leicht durch ihren eigenen Schwung in die Luft, daß Rosinchen alle Augenblicke fürchtete, das Bret könnte überschlagen, und doch nicht wegsehen konnte. —

Hier erhoben sich in einer von einem Rade getriebenen Maschine abwechselnd vier Kasten, in welchen vier liebende Pärchen saßen. — Dort schoben die jungen Bursche nach den Kegeln, oder warfen einen mächtigen Ball mit den Füßen in weiten Strecken einander zu; und hier entblößten sich zwey nervige Arme und das künstliche Ringen begann, das mit dem Falle des Ueberwundenen und mit lautem Gelächter endete. —

Dieß Schauspiel war neu für Rosinchen und diente wirklich, sie auf einige Augenblicke von ihrem Kummer abzuziehen. Sie bewunderte, außer der fremden und auch wohl bizarren Kleidung, die den Männern und den Weibern doch für sie ein gewisses festliches Ansehen gab, und ihr gleichsam eine scenische Darstellung oder ein lebendes Gemählde darboth, die Gewandtheit und Grazie der Tänzer und Kämpfer, und die Kühnheit der Schaukelnden. — Ueberall lärmende Fröhlichkeit, die aber weder in Schlägerey noch in Zank ausartete, wie sie dieß in Deutschland bey ähnlichen Gelegenheiten nicht selten erlebt hatte. —

Kaum war jedoch das Leben um sie her verschwunden, als ihre Schwermuth wieder zurück kehrte. —

Am andern Morgen erhielt Frau Rosen, welche immer gleich eifrig um Rosinchen bemühet war, ob diese sich ihr gleich mit keiner näheren Vertraulichkeit, als in den ersten Tagen, anschloß, einen Brief, und als sie ihn gelesen, verkündigte sie der armen Gefangenen, daß nun bald das Räthsel ihres Hierseyns sich ihr auf das Glücklichste lösen würde; in einigen Tagen würde der gnädige Herr eintreffen. —

Rosinchen erschrak; denn so sehr sie den Augenblick der Lösung ihrer Ketten auch herbey

sehnte, so trat doch jetzt Orlowsky's verhaßtes Bild vor sie. Daß die sonst nicht unsprechsame Frau Rosen von dem Manne, dessen sie doch immer als ihres Gebiethers erwähnte, so gar nichts sprach, bestärkte sie immer mehr in der Vermuthung, daß wohl eben nichts Vortheilhaftes von ihm zu sagen seyn möchte. —

Aber sie war auch fest entschlossen, lieber das Leben zu lassen, als sich entehrenden Anträgen Preis zu geben, und nicht minder, selbst ehrenvollern Anmuthungen zu widerstehen und ihre Hand niemahls ihrem Räuber zu reichen. Ihre Fantasie mahlte ihr lebhaft ihr erstes Zusammentreffen mit ihm aus, und nach Art lebhafter Geister führte sie mit sich selbst bereits die ganze Scene durch in Mienen, Geberden und Worten, und so gewann sie, da sie sich für hinreichend vorbereitet hielt, einige Fassung: ja sie wurde wirklich ruhig; denn sie überlegte, daß dieß nothwendig sey, wenn der Feind sie in einer Haltung fände, welche ihm gleich ankündigte, wessen er sich zu versehen habe.

So rüsten wir uns von Kopf zu Fuß auf ein angekündigtes Unglück und legen die Waffen zur Hand, um sie zu ergreifen, so bald es erscheint, und sehen ihn mit Ruhe entgegen; jetzt tritt es vor uns hin, und — wir finden die Kraft nicht, die Hand nach den Waffen auszustrecken.

Der Tag war sehr schwül gewesen und die Kühle des Abends reizte Rosinchen zu einem Spaziergange im schattigen Park. Ohne daß sie es ahndete, war ihr ein Theil desselben, der an reizenden Partien keinem der übrigen wich, bisher noch unbekannt geblieben und in diesen führte sie jetzt Frau Rosen, hier fand sie in der Mitte eines in einem weiten Umkreise von vielfarbigen und mannigfaltigen Gewächsen umkränzten Rundes eine der Sibirischen Riesen-Cedern, welche sie auf den sich um den Stamm windenden bequemen Sitz in ihren Schatten einlud. Von dieser Ceder aus sah man sieben Alleen sich öffnen, von denen jede auf einen andern Gegenstand, auf eine Rotunde, auf einen Obelisk oder auf einen Pavillon, hinführte. Nachdem sie hier einige Zeit ihr Auge geweidet hatten, wählten sie. eine dieser Alleen, die ein herrlicher Pavillon von bedeutendem Umfange begränzte. — Es führte eine breite Treppe von zehn bis zwölf bequemen Staffeln zu ihm hinan. Er stand offen und war im Eingange erleuchtet. Dieß überraschte Rosinchen.

»Sie werden durch das Innere noch mehr überrascht werden,« sagte Frau Rosen, indem sie die Staffeln hinanstieg.

Rosinchen wußte nicht, ob sie folgen sollte. Der Pavillon schien ihr ein Geheimniß zu verschließen, und sie zitterte vor jedem Geheimniß.

»Besorgen Sie nichts, liebes Kind,« redete ihr Frau Rosen zu. »Bin ich denn noch nicht so glücklich gewesen, mir Ihr Zutrauen zu erwerben? Wo ich Sie hinführe, dahin können Sie mit voller Sicherheit gehen.«

Sie folgte unwillkührlich. Aber wie ward ihr, als sie einen erhellten Säulengang entlang ging, und sich plötzlich eine Thüre öffnete, durch welche sie in einen blendend erleuchteten Raum eintrat, und in diesem Augenblicke eine rauschende Musik von einem wohlbesetzten Orchester ertönte und sie sich gegen über einen Vorhang erblickte, der ihr ein Theater erkennen ließ. —

So sehr sie auch schon an Ueberraschung in diesem Feen-Aufenthalte hätte gewöhnt seyn sollen, so war diese ihr doch die überraschendste. Sie war wie betäubt, und ließ sich fast gedankenlos auf den Sessel nieder, den ihr ein reich gekleideter Bedienter darboth. —

Jetzt war die Ouvertüre geendigt, der Vorhang flog auf und es begann die damahls so beliebte Oper *Zemire und Azor*, zwar in einer Sprache, von der sie nur einzelne Worte und hier kein Wort verstand; allein die Stimmen waren angenehm, die Gestalten artig, Kleidung und Decorationen

prachtvoll, und Rosinchen fühlte sich so in dem Zauber befangen, daß sie sich dem täuschenden Spiele willig hingab.

Sie fühlte die Aehnlichkeit zwischen ihrem und Zemirens Schicksal nur zu lebhaft: sie weinte in ihre Klagen, als sie sich von dem geliebten Vater trennen sollte; sie zitterte, als das Unthier, zu dessen Opfer sie bestimmt war, sich ihr nahete; nur in das Gefühl des Mitleids und der Zärtlichkeit, welches Zemire für dasselbe fühlte, als sie durch ihr Außenbleiben es zur Verzweiflung gebracht hatte, konnte sie nicht mit einstimmen. Als aber nun Zemirens Zärtlichkeit durch die Verwandlung des Unthiers in einen reizenden Jüngling belohnt wurde, da seufzte sie tief; denn — an eine Verwandlung des Unthiers, in dessen Händen sie sich glaubte, war nicht zu denken, und Lipowsky's Bild trat lebhafter als je vor ihre Einbildungskraft.

Sie hatte einige bittersüße Stunden genossen, und als sie wieder aus dem Pavillon in das Tageslicht hinaus trat, war es ihr, als erwache sie aus einem reizenden Traume, ohne daß dieser wachend ihr schwand; denn für sie war der Zauber ja noch nicht gelöst. In ihrem Herzen war aber die Sehnsucht nach dem Geliebten stärker erwacht, ihre Gefühle für ihn waren ihr verschlossen, sie wußte, daß sie liebte, unaussprechlich liebte und war vielleicht auf ewig von den Heißgeliebten getrennt. Kein Zureden der Frau Rosen, so gut es auch gemeint seyn mochte, war vermögend, die Unruhe, die Verzweiflung zu stillen, die sich ihrer bemächtigte.

Als sie in das Schloß zurück kam, warf sie sich auf einen Divan hin und ein Thränenstrom entstürzte ihren schönen Augen. Da wurde Frau Rosen hinaus gerufen, und als sie bald zurück kehrte, sagte sie:

»Beruhigen Sie sich, liebes Kind, ich habe Ihnen eine frohe Bothschaft zu verkünden. Es ist in unserer Abwesenheit ein Bothe gekommen, der Ihnen Nachricht von Ihrem Vater bringt.«

»Von meinem Vater?« rief Rosinchen und sprang auf und ihr Auge funkelte. »Wo ist er — O mein Gott — wo ist er? Lassen sie mich zu ihm. — Ich muß ihn sehen — ihn sprechen. — Ein Bothe von meinem Vater!«

Eigentlich von dem gnädigen Herrn,« versetzte Frau Rosen; »aber er hat auch zugleich Aufträge von Ihrem Vater.«

Diese Worte verminderten in etwas Rosinchens Entzücken; denn eine Bothschaft von dem Grafen war ihr fürchterlich. — Doch verlangte sie nach einigem Kampfe den Bothen zu sprechen.

»Es ist ein Russe,« sagte Frau Rosen, »der kein Wort deutsch versteht.«

»Ich werde ihn errathen,« rief Rosinchen; »o ich verstehe ihn gewiß, wenn er von meinem Vater spricht. Lassen Sie mich zu ihm!«

»Er soll zu Ihnen hereinkommen, wenn Sie es so befehlen,« erwiederte Frau Rosen und ging hinaus.

Mit Zittern harrte Rosinchen seiner und ihr wollte das Herz zerspringen, als er herein trat. Es war ein bärtiger Russe, der, nach den üblichen Kreuzen gegen das Heiligenbild in der Ecke nach Osten, sich mit tiefen Verneigungen der Zitternden nahete und ihr einen Brief und ein Kästchen überreichte.

»Von meinem Vater?« rief sie, und griff nach dem Briefe. —

Allein, als sie ihn erbrach, erblickte sie eine fremde Hand und ließ ihn fallen und sank entkräftet auf den Divan zurück. —

Den Russen schien ihr Zustand zu jammern. Er rief Frau Rosen, die denn auch bald erschien, und Rosinchen aufzurichten suchte

»So beruhigen Sie sich doch nur und lesen Sie,« sagte sie zu ihr. »Der Brief kann ja von fremder Hand und doch von ihrem Vater seyn.«

Auf ihre Frage gestand der Bothe, daß er noch einen Brief habe, den er aber nicht eher abgeben könne, bis die Sudarina den Brief des Barin gelesen hätte; er glaube, der andere sey von dem Vater der Sudarina. Sie verdolmetschte dieß Rosinchen und öffnete zugleich das Kästchen, das der Bothe ihr überreichte.

»Ey!« rief sie aus, »welch ein herrlicher Schmuck! — Einer Fürstinn würdig! — Gewiß ein Geschenk des gnädigen Herrn an Sie. So lesen Sie doch nur geschwind den Brief.«

Als nun Rosinchen durch kein Zureden zu bewegen war, weder den herrlichen Schmuck anzusehen, noch den Brief zu lesen, so sagte Frau Rosen halb unwillig:

»Nun, so lassen Sie mich lesen und hören Sie ihn an, damit Sie nur den Brief Ihres Vaters erhalten.«

Rosinchen konnte dieß nicht hindern und der Brief lautete:

»Angebethete Geliebte!

Lassen Sie die innigste Liebe, die heftigste Leidenschaft für Sie entschuldigen, was sich mit Ihnen zugetragen hat, und lassen Sie mich Verzeihung in dem reinen Blicke der Unschuld lesen, wenn ich es wage, mich Ihnen zu nahen. Meine Absichten sind rein, wie Ihre Seele. Warum sie sich nicht eben so gerade aussprechen konnten, wird ihnen die Folge erklären. —

Ich beschwöre Sie, lassen sie kein Vorurtheil zwischen uns treten; halten Sie mich nicht für unempfindlich und grausam, weil ich einem Herzen, wie das Ihrige, Gewalt anthun konnte. Daß des theuren Vaters Herz nicht weiter gelitten hat, als in so fern Ihre Abwesenheit ihm wie meinem Herzen schwer fiel, wird Ihnen sein eigener Brief sagen, den Sie erhalten werden, wenn Sie gewürdigt haben, diese Zeilen zu lesen. —

Ich habe seinen väterlichen Segen zu unserer Verbindung. Er hofft, daß sie das Glück Ihres Lebens gründen werde; aber daß sie sein ehrwürdiges Alter erheitern soll, darf ich behaupten. Kindliche Liebe soll Ihr Herz mir gewinnen, wenn meine geringen Verdienste es nicht zu rühren vermögen. —

Mit welcher Sehnsucht harre ich des Winkes von ihnen, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, und Hand, Vermögen, Rang, alles was ich mein nenne, mit einem Herzen darzubiethen, daß ewig nur für Sie schlagen wird. —

Würdigen Sie mich, angebethete Rosina Fedorowna, bey kommende Kleinigkeit als eine geringe Huldigung meiner Liebe gütig aufzunehmen. Sie werden diesen Steinen Werth geben, wenn Sie vergönnen, daß sie an ihrem schönen Halse glänzen. —

Von Ihrer Verzeihung, von Ihrem Ausspruche hängt das Glück meines Lebens — ja mein Leben selbst ab. Doch befürchten Sie keinen Zwang. Nur Ihrem freyen Entschlusse will ich mein Glück, mein Leben verdanken; denn nur, wenn ich Sie ganz glücklich sähe, könnte ich mein Glück ganz fühlen.

Orlowsky.«

»Orlowsky!« rief Rosinchen im höchsten Schmerze aus — Graf Orlowsky — er! — Also ist sie wahr, die bange Ahndung meines Herzens?«

»Er hat sich Ihnen genannt,« sagte Frau Rosen, »wahrscheinlich, weil er hoffte, sein Nahmen würde Ihnen weniger zuwider seyn, nachdem Sie wüßten, was er für Ihr Glück zu thun im Stande und Willens ist. Bis jetzt hielt ihn die Besorgniß davon ab, daß der erste Eindruck der Trennung von Ihrem Vater, Ihnen den Nahmen verhaßt machen könnte.«

»O mein Herz hat ihn mir gleich genannt!« rief Rosinchen; »und was ich im ersten Augenblicke dabey empfunden, werde ich für ihn ewig empfinden.«

»Und es rührt sein Edelmuth sie nicht?« — fragte Frau Rosen.

»Edelmuth?« versetzte Rosinchen lebhaft. »Etwa, daß er mich nicht ganz wie seine Slavinn behandelt? Welch ein Recht hatte er, mich den Armen meines Vaters zu entreißen?«

»Seine feurige Liebe — vermag die nichts zu entschuldigen?«

»Eine Liebe die mich so unaussprechlich elend macht!« rief Rosinchen mit überwallenden Schmerze. — »Aber jetzt, wo ist jetzt der Brief meines Vaters?« fragte sie mit kindlicher Hast.

Der Bothe zog einen zweyten Brief aus seinem Busen und überreichte ihn ihr. Sie erkannte die geliebte Hand und drückte das Papier an ihren Lippen und benetzte es mit ihren Thränen. — Sie zitterte, indem sie, während Frau Rosen hinaus ging, las:

»Geliebte Einzige!

Des Herrn Wege sind wunderbar, aber weise und voll Güte. Deine plötzliche Entfernung, mein innigst geliebtes Kind, hat im ersten Augenblicke mein Herz zerrissen, und auch, als ich darüber beruhigt war, daß nicht das Laster dich meinen Armen geraubt hatte und daß du deinem Glücke entgegen gingst, fiel mir doch die Trennung von dir sehr schwer. Nur der Gedanke, daß du dich des Glückes, das deiner wartet und das dein kindlich frommes Herz wohl verdient, würdig zeigen würdest, konnte sie mir erträglich machen. —

Graf Orlowsky hat dich zu seiner Gattinn erkohren. — Ich habe dich nicht für einen Grafen erzogen; wenn aber Reichthum und Rang sich mit einem edeln Herzen und mit Geist paaren, dann sind sie achtungswerthe Güter. — Ich habe ihm meine Einwilligung nicht versagen können und in kurzem hoffe ich die Bestätigung meiner Zusage von deinen Lippen zu empfangen. —

Wie klopft mein Herz, indem ich daran denke, daß diese Arme dich bald wieder umschließen werden! — Hast du viel Angst ausgehalten? — War dein Herz auch so zerrissen wie das meine, als du dich vom Vater getrennt fühltest? — Armes Kind! — Aber wie wird dieser vorübergehende Schmerz die Wonne der Wiedervereinigung uns erhöhen. —

Hier freuen sich alle, die um dein Schicksal wissen, deines Glückes; besonders deine lieben beyden Freundinnen. An meiner Hebe habe ich fleißig gearbeitet. Man will, daß sie dir gleiche. Nun, ein Wunder wäre es nicht, und es sollte mich freuen, wenn ich deiner Jugendblüthe Unsterblichkeit gewonnen hätte. —

Hier ist alles wohl — bis auf den alten Fidele, der noch über die Trennung von dir trauert, und der sich nicht beruhigen will, wenn ich auch tausend Mahl ihm vorerzählte, wie glücklich du wirst. — Meine Einzige glücklich! — Welche süße Thränen rollen über meine Wangen bey diesem Gedanken! —

O Gott, wer dir vertrauet, der ist doch immer wohlberathen! — Mögen dich seine Heiligen in Schutz nehmen, mein theueres Kind! — Bald umarmt dich mit herzlicher Freude dein

glücklicher Vater.«

Rosinchens Betroffenheit war nicht gering, sich in ihrer Vermuthung so getäuscht zu sehen. Sie hatte sich den alten Vater unruhig und in Zorn gegen ihren Räuber gedacht, und — er schien ruhig, ja selbst freudig und diese Freudigkeit entsprang aus dem Gedanken, sie in Orlofsky's Armen zu sehen. Es ist sein Wunsch, und diesen äußert er, als sey er überzeugt, daß es auch ihr Wunsch seyn müsse. — Könnte ein so gütiger Vater ihr Herz aufopfern wollen? Der Brief entsank ihrer Hand und ein Thränenstrom zeugte von den Gefühlen, die in ihrer Brust wogten. —

Noch stand der Bothe da, sein Auge auf sie geheftet, und in seiner Miene sprach sich die innigste Theilnahme an ihrem Schmerze aus. Sie aber hatte alles um sich her vergessen und ihr Herz machte sich durch den Ausruf Luft:

»Und Ossip Pawlowitsch — kein Wort von ihm! — O Lipowsky! Lipowsky!«

»Denkst du seiner noch in deiner Herrlichkeit?« sagte der Bothe sich ihr nähernd mit zitternder und zärtlicher Stimme.

»Jesus Maria! — Ossip Pawlowitsch!« — mehr vermochte die Ueberraschung nicht hervor bringen.

»Er ist es! — er ist es!« rief Lipowsky wonnetrunken, indem er Bart und falsches Haar von sich warf. »Es liegt der arme Lipowsky zu deinen Füßen!«

»O Lipowsky! Lipowsky!!« stammelte Rosinchen hoch erröthend. — »Diese Ueberraschung! Diese Freude! Bist du es wirklich? — Kommt du zu meiner Befreyung? — O so laß uns entfliehen — geschwind — ehe man zurück kehrt!«

»Du mit mir? — mit dem armen Lipowsky diesem Palaste? dem glänzenden Schicksale, das deiner wartet?«

»Ach, ohne dich gibt es für dieses Herz kein Glück!« rief sie überwältigt von Liebe und sank dem Entzückten an den hochklopfenden Busen. »Mit dir eine Hütte — und ich beneide keinen Palast.«

»Ihn sollst du mit mir theilen!« rief Lipowsky und hin flog der bäuerische Kaftan, und der Jüngling lag mit Orden geschmückt zu ihren Füßen — »Verzeihung, Rosinchen, daß ich dich täuschte. — Ich bin nicht, wofür du mich hieltest: ich bin Graf Orlofsky!«

Diese unerwartete Wendung überwältigte Rosinchen. Sie schwankte, einer Ohnmacht nahe, zurück und der Graf fing sie in seinen Armen auf. Aber es war die Ueberraschung der Freude, die zwar in alle Lebenspulse hemmend eingreift, sie dadurch aber nur in ein freyeres Spiel setzt, daß sie lebhafter schlagen, und als ihr Bewußtseyn zurück kehrte, fand sie sich an dem klopfenden Herzen des liebevollsten Vaters, der sie mit seinen Freudenthränen benetzte.

»Vater! theurer Vater!« rief Rosinchen, und weinte an seinem Busen, indem sie ihn mit ihren Armen umschlang. Lange hielten sie sich so umschlungen, ihre Lippen bebten nur, aber die Herzen sprachen laut. »Zu viel!« — rief endlich Rosinchen erschöpft — »zu viel!«

»Fasse dich, Geliebte,« sagte der Graf, »es könnte deiner Gesundheit nachtheilig werden. — Du hast des armen Ossip Pawlowitsch Lipowsky auch in deiner Herrlichkeit nicht vergessen: Ossip Pawlowitsch Orlofsky wird dich dafür ewig, ewig anbethen. — O wie glücklich ist er, daß er dir ein Loos anzubiethen vermag, das deiner würdig ist!«

»Es ist mehr, weit mehr als ich verdiene!« versetzte Rosinchen erröthend. »O Vater, wer hätte das geglaubt!«

Frau Rosen trat herein.

»Kommen Sie,« rief ihr der Graf entgegen, »wünschen Sie mir Glück, ich bin der seligste der Menschen!«

»Darf ich auch?« versetzte Frau Rosen lächelnd; »wird die schöne Braut mir verzeihen, daß ich sie täuschen half?«

»O Sie haben mich so schön getäuscht,« sagte Rosinchen, »daß ich es ihnen nie vergessen werde, und ihnen von ganzem Herzen abbitte, wenn ich Sie mit meinem Mißtrauen oft gekränkt habe;« und sie umarmte die gute Frau, von Herzen mit ihr versöhnt.

»Folge mir jetzt, Geliebte!« sagte der Graf. — »Deine künftigen Unterthanen erwarten dich in der Capelle, wo der Priester seinen Segen über uns sprechen soll, und dann bist du ewig mein und nichts soll uns mehr scheiden.«

»Nur eine kleine Geduld, Herr Graf,« fiel hier Frau Rosen ein. »Einige Augenblicke müssen Sie uns ihre schöne Braut noch überlassen, daß wir Sie auch schmücken als Braut.«

»Kann sie schöner geschmückt seyn, als die Lilien der Unschuld und die Rosen der Liebe sie schmücken? — Doch, ich will Ihnen die Freude nicht verderben.« —

Und es entfernte sich der Graf mit dem Vater, dessen einzige Sprache Freudenthränen waren. Im süßen Taumel des Entzückens und der Liebe überließ sich Rosinchen der guten Frau Rosen und den geschäftigen Zofen, welche die Brautkleider bereits im Toiletten-Zimmer geordnet hatten. Sie waren einfach, aber in sich von höchster Schönheit, und erhöhten den schlanken Wuchs, so wie der Brautkranz von Juwelen den Glanz des blonden Haares und der kostbare Schmuck die blendende Weiße des zarten Halses. —

Als sie nun ganz geschmückt da stand und der alte Vater gerufen wurde, die Braut dem Grafen zuzuführen, blieb er lange unbeweglich vor ihr stehen, und nur das Klopfen seines Herzens überzeugte ihn, daß sein Rosinchen es sey, die er so vor sich sahe. Sie aber flog an seinen Hals und weinte und überhäufte ihn mit Küssen. —

Endlich faßte er sich, ergriff ihre Hand und führte sie in den herrlich geschmückten Säulensaal, wo Rosinchen zu ihrer höchsten Ueberraschung eine zwar kleine, aber glänzende Gesellschaft vorfand. — Als sie eintrat, entstand ein frohes Gemurmeln der Bewunderung; Graf Orlofsky aber trat, gleichsam geblendet von ihrer Anmuth, einige Schritte zurück.

»Bin ich es nicht, den Sie als Bräutigam erwarten?« sagte jetzt ein besternter Herr zu ihr, den Rosinchen für den Grafen Orlofsky erkannte, welchen sie für ihren Räuber gehalten. — »O mein schöner Engel,« fuhr er halb scherzhaft fort, »der da hat mich garstig geprellt. — Wie wäre es, wenn Sie den Bösewicht dafür bestrafen, daß er mich gemißbraucht hat, Sie zu täuschen; denn eigentlich hat er mich nur zur Folie gebraucht, Ihre Ueberraschung zu erhöhen. Reichen Sie mir Ihre Hand und lassen Sie ihm das Nachsehen.«

»Lieber Onkel,« fiel der Graf ein, »ich will doch großmüthiger seyn als Sie: das Zusehen will ich Ihnen vergönnen;« und er empfing freudetrunken die Holderröthende aus des Vaters zitternden Händen und stellte sie im Triumph den Gästen, seinen nächsten Verwandten, vor, welche mit herzlichem Wohlwollen die schöne Fremde unter sich aufnahmen. —

Nachdem die ersten Glückwünsche vorüber waren, kam der Pope⁷ mit den Heiligenbildern, der Graf führte die Braut vor den Vater hin, um mit ihr kniend dessen Segen zu empfangen und dann ging der Zug unter Vortragung der Bilder in die Capelle, wo bereits ein anderer Pope im reichen

Gewande mit dem dichtgedrängten Haufen des Volkes in Gebeth sie erwartete. Es erschallte der Lobgesang und der segnende Priester knüpfte das unauflösliche Band. —

Als der Zug wieder in die Zimmer zurück ging, erwartete sie dort der Vater und reichte ihnen nach Russischer Sitte auf einem silbernen Teller Brot und Salz, mit dem Wunsche, daß es ihnen nie daran fehlen möchte. Rosinchen sank voll inniger kindlicher Liebe in seine Arme. —

Dem Tageslichte war durch Laden der Eingang verwehrt, alle Zimmer waren auf das prächtigste erleuchtet, und die zahlreiche Dienerschaft war im höchsten Staate, den Haushofmeister an der Spitze, in einem großen Saale versammelt und der Graf stellte ihr ihre künftige Gebietherinn vor, deren liebeiche Engelmiene aller Herzen gewann. —

Dann führte er sie zur geschmackvoll und reichgeschmückten Tafel, zu der das Volk zum Anschauen zugelassen wurde und an welcher die lauteste Fröhlichkeit herrschte. Nur Rosinchen schwamm noch in süßer Betäubung und Vater Borns Entzücken, sie in diesem Glanze an der Seite des redlichen Ossip Pawlowitsch zu erblicken, war stumm. —

Es war hoch über Mitternacht, als die Tafel aufgehoben wurde und der Blumengarten, der Rosinchen sehr lieb geworden war, strahlte in der Dämmerung mit dem Blumensaale in tausendfarbigem Lichtglanze, den des Silbersees Wogen magisch zurück strahlten. Ein geschmackvolles Feuerwerk am Ufer des Sees beschloß für heute das Fest. —

Jetzt bemächtigten sich die Damen der Braut und führten sie in das prachtvolle Schlafgemach und entkleideten sie hier nach Russischer Sitte. Der Graf folgte nach einiger Zeit, die Liebenden wurden allein gelassen und als sie nun im Schlafgewande, die junge Frau mit dem Häubchen geziert, die Gäste empfangen, und die holde Röthe der Scham die Wange der jungen Frau überglänzte und Entzücken im Auge des Beglückten strahlte, da erscholl ein jubelndes Freudengeschrey. —

Rosinchen aber flog an die Brust des thränenlächelnden Vaters und verbarg hier ihr glühendes Gesicht. Er segnete sie mit frohhebendem Herzen, und jetzt begab sich ein jeder in das ihm angewiesene Gemach, um sich zu neuen Festen und zu neuem Jubel in den Armen des Schlafes zu stärken.

Am andern Morgen war Vater Born der erste, welcher den geliebten Kindern seinen Vatersegen brachte, so bald sie sichtbar waren, und ein geschmackvolles Frühstück vereinigte bald die ganze Gesellschaft in Blumensaale. Als sie in den Garten trat, stand das kleine Mädchen wieder an der Glasthür, wie bei ihrem ersten Eintritte, aber lieblich als Genius gekleidet, und überreichte ihr einen herrlichen Strauß. Sie hob das Kind liebeich auf und bath ihren Gemahl, ihr das Mädchen zu überlassen.

»Seit dem Tode meiner guten Mutter war sie verwaiset,« sagte der Graf; »du hast das Herz meiner Mutter und sie ist es nicht mehr.«

»Nein, nein,« rief Rosinchen und schloß das Kind liebevoll in ihre Arme, »dieß Vermächtniß soll mir theuer seyn.«

Das Kind schlang seine beyden Aermchen um sie und weinte, da es sie weinen sahe; denn es hatte zu der schönen Dame schon eine herzliche Zuneigung gefaßt.

Als Rosinchen aber bey dem Frühstücke Platz genommen, wurde ihr bey der ersten Tasse auf einem silbernen Teller eine Schrift überreicht, eine Schenkungsacte des Schlosses mit den dazu gehörigen zwey tausend Unterthanen und allem darin Befindlichen. Sie weigerte sich, ein so großes Geschenk anzunehmen, allein ihr Gemahl drang darauf, indem er sagte:

»Dieß ist nicht mein Geschenk; es ist ein Vermächtniß meiner guten verstorbenen Mutter für dich. — Dieß Besitzthum war ihr Lieblingssitz. — Alle Anlagen, liebes Weibchen, welche du hier findest, rühren von ihr her, und ich mußte ihr versprechen, sie meiner künftigen Gattinn zu übergeben. Du wirst sie werth halten, denn sie sind mir sehr werth.«

»Aber,« versetzte Rosinchen bescheiden, »sie hat gewiß gehofft, daß eine andere, als ein Mädchen meines Standes, deine Gattinn würde.«

»Du thut ihr Unrecht,« fiel ihr der Graf ins Wort; »sie würde sich für die glücklichste der Mütter gehalten haben, hätte sie noch erlebt, daß ich einen solchen Engel mein nenne. — Und Sie, lieber Vater,« wandte er sich zu Vater Born, »Sie trennen sich doch nie mehr von ihrer Tochter?«

»Nie! nie!« rief Rosinchen und schloß den geliebten Vater in ihre Arme.

»In deinem Glücke blühet das meine,« erwiderte Vater Born; »aber ich weiß mich zu bescheiden, Herr Graf«

»Nicht Ihr Sohn?« fragte der Graf mit Herzlichkeit.

»Mein Sohn,« erwiderte der Alte gerührt — »doch alles mit Maß. Der alte Vater soll Ihnen keine Beschwerde machen. Auch mag der alte Born gern nach seiner Weise leben. Ich nehme eine Wohnung ganz in der Nähe meiner Tochter und lebe nach wie vor meiner Kunst.«

»Wir wollen ihr gemeinschaftlich leben,« erwiderte der Graf; »darum aber wünschte ich, wir wohnten unter einen Dache.«

»Ich wohne gern unter meinem eigenen Dache, an meinem eigenen Herde,« versetzte der Alte; »darum bitte ich Sie, lassen Sie mir meine Weise. Meine Tochter ist jung, die wird sich wohl in Ihre Weise finden, aber ich.« —

Da halfen keine Einwendungen, man mußte ihm seinen Willen lassen. Nach dem Frühstücke gingen sie in einen Saal, wo die Hochzeitgeschenke der Gäste ausgelegt waren, unter welchen sich die Geschenke des Onkels Orlofsky vorzüglich auszeichneten. Dann brachten die Unterthanen ihrer neuen Gebietherinn ihre wohlgemeinten Gaben dar, die von ihr liebevoll aufgenommen und reichlich vergütet wurden. Jetzt führte der Graf Rosinchen in den Bade-Pavillon vor das Bild seiner Mutter, vor welchem sie einander nochmahls ewige Liebe und Treue schwuren, und hier gab er ihr den Aufschluß der ihr noch immer unerklärbaren Begebenheiten, wozu im ersten Taumel der Freude sich, so sehnlich auch Rosinchen darauf harnte, kein Augenblick hatte finden wollen.

»Ich bin der einzige Sohn des Grafen Orlofsky.« erzählte der Graf. »Mein Vater starb in meiner frühen Jugend und hinterließ mir unter der Vormundschaft meiner trefflichen Mutter ansehnliche Reichthümer. Aus Liebe für mich entsagte meine gute Mutter jeder zweyten Verbindung, damit ihr beträchtliches Vermögen mir einst ungetheilt zufließen möchte; zugleich aber beschloß sie auch, mir eine Erziehung zu geben, welche mich fähig machte, was das Glück mir zugewendet hatte, würdig zu genießen und anzuwenden. Sie war eine sehr geistreiche Frau, hatte selbst die sorgfältigste Bildung genossen und verband mit einer Engelgüte einen festen Charakter. Sie wußte den Menschen zu beurtheilen und so that sie keinen Mißgriff in der Wahl des Mannes, der mit ihr meine Erziehung vollführen sollte. Er war ein Deutscher. Ein anständiger Jahresgehalt und die Zusicherung einer Summe, welche ihn in den Stand setzte, nach vollendeter Erziehung ganz unabhängig zu leben, war das äußere Band, das ihn an mich knüpfte; aber ein festeres Band entspann sich aus einem Inneren und er liebte mich, wie einen eigenen Sohn. Unter eben so verständiger als liebevoller Leitung konnte ich nicht ganz mißrathen, und ich versichere dich,

liebes Weibchen, ich bin so übel nicht.

Als ich in das Alter trat, in welchem der Jüngling die Welt kennen lernen muß, sandte mich meine gute Mutter mit meinem Hofmeister auf mehrere Jahre nach Deutschland. — Hier faßte ich eine besondere Neigung für die Kunst, mit der ich früher bereits einen ziemlich guten Anfang gemacht hatte. Es war eine Ahndung, daß sie mein Glück gründen sollte. (Er schloß bey diesen Worten Rosinchen zärtlich in seine Arme.) Ich konnte meine Leidenschaft befriedigen und sie begleitete mich auf meinen Reisen durch Frankreich, Italien und England. Jetzt kehrte ich in die Arme der geliebten Mutter zurück, die sich freute, ihre Absicht mit mir nicht ganz verfehlt zu haben. Sie verdoppelte die meinem redlichen Führer zugesicherte Summe und er kehrte in sein Vaterland zurück, wo er eine Person gefunden hatte, welche er zur Gefährtinn des Lebens wünschte, sonst hätten wir uns nie getrennt. —

Meine Geburt und meine Lage machten es mir leicht, eine jede Laufbahn zu betreten, welche ich nur wählen wollte, und die großmüthige Kaiserinn, welche meinen Vater sehr geschätzt hatte und meine Mutter liebte, überhäufte mich mit Gnade; allein ich nahm nur an, was ich ohne undankbar zu seyn nicht ausschlagen durfte, und beschloß, meinen Unterthanen und den Wissenschaften und Künsten zu leben, und dieser Entschluß erhielt ganz den Beyfall meiner Mutter. Sie hielt ihres Sohnes Glück am besten gesichert, wenn er von den glänzenden Fesseln der Ehr- und Herrschsucht frey bliebe. —

Jetzt war aber ihr sehnlichster Wunsch, daß ich auch mein häusliches Glück durch die Verbindung mit einem edeln weiblichen Wesen sichern möchte; allein ohne Neigung konnte ich mich zu keiner Verbindung entschließen, und — ich hatte an meiner Mutter ein Ideal vor mir, dem die Töchter meines Vaterlandes — meine Mutter war eine Pohlinn — nicht entsprachen.«

Rosinchen erröthete, indem sie sich heimlich mit der Verstorbenen verglich und sich nach ihres Gemahls Schilderung tief unter ihr fühlte. —

»Nicht bloß die Bildung des Geistes war es,« fuhr der Graf fort, der die bescheidene Erröthen verstand, »was meine Mutter auszeichnete; es war die Reinheit eines Herzens, das ganz zur Liebe geschaffen, es war die Holdseligkeit, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, wie über dein holdes Wesen. — Geistesbildung läßt sich ersetzen; aber was vermag Herzensreinheit und Engelanmuth zu ersetzen, wo die fehlen? — So blieb ihr Wunsch unerfüllt, als ein böses Fieber, dessen Ansteckung sie aus Menschenliebe sich aussetzte, die zärtlichste und trefflichste Mutter mir raubte. —

Mein Schmerz war gränzenlos, und gern wäre ich ihm in der Einsamkeit nachgegangen; allein die Nothwendigkeit, meine Mündigerklärung zu befördern, um die Verwaltung meiner Güter unmittelbar übernehmen zu können, zwang mich nach der Residenz zu eilen.

Hier war es, wo ich an einem Morgen in Gesellschaft meines Oheims, nach Sarsköe-Selo fuhr, um der Monarchinn meine Aufwartung zu machen. Der Weg führte uns an deiner Wohnung vorbei, es fiel mir auf, daß Alexander Alexeyitsch dem Iswoshik zurief, er sollte die Jungen auf den Vorderpferden tüchtig schreyen lassen⁸, und sich dann so weit er konnte aus dem Wagen legte. — Ich sahe wohin er blickte und grüßte, und mein Blick fiel auf dich. —

Bekannt mit der Lebensweise meines Oheims konnte ich nicht anders als vermuthen, verzeihe mir, daß du eins der vielen freywilligen oder unfreywilligen Opfer seiner Sinnlichkeit wärest, und ich zog ihn damit auf. — Den Henker auch, rief er lebhaft, das Mädchen macht mich noch rasend. Bey der bin ich, ob ich mir gleich schon seit Monathen die Räder abfahre und die Sohlen ablaufe, noch nicht einmahl zu einem zärtlichen Worte gekommen. — Und nun erzählte er mir,

wie er deine Bekanntschaft gemacht habe, und seine Schilderung war so lebhaft, er sprach mit so ungewohnter und unwillkürlicher Achtung von deinem Vater und dir, daß ich keine geringe Meinung von euch fassen mußte. — Doch schwur er, daß er dich besitzen müsse, es koste was es wolle, und ich beschloß zu versuchen, dich vor seinen Fallstricken zu bewahren, ohne an weitere Absichten für mich selbst zu denken.

Beynahe wär' es mir auch wohl wieder entfallen, hätte mich nicht ein Ungefähr in deine Nähe gebracht. Ich ging vor der katholischen Kirche vorbei und trat fast gedankenlos hinein. Das erste, was mir aufstieß, war mein Alexander Alexeyitsch, welcher, ohne ein Auge zu verwenden, eine schlanke weibliche Gestalt anstarrte, die ganz in Andacht versunken schien, und neben der ein ehrwürdiger Alter bethend kniete. —

Eine ungewohnte Regung erfüllte meine Brust: auch mein Auge war darauf gefesselt, als die Messe zu Ende war und diese Gestalt, ohne meinen Oheim eines Blickes zu würdigen, sich umwandte, um mit dem Alten die Kirche zu verlassen. — Da sahe ich dein liebliches Gesicht voll Unschuld, und erkannte dich — und mein Schicksal war entschieden. — Ich liebte dich, ohne es mir sogleich selbst gestehen zu wollen. —

Dein Bild wich nicht von mir, und als am andern Tage wieder ein Feyertag war, zog es mich mit Gewalt in die Kirche. — Mein Auge fand dich bald; aber ich sahe auch den unleidlichen Menschen wieder unfern dir und bemerkte, wie er sich bestrebte, deine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, bemerkte aber auch zu meiner größten Freude, wie wenig es ihm gelingen wollte. Vorsetzlich hielt ich mich von ihm entfernt, damit du keinen Argwohn fassen möchtest, und er war so im Anschauen vertieft, daß er meiner nicht gewahr wurde. —

Jetzt versäumte ich keine Messe mehr und mich wollte bedünken, als ob ich dir nicht unbemerkt geblieben wäre; ja ich schmeichelte mir, daß dein Auge mich suchte, wenn es mich an der gewohnten Stelle nicht sahe, und absichtlich nahm ich zuweilen eine andere Stelle ein, um mich davon zu überzeugen. — Daß ich auf den Oheim eifersüchtig war und ihm gern den Hals gebrochen hätte, kannst du leicht denken; allein meine Kenntniß von seiner Denkart riethen mir Vorsicht, und daher vermied ich auch, was sonst das Natürlichste gewesen wäre, mich bey deinem Vater einzuführen, aus Furcht, er möchte mich dort treffen und mir meinen ganzen Plan verderben, denn — vergib meiner Eitelkeit — ich wünschte, du möchtest in mir nur mich und nicht den Grafen lieben. — Ich war mein eigener Nebenbuhler.

Mein Glückstern wollte, daß ein Auftrag der Monarchinn meinen Oheim unerwartet auf einige Zeit entfernte, und diesen Zeitpunkt beschloß ich zu benutzen. — Unter dem Nahmen Ossip Pawlowitsch Lipowsky fand ich mich als ein unscheinbarer Kunstjünger bey deinem Vater ein. — Als ich zu ihm eintrat, war mir, als beträte ich ein Heiligthum, dessen Priester der ehrwürdige Vater sey. Er war allein; dieß gab mir die nöthige Fassung, mich ihm ganz unbefangen vorzustellen, und als du dazu kamst, konnte ich mich schon rühmen, den redlichen Alten für mich eingenommen zu haben. Ich erkannte ihn ihm den Künstler voll Gluth unter dem gesetzten Aeußern, das oft von Gecken Deutsche Pedanterie genannt wird, und da meine Kunstliebe meiner Liebe die Hand zu biethen schien, so wurde es mir nicht schwer, die Letztere unter der ersteren zu verstecken.

Mit welcher Wonne bemerkte ich, daß ich dir nicht gleichgültig blieb! Mit welcher Seligkeit empfand ich, wie deine Neigung dir unbewußt für mich zunahm. — Du liebtest mich um mein selbst willen; ich war ja für dich nur der unbedeutende Lipowsky.«

»Und dadurch meinem Herzen näher,« fiel ihm Rosinchen ein, »als hätte ich in dir den Grafen erkannt.«

»Auch war ich fest entschlossen,« fuhr der Graf fort, »mich mit dir als Lipowsky zu verbinden, so bald ich nur freyer Herr über mich selbst geworden, und mich dir dann erst zu erkennen zu geben, wenn du mein wärest. Da überraschte mich aber die Liebe durch die Sehnsucht nach dem bei der Saumseligkeit unserer Gerichte immer verzögerten Augenblicke meiner Mündigerklärung und gewann völlig die Oberhand über die Kunstliebe. —

Dein Vater bemerkte es. Er gab mir Anlaß, mich gegen ihn zu erklären. Das kam mir unerwartet, die Erklärung war mir noch zu früh, und ich gerieth in Verlegenheit. Dieß erregte die väterliche Besorgniß. — Ich entdeckte ihm meine Liebe. Er verlangte, mit meinen Verhältnissen näher bekannt zu werden. — Ich konnte ihn in diesem Augenblicke nicht befriedigen, aber ich verhielt es, in Kurzen zu thun und er drang mir das Versprechen ab, mich dir nicht zu nahen, bis ich darüber das Vaterherz beruhigt hätte. Ich gab ihm mein Wort, und — so schwer es mir auch wurde, ich hielt es. Der Gedanke, dem glücklichsten Ziele ganz nahe zu seyn, stärkte mich.

Unterdessen war Alexander Alexeyitsch zurückgekommen und fing so fort wieder an, dich mit seinen Bewerbungen zu verfolgen. Da er gar kein Mißtrauen in mich setzte, so vertraute er mir das Mißlingen aller seiner Plane: schwur aber, daß er dieß länger überdrießig wäre und schon den Augenblick abpassen wolle, dich zu erhaschen, und sollte er dich von der Straße wegfangen. —

Die Gefahr war dringend. Daß er Wort halten würde, war ich überzeugt. Deinen Vater davon zu benachrichtigen, fand ich nicht rathsam, weil ich fürchtete, des Wüstlings Unwillen auf ihn zu ziehen. Dich mir sichern mußte ich, mochte es kosten was es wolle, und — ich beschloß, dem Leichtsinigen zuvor zu kommen. Ich wußte ja genau, wenn du auszugehen pflegtest und wohin du gingst; es wurde mir also leicht, die Anstalten zu treffen, daß du mir nicht entgehen konntest. —

O verzeih mir! verzeih der unerklärbaren Bizarrerie des Herzens, die ich selbst verdamme. — Es stellte sich mir so reizend vor, dich gleichsam in eine Zauberwelt zu versetzen, um zu sehen, ob die Aussicht auf Rang und Reichthum wohl vermögend wäre, in deinem Herzen der Neigung für mich, den unbedeutenden Lipowsky, zu ersticken. Meine Eitelkeit, meine Liebe sagten mir, daß es nicht möglich sey, und auch ich glaubte das kühne Wagstück bey dir unternehmen zu können, das bei jeder Andern wohl leicht gefährlich gewesen wäre. — An deine Angst dachte ich wohl, allein — ich hoffte diese zu heben, wenn ich dich zu überzeugen suchte, daß von eigentlicher Gewalt oder von unredlichen Absichten nicht die Rede sey. —

Nur erst, als mein Anschlag gelungen war, nur da erst überfiel mich die Angst, daß dich die Trennung von dem geliebten Vater zu sehr ergreifen könnte: ich mahlte mir deinen Schmerz aus — ich dachte mir die sonderbarsten Zufälle als möglich, die mir dich entreißen könnten — ja, ich zitterte selbst — verzeih der besorgten Liebe — jetzt vor der Kühnheit des Wagestückes. — Und dann die Bekümmerniß deines Vaters — seine Angst um die geliebte Einzige ... Ich verwünschte meinen Leichtsinn, und es riß mich mein Gefühl mit Gewalt zu ihm. —

Ich fand ihn bereits in großen Sorgen um dich. Die Magd war allein zurück gekommen und hatte ausgesagt, du wärest durch einen Heuwagen von ihr getrennt worden und sie habe dich nicht wieder auffinden können. Er hatte von einem Augenblicke zu dem andern deine Rückkehr erwartet, du erschienst immer nicht. Er wollte eben sich auf den Weg machen, bey seinem Landsmanne sich Rath zu hohlen, als ich eintrat. Die Vaterangst ließ ihn nicht an das mir abgenommene Versprechen denken; es war ihm lieb, daß ich kam und daß er mir die Besorgnisse seines Herzens mittheilen konnte. — Dieß überwältigte mich — wir waren allein und ich wagte es, mich ihm zu entdecken und ihm zu gestehen, wozu mich Liebe und Thorheit verleitet hatten. — Er war betroffen. Er drang darauf, daß ich dich sogleich herbey schaffen sollte; — aber er sahe

meine Reue, meine Verzweiflung, und diese entwaffneten seinen Zorn. Ich enthüllte ihm jetzt meine Verhältnisse; ich flehete um seine Verzeihung und seinen Segen. —

Er erkannte die Aufrichtigkeit meiner Liebe und bewilligte mir Beydes; und als ich nun sein Verlangen erfüllen und dir nachsenden wollte, um dich zurück zu bringen, da überraschte er mich, indem er mich zurück hielt. — Meine Tochter ist in Sicherheit? sagte er: Ich schwur es ihm. — Und Sie wollen sie zu ihrer Gattinn haben? fuhr er fort. Ich habe mir keinen Schwiegersohn Ihrer Art gewünscht; Rosinchen hat an keinen solchen Gatten gedacht. Ungleiche Verbindungen haben sonst nicht meinen Beyfall. Auch billige ich nicht Ihr Verfahren gegen uns, noch was Sie sich gegen meine Tochter erlaubt haben; aber jetzt erfordert das Glück meiner Tochter, die Ihnen nichts zubringt, als ihr Herz, daß Sie auch den Werth dieser Mitgift gehörig zu würdigen vermögen. So mag denn mein Kind die Prüfung bestehen, und wenn sie dann bereit ist, für Sie allen Herrlichkeiten der Welt zu entsagen, dann — bringt sie Ihnen eine Mitgift zu, die wohl allenfalls Ihre Reichthümer aufzuwiegen vermag. Sie mag Ihnen die Schmerzen und die Angst und die blendendsten Aussichten zum Opfer bringen.

Guter, redlicher Vater, erwiderte ich gerührt und schloß ihn mit kindlicher Ehrfurcht in meine Arme, wie danke ich ihnen! — Liebt mich Rosinchen, was für größere Schätze könnte ich mir wünschen? — Wir folgen ihr, so bald nur meine Mündigerklärung ausgefertigt ist, und ich verdanke ihnen meine ganze Seligkeit. —

Ich hatte Befehl gegeben, daß mir von jeder Tagereise Bericht zukäme und diesen theilte ich deinem Vater mit. — Auch hatte ich ihm nicht die Gefahr verhehlt, welche dir von dem leichtsinnigen Alexander Alexeyitsch gedroht, und es beruhigte den guten Vater nicht wenig, daß ich diese vereitelt hatte. Jetzt war ich unzertrennlich von ihm; denn mit ihm konnte ich ja allein von dir sprechen. — Wie mahlten wir uns die Scenen aus, von welchen mir die gute Rosen, die ehemahlige vertraute Kammerfrau meiner Mutter, getreulich Bericht abstattete. Sie schrieb mir von deiner Ueberraschung, schilderte mir deinen Kummer — Dein öfteres Verweilen bey dem Bilde meiner Mutter erfüllte mein Herz mit der seligsten Empfindung. Es waren meine Züge, die dich ansprachen, so sagte meine Eitelkeit.

Du warst aber verschwunden, erschienst weder am Fenster, noch auf der Straße, noch in der Kirche. Dieß fiel Alexander Alexeyitsch auf. Er stellte sich bey deinem Vater ein, und erkundigte sich nach deinem Befinden. Es war an dem Tage, wo ich gerade meine Mündigerklärung erhalten hatte. Da trat ich hervor und erklärte ihm, daß ich dich vor seinen Schlingen in Sicherheit gebracht hätte. — Du kannst dir leicht sein Erstaunen, seine Verlegenheit denken. Er wollte in Zorn aufwallen; als ich ihm aber sagte, daß du meine Gattinn würdest, da stutzte er. — Seine Grundsätze sind zwar verdorben, aber sein Herz ist gut. — Er reichte mir die Hand. Den dummen Streich hätte ich auch gern gemacht, sagte er ganz offenherzig, wenn ich nicht schon einen Klotz an den Beinen hätte. Verzeiht, ehrlicher Alter, aber euere Tochter ist gar zu verdammt hübsch. — Laßt uns gute Freunde seyn. Ich bitte mich zur Hochzeit. — Sein Benehmen versöhnte deinen Vater und — so ist er, als mein nächster Verwandter, unter denen, welche Zeugen meines Glückes sind. — Verzeihst du mir, geliebtes Weib, die Täuschung?«

Statt der Antwort sank Rosinchen in seine Arme und sie feyerten den Triumph der reinsten Liebe, — Sie aber beschloß, sich die Edle, die mild auf sie herab zu lächeln schien, zum Muster zu nehmen, um sich eines solchen Glückes würdig zu bezeugen, und sich die Bildung zu erwerben, welche ihr noch abging. — Dieß gelang, und in Kurzem war sie eine Zierde des Kreises, in welchen sie, wie durch den Zauberstab einer mächtigen Fee, war versetzt worden.

Reinbeck.

~~~~~

**3.  
Die  
beste Wahl.**



Eine Erzählung

von dem

Verfasser der Heliodora.

»Sie verzärteln das Mädchen. Die Kleine wird hübsch, und sie könnte in der That auch recht liebenswürdig werden, aber vielleicht wird man Ihnen nicht nachrühmen können, daß Sie das Ihrige dazu beygetragen haben. Glauben Sie mir, lieber Vetter, Ihre Tochter weiß es recht gut, daß Sie den Nahmen, den man ihr gegeben hat, einst auf ihren Reisen in der Levante gehört haben, wo es so viel als *schön wie der Tag* bedeutet. Fahren Sie nur so fort, und in zehn Jahren — O was sage ich, schon jetzt weiß Fräulein *Nur* gegen andere Kinder eine recht vornehme Miene anzunehmen. Ist sie nicht gleichsam von einem kleinen Hofe umgeben? Man schmeichelt ihr, und Sie sind entzückt darüber, aber niemand ist ihr gut. Ihre kleine Muhme Hortensia ist ihr von Herzen gram. Gegen meinen Theodor allein ist *Nur* artig und zuvorkommend, und bloß darum nehme ich noch so viel Antheil an ihr, daß ich ihnen freymüthig meine Meinung sage.«

So sprach ein naher Vetter, der sich nicht auf Schmeicheln verstand, zu *Nur's* Aeltern. Herr von Etang und seine Frau konnten sich nicht verschweigen, daß der Mann recht hatte, aber sie glaubten sich sehr gut zu vertheidigen, als sie dem offenherzigen Tadler Vorwürfe zurückgaben, und ihn einen Philosophen nannten, was ihrer Meinung nach mit Thor ziemlich gleichbedeutend war, und als sie ihm vorwarfen, daß er selber aus seinem Sohne Theodor nichts als einen rauhen Wildfang bilden, und ihm am Ende nichts hinterlassen würde, als die gerühmte Naturerziehung.

Die Weissagung ging sehr bald in Erfüllung: Theodor's Vater starb, als er sein Vermögen für einen unredlichen Freund verpfändet hatte, der sein offenes Zutrauen mißbrauchte, und der arme Theodor war in einer so unglücklichen Lage, daß seine Verwandten sich vereinigen mußten, um für seinen Unterhalt und seine Erziehung zu folgen.

Kinder sind wie Erwachsene, einige gute Eigenschaften abgerechnet, welche der Verkehr mit der Welt noch nicht verderbt hat. Kein Wunder also, daß der arme Theodor allen Kindern seiner ganzen Sippschaft ein Gegenstand der Verachtung war. Hortensia, bey deren Vater er wohnte, verrieth einen entscheidenden Widerwillen gegen ihn. Die stolze *Nur* hingegen blickte gütig auf ihn herab, und dieser Schutz sicherte ihn gegen manche Kränkungen, welche sein störrischer Sinn, die Strenge seiner Verwandten und der Haß der andern Kinder ihm oft hätte zuziehen können. Man konnte ihr dieß billig zum Verdienste anrechnen. Der reizbare, wortkarge, heftige, unbiegsame Theodor, hart gegen sich selbst, wie gegen Andere, konnte weder tanzen, noch singen, noch Blumensträußer anbiethen, noch einmahl eine Schmeicheley sagen. Offene Wahrheitsliebe, dankbare Gesinnung und Muth, waren seine einzigen Tugenden, aber gerade dadurch pflegt sich ein Kind nicht beliebt zu machen.

Man hatte unter diesen Umständen nichts eiligeres zu thun, als den Knaben in eine öffentliche Schule, zehn Meilen weit, zu schicken. Bey seiner Abreise wollte er allein der *guten Nur* Lebewohl sagen, so nannte er sie, die überall die *schöne Nur* hieß. Der Abschied ging ihr sehr nahe, und sie umarmte den kleinen Vetter mit Thränen im Auge. Theodor bemerkte ihre Rührung, und ihre Hand lebhaft drückend, versprach er ihr Freundschaft bis in den Tod.

In zahlreichen Familien geht es zuweilen, wie in den geselligen Kreisen der Kleinstädter. Unter dem Schleyer anscheinender Vertraulichkeit werden Zwietracht, Eifersucht und Haß gehäget, die heimlich desto geschäftiger sind, da sie sich nicht öffentlich zeigen dürfen, und täglich begrüßt man mit scheinbarer Herzlichkeit Menschen, welchen man täglich einen argen Streich spielt, oder von welchen man etwas Aehnliches erleidet. Die unbedeutendsten Vorfälle erhalten hier Wichtigkeit und nichts ist gleichgültig. Da hört man oft sehr rührende Beyleidsbezeugungen, sehr lebhaft Glückwünsche von Leuten, die herzlich froh über die Leiden sind, welche sie trösten, oder sehr traurig über das Glück, worüber sie sich zu freuen scheinen. Die Familie Etang, die fast allein die vornehme Welt der kleinen Stadt S. bildete, mußte aus zweyfachem Grunde sehr oft

dieses Schauspiel darbiethen; aber nie geschah dieß auffallender als bey einem Vorfalle, der in der Stadt so viel Aufsehen machte, als das merkwürdigste Ereigniß nicht hätte erregen können, einem Vorfalle, der *Nur*'s Herrschaft ein plötzliches Ende bereitete.

Die Einimpfung der Pocken war zu jener Zeit noch wenig üblich, und wurde, wie alles Nützliche und Gute, von Vorurtheilen, Dummheit und Aberglauben bekämpft, selbst unter Leuten, die auf Bildung Anspruch machten. Frau von Etang wollte ihre Tochter durchaus nicht impfen lassen, und die Vorsichtsmaßregeln, welche sie traf, das Kind gegen Ansteckung zu schützen, schienen ihr hinlänglich zu seyn. Aber ihre Täuschung schwand bald; zwei Jahre nach Theodors Abreise ward *Nur* von der schrecklichen Krankheit befallen, welche ihre frischen Reize zerstörte, ihr liebliches Gesicht zerriß, das schöne Feuer ihrer Augen schwächte. Man fürchtete sogar, das arme Mädchen möchte blind werden.

Theodor, dem fast niemand schrieb, erfuhr die Krankheit seiner Nichte durch den Brief eines alten Dieners von seinem Vater, der nächst *Nur* der Einzige war, welcher Antheil an ihm nahm. Er bath um die Erlaubniß, seine kranke Muhme zu besuchen, um sie zu warten, aber sein Brief blieb ohne Antwort. Nun faßte Theodor rasch seinen Entschluß, verließ heimlich die Lehranstalt, und machte zu Fuße, fast ohne zu rasten, den langen Weg von zehn Meilen. Als er ankam, war seine Muhme der Genesung nahe. Er sagte ihr gerade heraus, was sie schon gut genug wußte, daß sie sehr häßlich wäre, und entdeckte ihr, was sie noch nicht wußte und mit tiefem Schmerze hörte, daß sie in Gefahr stände, blind zu werden, aber er schwur ihr, wenn dieses Unglück ihr zustoßen sollte, so würde nichts ihn abhalten, sich ihr ganz zu weihen, um sie zu warten und zu führen.

Theodor wurde von seinen Verwandten, die wenig zur Nachsicht gestimmt waren, bald wieder in die Lehranstalt zurück geschickt, und nach ihrem Willen sollte seine Flucht, wie das schwerste Verbrechen, bestraft werden. Der Schulvorsteher aber, ein Mann von Verstand und Einsicht, war ganz anderer Meinung. Er hatte es bisher fast für unmöglich gehalten, des Knaben unlenksames Gemüth zu bilden, aber als er jetzt sahe, daß er sich in ihm geirrt hatte, behandelte er ihn mit der freundlichsten Güte, und die Dankbarkeit, die Theodor darüber empfand, machte ihn gelehriger, als Ansehen und Furcht nicht vermocht hätten. Die Erlaubniß, an *Nur* zu schreiben, ward von nun an für ihn der Preis des Fleißes und der Folgsamkeit, und die, von den Verwandten nicht so gern bewilligte Erlaubniß, jährlich einige Tage bey ihnen zuzubringen, belohnte die Beharrlichkeit, womit der Knabe von der treuen Sorgfalt seines Lehrers Vortheil zog. Er benutzte aber diese Vergünstigung bloß dazu, bey seiner Muhme zu seyn, der niemand diesen Vorzug beneidete.

Wie sehr bedurfte sie des Trostes, den sie darin fand! Sie hatte binnen drei Monathen ihren Vater und ihre Mutter verloren, die ihr eine sehr mäßige Erbschaft hinterließen. Man that ihr den Vorschlag, entweder in ein Kloster zu gehen, oder bey dem Vater ihrer Muhme Hortensia zu wohnen, und bey ihrem unüberwindlichen Widerwillen gegen das Klosterleben zog sie das Letzte vor. Jeder wünschte ihr Glück dazu. Die beiden Mädchen, sagte man, sind ja wie Schwestern; aber Hortensia erinnerte sich wohl der Vergangenheit, und ließ keine Gelegenheit vorbegehen, ihrer Muhme die Demüthigungen zu vergelten, welche sie von ihr erhalten zu haben glaubte. Man müßte, sagte sie einmahl, ihre Muhme *Nur* mit dem Ungeschliffenen vermählen, wie sie Theodor nannte; das würde eine saubere Wirthschaft werden. Ein anderes Mahl dankte sie in einer zahlreichen Gesellschaft ihren Aeltern zärtlich für die Sorgfalt, sie impfen zu lassen, während man bey ihrer lieben Muhme diese Vorsicht versäumt hätte.

Bey allen diesen Neckereyen blieb *Nur* unwandelbar gleichmüthig und heiter. Sie war ernsthaft, ohne traurig zu seyn, gefällig, ohne zudringlich zu werden, gelehrig ohne knechtische



Unterwürfigkeit, fleißig ohne Ziererey zu zeigen, und benutzte die Abgeschiedenheit, wozu sie verurtheilt war, um Geist und Herz zu bilden, und, was Andere versäumt hatten, sich selbst zu erziehen.

Theodor's Erziehung war vollendet. Der treffliche Lehrer, dessen Freundschaft ihm geworden war, hatte sich nicht begnügt, in den Wissenschaften, die jedem gebildeten Manne unentbehrlich sind, ihn zu unterrichten, sondern auch eifrig sich bemühet, ihm Weltkenntniß mitzutheilen. Er hatte ihn besonders gelehrt, daß die Kunst, den Menschen zu gefallen, nichts Erniedrigendes hat, wenn man sie durch rechtliche Mittel ausübt, daß sie desto nöthiger ist, wenn man unabhängig zu leben, wünscht, und daß sich das Verdienst nicht über Zurücksetzung beklagen darf, wenn es sich unter einer abschreckenden Hülle verbirgt. Der Schulvorsteher gab ihm den letzten Beweis seiner wohlwollenden Theilnahme, als er ihm eine Empfehlung an einen seiner ehemahligen Zöglinge, einen viel geltenden Mann in der Hauptstadt, mit gab, wohin Theodor mit der Zustimmung seiner Verwandten abging.

Der Jüngling war dieser Güte würdig, und da er von der kräftigen Eigenheit seines Geistes nichts, als was ihm nachtheilig werden konnte, verloren hatte, so gewann er mit der allgemeinen Achtung das Wohlwollen seines neuen Gönners, und ehe er es hoffen konnte, sahe er seine Bemühungen und seinen Eifer durch ein einträgliches Amt und die Aussicht auf eine glänzende Beförderung belohnt.

Sein Briefwechsel mit *Nur* war nie unterbrochen worden. Von allen seinen Gedanken und Empfindungen, von seinem ganzen Treiben und Thun, gab er ihr, als einer wahren Freundinn, wie er sie nannte, treulich Nachricht. Eine solche Freundinn, setzte er hinzu, wäre mehr werth, als irgend eine Geliebte; eine Versicherung, welche, so aufrichtig sie war, in dem Munde eines Jünglings von seinem Alter freilich wenig Zutrauen erwecken konnte.

Es währte in der That nicht lange, so fühlte er das Bedürfniß, seiner Muhme die Geschichte einer Liebe anzuvertrauen, die Anfangs glücklich gewesen, aber bald unwürdig war belohnt worden. Der getäuschte Jüngling würde sich vielleicht im Uebermaße seines Schmerzes zu gefährlichen Entschlüssen haben hinreißen lassen, wenn nicht seine gute Muhme ihn durch jene Tröstungen wieder aufgerichtet hätte, welche so unwirksam sind, wenn sie bloß von der ruhigen Vernunft ausgesprochen werden, so theuer aber und so kräftig, wenn sie unmittelbar aus dem Herzen kommen.

Auch *Nur* hatte ihrem Freunde eine vertrauliche Mittheilung zu machen. Ein alter Verwandter ihrer Familie, welcher abgeschieden in Bearn lebte, hatte den Einfall, über alle junge Mädchen seiner ganzen Sippschaft Erkundigung einzuziehen. Da er reich war und keine nahen Erben hatte, so gab dieß Veranlassung zu vielerley Muthmaßungen und Hoffnungen. Man wollte ihn durch die Antwort vornehmlich einnehmen, und ließ sie durch *Nur* schreiben. Hortensia, welche dieser Wahl ihren Beyfall nicht versagen konnte, äußerte bey dieser Gelegenheit, ihre liebe Muhme ließe sich allerdings besser lesen, als sehen.

Der alte Vetter kam endlich selbst an. Er hatte die Verfasserinn des Briefes aus dem bescheidenen Tone, womit *Nur* von sich sprach, errathen, und er bewunderte die Gemüthsart des Mädchens, während die anspruchvolle Hortensia ihm sogleich mißfiel. Endlich erklärte er feyerlich vor allen versammelten Verwandten, er hätte die Absicht, sich zu vermählen und seine Wahl wäre auf *Nur* gefallen.

Die ganze Sippschaft rühmte seine *Großmuth*. Die Auserwählte bezeugte ihm ihre Dankbarkeit und schlug den Antrag aus, ohne einen andern Grund ihrer Weigerung, als das Mißverhältniß des Alters anzuführen, und nichts konnte ihren ehrerbiethigen Widerstand besiegen. Der Vetter, eben

so überrascht als empfindlich darüber, reiste sogleich wieder ab, und überließ *Nur* den Vorwürfen aller Verwandten. Bald nachher aber schrieb er ihr, sie allein hätte Recht gehabt, und da er ihr nicht seine Hand geben könnte, so wollte er sie als seine Tochter betrachten und ihr einst Beweise väterlicher Zuneigung geben.

Theodor, der bald nachher seine Verwandten besuchte, billigte *Nur's* Weigerung, und seine Stimme ward jetzt schon ziemlich geachtet, da er aus der Hauptstadt kam. Er hatte ein ehrenvolles Amt, und man vermuthete nicht ohne Grund, daß er schnell höher steigen werde. Die Familien-Väter legten nicht wenig Gewicht auf diesen Umstand, und nannten ihn einen ganzen Mann. Die Mütter rühmten an ihn einen gebildeten Geist, und die zarte Höflichkeit gegen die Frauen, welche ein Herz ankündigt, das würdig ist, sie zu lieben; die Mädchen aber bemerkten schweigend, daß diese Vorzüge durch eine seltene Fertigkeit in männlichen Geschicklichkeiten, durch angenehme, obgleich ernste Gesichtszüge, gehoben würden.

Man kann leicht denken, daß Theodor keinen Korb hätte fürchten dürfen, wenn es ihm eingefallen wäre, zu werben. Hortensia's Vater sahe in ihm schon den künftigen Schwiegersohn. Der Anblick seiner schönen Muhme hatte beim Wiedersehen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, weil sie, wie er zu *Nur* sagte, eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Gegenstande seiner ersten Liebe hatte. Hortensia schien ihrem Vater willig gehorchen zu wollen, und bestand bloß darauf, Theodor sollte seine Verbindung mit *Nur* ganz abbrechen. Er schlug dieß gerade zu ab, machte der schönen Muhme die Gesinnung, woraus jenes Verlangen hervor gegangen war, zum Vorwurf, und sagte ihr, wie günstig *Nur*, als sie über die vorgeschlagene Verbindung war zu Rathe gezogen worden, über ihre Muhme geurtheilt hatte, von welcher sie so viel Anlaß zur Unzufriedenheit erhielt.

Der kleine Streit war noch nicht geschlichtet, als der Graf von Vincy um Hortensia's Hand warb. In des Fräuleins Augen war der Titel *Gräfinn* so reizend, daß man die funfzig Jahre des Bräutigams wohl vergessen konnte. Sie brach schnell mit Theodor ab, und als sie ihres Vaters Einwilligung mehr abgedrungen, als erbethen hatte, knüpfte sie einen Bund, der bloß ihre Eitelkeit befriedigen konnte.

Sie hatte wenig Ursache, mit ihrer Wahl zufrieden zu seyn. Da sie verurtheilt war, das ganze Jahr auf dem Lande zu leben, so ward die Hoffnung nicht erfüllt, ihre ehemahligen Gespielinnen durch den Glanz ihrer Hoheit in Verzweiflung zu setzen. Ihr Unmuth stieg noch höher, als sie vernehmen mußte, daß Theodors Gönner zu einer hohen Würde erhoben, den jungen Mann, dessen Geschicklichkeit und Redlichkeit ihm unentbehrlich geworden waren, mit sich erhoben hatte. Als Theodors Gemahlinn hätte sie in der Hauptstadt, im Schooße des Wohlstandes leben und die Zierde eines glänzenden Kreises seyn können.

Ihr Kummer erhielt jeden Tag neue Nahrung; denn das Glück schien dieß Mahl das Verdienst begünstigen zu wollen. Theodor war, ohne daß ein Vorwurf ihn traf, bald ein reicher Mann geworden, wie seine Verwandten aus den Geschenken, die er ihnen unaufhörlich sandte, schließen konnten. Sein Gönner aber erfuhr bald, daß man heimlich Ränke gegen ihn schmiedete, und um dem Sturze, der ihm drohete, zuvor zu kommen, faßte er den klugen Entschluß, sich von den Staatsgeschäften zurück zu ziehen. Er gab zugleich seinem jungen Freunde einen Wink, und Theodor ergriff diese Gelegenheit, die längst genährte Hoffnung, in ehrenvoller Unabhängigkeit zu leben, zur Wirklichkeit zu bringen. Die erste obrigkeitliche Stelle in S. ward, um diese Zeit erlediget, und Theodors Beschützer benutzte zum letzten Mahle seinen Einfluß, um sie seinen Freunde zu verschaffen. So kam Theodor, mit hohem Ansehen bekleidet, zurück in seine Heimath, wo er ehemdem der Gegenstand eines beleidigenden Mitleides gewesen war.

Ganz mit der Sorge für sein eigenes Glück beschäftigt, dachte er jetzt ernstlich daran, eine Frau zu nehmen. Die Liebe hat mich unglücklich gemacht, sprach er zu sich selbst, der freyere Verkehr mit Weibern, die nur meine Sinne befriedigten, hat eine schmerzliche Leere in meinem Herzen gelassen. Eine Verbindung, welche die Vernunft billigte, die Freundschaft verschönerte, würde unstreitig das Klügste und das Süßeste seyn, was ich erwählen könnte. —

Die Wahl konnte ihn, wie gesagt, verlegen machen, was er suchte, besaß niemand als Eine, *Nur* besaß alles. Der Himmel hat sie mir zur Gattinn bestimmt, sagte Theodor. Wie können Reitze, welche in wenigen Jahren verwelken, bey einer Verbindung für das ganze Leben in Betrachtung kommen? *Nur* hat ein vortreffliches Herz, einen gebildeten Geist; sie ist meine Freundinn, und wird es immer seyn, ich werde mir das Verdienst erwerben, alle diese Vorzüge für die Kränkungen zu rächen, welche sie von dem Schicksale und von den Menschen erfahren haben.

Er machte seinen verführerischen Antrag, und erhielt — eine abschlägige Antwort. Lieber Freund, antwortete *Nur* auf seine dringenden Bitten, alle Vorzüge sind auf Ihrer Seite, und Sie könnten bloß durch ein Gefühl, daß ich nicht hoffen darf einzuflößen — aufgewogen werden. Eins bleibt in meiner Gewalt, ich will nicht gedemüthiget werden, durch das Uebermaß der Dankbarkeit, welche ich Ihnen schuldig seyn würde. Ich schlage Ihre Hand aus, aber wenn eine solche Versicherung Werth für Sie haben kann, so seyn Sie gewiß, daß ich nie einem Andern angehören werde. Ein Gatte würde mit Recht eifersüchtig seyn auf die Zuneigung, welche Ihnen immer die erste Stelle in meinem Herzen anweisen wird, und die ich nie aufgeben werde.

Theodor suchte sie durch Gründe, durch Bitten zu bewegen. Alles vergebens; *Nur* gab nicht nach, sondern erinnerte ihn, daß Hortensia Witwe geworden und bald nach S. zurückkehren werde. Was konnte Theodor nun abhalten, eine Verbindung zu knüpfen, die er einst so lebhaft gewünscht hatte?

Er sahe Hortensien bald wieder, und wunderte sich, daß er sie mit so ruhigem Herzen wiedersahe. Er bemerkte allerdings, wie viel sie an Geistesbildung und an Reizen gewonnen hatte, aber er bemerkte es, und das war alles. Hortensia, die darauf gerechnet hatte, einen tiefen Eindruck zu machen, brauchte vergebens alle Hülfsmittel der Gefallsucht. Sie war nicht wenig empfindlich darüber, und sagte ihm endlich geradezu, man wunderte sich gar nicht über die Gleichgültigkeit gegen reizende Frauen, weil er in *Nur* verliebt wäre.

Dieses Wort überraschte ihn, wie die plötzliche Enthüllung eines undurchdringlichen Geheimnisses. Er blickte in sein Herz, und je mehr er es befragte, desto mehr fühlte er, daß eine unbezwingliche Neigung ihn zu *Nur* zog, daß er sich gewöhnt hatte, eine Gefährtinn seines Lebens in ihr zu sehen, daß sie ihn fühllos gegen die Reitze aller andern Weiber machte, daß er bey seinen Reden, seinen Handlungen, seinen Gedanken unwillkührlich seinen Blick auf sie richtete. Was konnte ein solches Gefühl, anders sein, wenn es nicht Liebe war?

Das Gesicht der guten Muhme hatte freylich seine frischen Reitze verloren, aber noch immer war ihm ein milder, edler Ausdruck geblieben. Eine leichte Wolke, welche den Glanz ihrer Augen trübte, machte zwar ihre Blicke minder lebhaft, aber schien ihnen dagegen einen zärtlichern und schwermüthigeren Ausdruck zu geben. Ihre langen schwarzen Haare erhöhten die Weiße ihres Busens und ihrer Arme, ihr hoher edler Wuchs, ihr schöner Gang, ihr Mund, ihre sanfte Stimme, hätten Frauen, die von der Natur mehr begünstigt waren, neidisch machen können. Erwägt man aber, daß sie mit diesen Vorzügen eine schöne Seele, einen gebildeten Geist, ein munteres Wesen verband, daß gleiche Seelenstimmung sie von Kindheit an mit Theodor verbunden hatte, so wird man sich nicht wundern, daß diese bey dem Jünglinge sich in Liebe verwandelte.

Für Beyde war diese gleiche Seelenstimmung Liebe geworden. Lange kämpfte *Nur* gegen die

Bitte ihres Freundes, lange zeigte sie sich unglaublich, lange sprach sie für den Entwurf, den alle Verwandten begünstigten, Theodor mit Hortensia zu verbinden; aber endlich gab sie nach.

Ja, mein Freund, sprach sie, ich glaube, daß ich so sehr geliebt werde, als ich liebe; aber ist es nicht zu entschuldigen, daß ich ein Gefühl bekämpft habe, das mir schon so viele schmerzliche Augenblicke bereitet hat? Ich bin seit meiner Kindheit gewohnt, in Ihnen den Einzigen zu finden, dem ich theuer war, und wie konnte es daher anders seyn, als daß ich dem gefährlichen Zeitpuncte, wo sich mein Herz zu regen begann, alle meine Empfindungen auf Sie richtete! Vergebens sagte ich mir selbst, daß ich keine Erwidderung hoffen dürfte. Sie können denken, Theodor, wie weh mir jener Briefwechsel that, der mir alle Regungen einer heftigen Leidenschaft beschrieb, der das Glück Ihrer Liebe, für mich so kränkend, und endlich auch Ihren, mir noch empfindlicheren, Schmerz und einen Kummer, den ich nicht trösten konnte, mir schilderte. Was fühlte ich, als ich sahe, wie Sie noch immer in leichtsinniger Verblendung, bald hier bald dort Ihr Herz hingaben, daß ich als mein eigen betrachten mußte! Sie können ahnden, was ich empfinden mußte, als Sie mich zur Vertrauten Ihrer Liebe gegen Hortensien machten, und wie schwer es mir ward, meine Eifersucht zu unterdrücken, und immer Sie aufzumuntern, in dieser Verbindung Ihr Glück zu suchen. Sie glauben nicht, wie kränkend mir das Wort *Freundschaft* war, das Sie so aufrichtig gegen mich brauchten, und das ich in einer so ganz verschiedenen Bedeutung wiederholte. Sagen Sie sich selbst, was ich leiden mußte, als ich in Ihrem Heirathsantrage nichts, als eine Regung des Mitleides, oder eine kluge Berechnung Ihres Verstandes, zu sehen glaubte.

O Theodor, um mich für so viele Kränkungen zu entschädigen, müssen Sie mich sehr glücklich machen! Ich weiß es, das wollen Sie. Aber wenn es Ihnen gelingen soll, müssen Sie meine Schwäche, meine Reizbarkeit schonen. Ich verdanke Ihnen alles. Wenn Sie je eine Regung von Reue sich merken ließen! ... Und ich fühle es, als Reue würde ich unwillkührlich das geringste Unrecht, das Sie mir zufügten, auslegen. Ich beschwöre Sie, bey Ihrem Ehrgeföhle, bey Ihrer Liebe, wenn Sie nicht zum voraus zu der äußersten Nachsicht sich gestimmt fühlen, o so lassen Sie uns lieber nicht weiter gehen! Ich würde mich nie darüber trösten können, dieses Band geknüpft zu haben, so sehr ich es wünsche, so theuer es mir ist, wenn es Ihnen durch meine Schuld Kummer machen sollte.

Es ward dem Jünglinge schwer, die Besorgnisse seiner Freundinn zu beruhigen, aber die Liebe ist beredt, sie ist vertrauend.

Wohlan, sprach sie, du verspricht es mir, und wenn je dein Herz sich gekränkt glaubt, so wirst du die Bitte gewähren, welche deine Gattinn an dich richten wird, was auch der Gegenstand derselben seyn möge; denn du kannst versichert seyn, daß sie dabey immer auf dein Glück bedacht seyn wird.

In einem Bunde, den Liebe und Tugend geknüpft hatten, entflohen zwei Jahre schnell, wie zwey Tage. Sie genossen ihr Glück in einem freundlichen Landhause am Ufer eines Flusses, eine halbe Stunde von der Stadt, in einer Gegend, der die Natur die Reitze gegeben hatte, welche die Kunst zuweilen verschönern, aber nie schaffen oder ersetzen kann. Hier fanden sie alles, was denkende und gefühlvolle Wesen begehren können. Hier wurde jeder Tag kurz, weil jede Beschäftigung zu einem Vergnügen ward. Alles wurde für die innig Verbundenen ein gemeinschaftlicher Genuß.

*Nur* nahm Antheil an den Unterhaltungen, an den Arbeiten ihres Mannes; sie zeichnete unter seinen Augen die schönsten Ansichten ihrer Gegend, sie sang mit der ausdrucksvollen Stimme zu ihrer Harfe die zärtlichen Gesänge, welche Theodors Glück ausdrückten; sie ward seine Schülerinn in der Kunst, ein ungestümes Pferd durch den Zügel zu bändigen, als er sahe, welche

Gewandtheit und Anmuth sie bey dem Reiten zeigte. Theodor bewunderte sie mit dem ganzen Stolze der Liebe, und freuete sich, daß er noch einige Reitze mehr bey ihr hatte entdecken können.

Im geselligen Kreise zeigte sich *Nur* nicht weniger zu ihrem Vortheile. Ihr Mann war im Umgange mit der Welt oft kalt und trocken, weil sein natürlicher Ernst ihn dazu stimmte, und seine Seele bey den Huldigungen, die sein Glück ihm jetzt erwarb, sich stets die Demüthigungen erinnerte, die man ihn einst hatte empfinden lassen. *Nur* aber besaß die Kunst, jeden, der sich ihr näherte, zufrieden zu stellen, und die Ueberlegenheit ihres Mannes geltend zu machen, ohne fremde Eigenliebe zu kränken. Der Neid schwieg, Wohlwollen und Dankbarkeit allein erhoben ihre Stimme, und alle, die das junge Paar kannten, sagten laut, daß ein so häusliches Glück nie verdienter gewesen wäre.

Der Neid schwieg; aber er war darum nicht weniger gereizt. Was man von *Nur's* Glück und Verdiensten rühmte, waren Dolchstiche für Hortensien, und die boßhafte Geschäftigkeit ihrer Freunde ließ es daran nicht fehlen. Vergebens both sie ihren beißenden Witz auf, vergebens wiederholte sie *La Bruyere's* Ausspruch: »*wer in eine häßliche Frau sich verliebte, wäre immer rasend verliebt.*« Man dachte nicht mehr an *Nur's* Häßlichkeit, man sahe nichts, als ihre Vorzüge, ihre Anmuth. Mochte Hortensia ihr vorwerfen, sie wäre eifersüchtig auf ihren Mann; man antwortete ihr, ein Herz, das Hortensiens Reizen hätte widerstehen können, würde nie unbeständig werden. Sie fand mehr Glauben, wenn sie voraussetzte, Theodor wäre eifersüchtig auf die Frau; ein eifersüchtiger Mann ist immer lächerlich, und man findet gern einen Mann lächerlich, dem man seit langer Zeit schon den Vorzug der Ueberlegenheit eingeräumt hat.

Aber Hortensia wollte mehr thun, sie wollte ihre Voraussetzung wahr machen. Der Sohn des Mannes, dem Theodor sein Glück dankte, besuchte ihn und sagte einige Schmeicheleyen zu *Nur*. Hortensia erfuhr es und zögerte nicht, ihrem Vetter einen Wink zu geben. Aber er wußte es schon, und kannte seine Freundinn zu gut, als daß er hätte fürchten können, ein eingebildeter, geckenhafter junger Mann, wie hübsch sein Gesichtchen auch seyn mochte, könnte einer Frau gefallen.

Der Neid ermüdet nicht; ein unglücklicher Erfolg ist ihm bloß ein Wink, wie er gewisser den Sieg erringen könne. Der Neid! Es ist schwer, die häßliche Leidenschaft dem Herzen einer schönen, jungen Frau zuzutrauen. Wir wollen lieber glauben, es war der Verdruß, eine Frau sich vorgezogen zu sehen, die man so sehr zu überglänzen meinte, es war der lebhaft Wunsch, einen Mann zu besiegen, der sich so sehr vor Andern auszeichnete, es war jene Regung, die zwar nicht Liebe heißen mag, aber ihr wenigstens sehr ähnlich ist, die Regung, welche der Mann einflößen mußte, dessen Liebe man einst gewonnen, aber verschmäht hatte, und der endlich, seine Fesseln für immer zerreißend, den Stolz der Siegerinn empfindlich zu kränken wußte.

Dieß war es, was in Hortensia's Herzen vorging, und vielleicht sagte sie zu sich selbst: Es ist ja etwas Gewöhnliches in der Welt, einer Frau ihren Mann abwendig zu machen, ohne daß sie dadurch unglücklich wird, und solche Versuche pflegt man nachsichtig zu entschuldigen.

Der Zufall begünstigte bald ihre Entwürfe. Theodor nahm den Neffen seines Lehrers zu sich, um sich seinem Wohlthäter dankbar zu beweisen; er wollte der Führer des jungen Mannes seyn, und ihm durch seine Lehren, wie durch seine Fürsprache, den Weg zum Glücke und zum Fortkommen bahnen. Der sanfte, folgsame Ludwig kam diesen wohlwollenden Absichten entgegen. *Nur*, immer ein Herz und eine Seele mit Theodor, weihete dem Jünglinge eine mütterliche Sorgfalt. Ludwigs Dankbarkeit aber konnte nicht immer kindliche Unbefangenheit behalten. In einem Alter, wo man in jedem weiblichen Wesen Reize findet, war er unzertrennlich

von einer vortrefflichen Frau; er sahe ihre Tugenden, ihre Wohltätigkeit, ihren Verstand immer ohne Hülle, er sahe in der Nähe und ihrem ganzen Umfange die Verdienste, wovon die Welt nichts, als die Außenseite erblickte. Er glaubte nicht, daß er Liebe fühlte, er gestand sich keinen Wunsch, er hägte keine Hoffnung und würde von dem strafbaren Gedanken, das Schweigen zu brechen, zurück gebebt haben; aber *Nur* war die Gottheit seiner Seele, seine Dankbarkeit eine Anbetung geworden.

Hortensia's scharfes Auge errieth bald Ludwigs Geheimniß. Theodor erfuhr sogleich von ihr, was sie ahndete. Er wies diese neue Beschuldigung als eine unwürdige Erdichtung ab, aber als er nach dieser ersten Bewegung ruhiger nachdachte, zeigten sich ihm zahllose Beweise der Leidenschaft, welche den Jüngling ergriffen hatte. *Nur* hatte ihm nie etwas davon gesagt. Sollte sie es nicht wissen? Und wenn sie es wußte! Dieser Zweifel und die Besorgniß, sich durch einen ungerechten Argwohn beschämender Vorwürfe schuldig zu machen, zwangen ihn zum Stillschweigen; es war das erste Mahl, wo er ein Geheimniß vor seiner Frau hatte. Sie ward bald die Bewegung gewahr, deren Ursache ihre reine Seele nicht ahndete, ihren Fragen wurde mit erkünstelter Kälte ausgewichen, und es war auch das erste Mahl, wo sie gegen Theodor eine Regung von Unmuth empfand.

Theodor war schon nicht mehr gern in seinem Hause; die stillen Reize, die ihn sonst hier festgehalten hatten, konnten ihn nicht mehr anziehen, er suchte seine Bekümmernisse bey allerley Zerstreungen in der Stadt zu vergessen, und unter dem Vorwande, ihn über gewisse streitige Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen, wußte Hortensia ihn an sich zu fesseln. Sie nahm sich wohl in Acht, ihn an die vertrauliche Eröffnung, die sie bößhaft ihm gemacht hatte, zu erinnern, aber bald lobte sie ihre Muhme mit Uebertreibung, und fand sie der Huldigung aller Männer würdig, bald behauptete sie, Theodor wäre der einzige Mann, der *Nur's* glänzenden Vorzügen Gerechtigkeit könnte widerfahren lassen, und bedauerte, daß er vielleicht nicht so innig geliebt würde, als er liebte. Noch öfter aber sprach sie mit dem Tone theilnehmender Freundschaft. Sie hätte, sagte sie, ein wenig Kaltsinn zwischen Theodor und seiner Frau bemerkt; sie fragte herzlich nach der Veranlassung, und wunderte sich, wie man einen einzigen Augenblick gegen einen Mann, der sich so großen Anspruch auf Dank erworben hätte, Unmuth hägen könnte.

Aber ein einziges Wort von *Nur* zerstörte alle Arglist ihrer Feindinn. Ein Stillschweigen, woran ihre Seele so wenig gewohnt war, that ihr zu wehe, sie brach es, und als sie nun Theodors Geheimniß erfuhr, schien sie nicht so wohl beleidiget, als vielmehr betrübt über die Qual zu seyn, die er sich selbst geschaffen hatte. Ihre Großmuth rührte das Herz, wo sie allein herrschte, und Theodor erhielt die Verzeihung, welche die Liebe so gern gewährt.

Ludwig müßte sich entfernen, meinte *Nur*, damit die häusliche Ruhe hergestellt werde. Warum sollte ich den wackern Jüngling meiner Ungerechtigkeit opfern? antwortete Theodor. Ich habe die Zusage, daß er in drey Monathen eine vortheilhafte Anstellung erhalten soll; aber wenn ich ihn jetzt zurücksenden wollte, würde ich ihm diese Aussicht rauben, ich würde ihn fast beschimpfen. Dürfte ich das thun? Dürfte ich es in einem Augenblicke thun, wo sein Oheim, mein erster Wohlthäter, auf dem Todenbette liegt, und nach einem sechzigjährigen arbeitvollen Leben kein anderes Erbe, als ein unbescholtenes Andenken, zurückläßt? Sollte ich in seiner letzten Stunde zu ihm sagen: Ich stoße den Jüngling von mir, den du mir anvertrauet hat, weil ich einen Augenblick lang einen unsinnigen Verdacht faßte, einen Verdacht, den ich mir selber nicht verzeihe, wenn auch die edelste der Frauen mir vergeben hat.

Theodor war aufrichtig; aber er wollte etwas ausführen, was über seine Kräfte ging, und vielleicht über die Kräfte jedes stolzen und gefühlvollen Mannes geht. Als Ludwig erfuhr, was

Theodor für ihn gethan hatte, äußerte er seinen Wohlthätern die Dankbarkeit, womit sein Herz erfüllt war, mit dem Ungestüm eines jugendlichen Gemüthes, und wenn er mit *Nur* sprach, wie zurückhaltend sie auch war, hatten seine Ausdrücke immer das Gepräge eines Gefühles, das sich nicht leicht verkennen ließ.

Der Tod seines Oheims, und der Gedanke, sich bald von Menschen trennen zu müssen, die ihm über alles theuer waren, versenkten ihn in einen Gram, welcher seiner Gesundheit gefährlich zu werden schien. Theodor, der ihn nicht trösten konnte, rief seine Frau zu Hülfe, die aus Klugheit sich zurück gezogen hatte, und als er sahe, daß es ihr besser gelang, konnte er eine heimliche Empfindlichkeit nicht unterdrücken. Unzufrieden mit sich selbst, war er überzeugt, daß er Unrecht hatte, aber auch überzeugt, daß ihm, wenn er recht hätte, nicht gestattet seyn würde, sich zu beklagen. Die Gewalt, welche er sich anthat, um sich zu verstellen, verrieth die Qualen seiner Seele; seine Frau aber, empfindlich über den Verdacht, der ihr nicht entging, wollte diesen ungerechten Argwohn nicht noch ein Mahl bekämpfen, sie litt schweigend, und erwartete den Augenblick, wo die unschuldige Ursache so vieler Unruhe und Uneinigkeit sich entfernen sollte.

Unerwartete Zögerungen aber schoben diesen Augenblick auf. Die bestimmte Zeit verging und Ludwigs Ernennung erfolgte noch immer nicht. Theodor hatte wieder angefangen, sein Haus zu meiden, und Hortensia's arglistige Tröstungen wußten ihn anzuziehen. Ihren Fragen zuvorkommend, hatte er sogar ein Wort über die Kälte, die zwischen ihm und *Nur* herrschte, vor ihr fallen lassen.

Von diesem Augenblicke an, als Hortensia sahe, daß ihre Nebenbuhlerin für sie arbeitete, hörte sie auf, von *Nur* zu reden und sprach bloß von sich selbst mit Theodor. Sie erinnerte ihn an die Vergangenheit, sie sprach von der unpassenden Verbindung, in welcher sie jene unglückliche Zeit zugebracht hatte, sie versicherte, daß ihr Vater, der sie freilich nicht mehr Lügen strafen konnte, sie gezwungen hätte, dem Grafen von Vincy ihre Hand zu geben, und sich zu stellen, als ob freye Wahl sie leitete. Sie läugnete die Aeüßerungen und Spöttereien, welche man ihr zu der Zeit, wo *Nur* sich vermählte, zur Last gelegt hatte, aber der wahre Beweggrund, wodurch sie dazu war verleitet worden, konnte ja nicht beleidigend für Theodor seyn. Kurz, sie vergaß nichts, um ihn in eine Schlinge zu ziehen, gegen welche ein Mann wenig auf seiner Huth ist, weil die Eigenliebe sie ihm legt, und weil man ihm das zarte und gefährliche Mitleid einflößen will, das wir immer einer Frau schuldig zu seyn glauben, die uns hoffnungslos liebt.

*Nur* bemerkte es, und ward eifersüchtig, aber dieses war für sie bloß ein Beweggrund mehr, sorgfältig den Schein zu vermeiden, welcher den Argwohn ihres Mannes hätte befestigen können. Ludwig, dem sie immer mehr Kälte zeigte, glaubte sich ihr Mißfallen zugezogen zu haben, und bestrebte sich, die gütige Behandlung wieder zu gewinnen, die er nicht verdienet hatte zu verlieren. Seine Unruhe entging dem verblendeten Theodor nicht, und er wagte es sogar, *Nur* zu beschuldigen, daß sie ihn lächerlich zu machen suchte, indem sie ihn als einen Eifersüchtigen behandelte. *Nur* erinnerte ihn, statt aller Antwort, an das Versprechen, das er ihr am Hochzeitstage gegeben hatte. Theodor sahe dieses als eine Drohung an, fühlte sich beleidiget, ward heftig, und wiederholte endlich mit Bitterkeit einen Ausspruch, den er von Hortensia gehört hatte, daß eine Frau, wenn sie die offenherzigen Geständnisse eines liebenden Mannes gleichgültig aufgenommen hätte, und dann plötzlich ihr Betragen, gegen ihn änderte, sicherlich auch ihren ehemahligen Gesinnungen untreu geworden wäre.

Thränen standen in *Nur's* Augen. Sie hielt ihren Mann auf, der hinaus gehen wollte; denn jetzt war eine Erklärung unvermeidlich geworden, aber in diesem Augenblicke kamen Besuche, die man nicht abweisen konnte. Ein ungünstiges Verhängniß schien immer mehr Veranlassungen

herbei zu führen, um Theodors Verblendung unheilbar zu machen. Man lobte einige Versuche, die Ludwig in der Mahlerey gemacht hatte, und er suchte die Aufmersamkeit der Lobredner auf *Nur's* treffliche Gemälde zu leiten. Einer aus der Gesellschaft führte ein Gedicht aus einer Zeitschrift an, und bedauerte, daß ein Paar matte Verse die gelungene Arbeit veranstalteten. Ludwig änderte diese Stellen sogleich sehr glücklich, und ersetzte sie durch einige andere Verse, welche dem Gedichte eine Anspielung auf *Nur's* Anmuth und Geistesvorzüge zu geben schienen. Alle wünschten dem jungen Manne Glück zu der Stelle, die ihm versprochen war, aber er versicherte, daß bey dieser glücklichen Aussicht ihn dennoch der Gedanke bekümmerte, sich trennen zu müssen von einem verehrten Beschützer, und von einer Wohlthäterinn, deren vortreffliche Eigenschaften Liebe und Ehrfurcht einflößten.

Nach Tische schlug Theodor eine Lustfahrt auf dem Flusse vor. *Nur* wollte lieber zu Hause bleiben, und Ludwig bemerkte, der Fluß wäre angeschwollen und der Wind ungestüm. Theodor aber, heftig bewegt, bestand darauf, und *Nur* gab nach. Der Zufall, fügte es, daß sie mit ihrem Manne in ein Schiff kam, dessen Ruder Ludwig führte. Theodor saß schweigend an ihrer Seite, aber die tiefe Traurigkeit, welche er auf ihrem Gesichte bemerkte, mochte sie Verstellung oder Vorwurf seyn, erhöhten noch seine Empfindlichkeit. Ludwigs Unerfahrenheit kämpfte vergebens mit dem Ungestüm der Fluth, als das Geschrey aus den andern Fahrzeugen Theodor aus seinen Träumereyen aufstörte. Er nahm selbst das Ruder in die Hand. Ludwig setzte sich neben *Nur*, und suchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Theodors Eifersucht stieg auf das Höchste. Das Schiff, das er fast sich selbst überließ, stieß an einen halb umgestürzten Baum, und schlug um.

*Nur* ward Anfangs von ihren Kleidern über dem Wassert gehalten, aber der Strom riß sie endlich so ungestüm fort, daß sie kaum das Haupt über die Wellen heben konnte. Ludwig, der neben ihr schwamm, faßte sie, als er ihre Gefahr sahe, und zog sie zum Ufer. Aber sie hatte ihren Mann gesehen, der an dem Baume sich festhielt, und so das Ufer erreichen konnte. Bey diesem Anblicke stürzte sie sich mitten in den Fluß, um zu ihm zu kommen, und Ludwigs Hand zurück stoßend, breitete sie ihre Arme gegen Theodor aus, entschlossen, zu sterben oder niemand als ihm allein ihre Rettung zu verdanken.

Der Erfolg war glücklich. *Nur* aber war nach diesem Unfalle in einem solchen Zustande, daß sie, wünschte allein zu bleiben. Die Gesellschaft trennte sich. Theodor blieb bey seiner Frau; er schloß sie in seine Arme, versicherte sie seiner Reue, er sprach von der großmüthigen Aufopferung, die ihre Liebe muthig gewagt und die sein Herz bis auf die kleinsten Umstände beobachtet hatte, er schwur ihr, daß die unselige Eifersucht nie mehr ihre Eintracht stören sollte.

Ich nehme deinen Schwur noch nicht an, antwortete sie. Wir könnten uns beide leicht täuschen. Die Eifersucht ist, wie die Liebe, unwillkührlich, das weiß ich, weil ich selbst von ihrem Gifte angegriffen bin ... Für uns beyde ist eine Prüfung nöthig, um über unsere Zukunft völlig ruhig zu seyn. Du darfst Ludwig noch nicht von dir lassen. Der junge Mann ist ein Vermächtniß der Freundschaft; aber ich kann bis zu seiner Abreise mich entfernen. Du weißt, wir müssen das Landgut besuchen, das mein alter Verwandter in Bearn uns vermacht hat. Ich reise übermorgen ab. In zwey Monathen wird Ludwig ohne Zweifel seine Anstellung erhalten haben, und deine Amtsgeschäfte werden dir zu jener Zeit erlauben, mich wieder abzuholen. Aber, lieber Theodor, es ist nicht genug, daß du in dieser Zwischenzeit deinen Argwohn ganz aufgebest, ich muß auch von meinen Besorgnissen gänzlich frey werden. Als ich mich dir hingab, wollte ich ganz dein seyn; wenn ich mit einem Andern dein Herz theilen muß, bin ich selbst nichts mehr. Du wirst Zeit haben, mit dir selbst einig zu werden, ob *Nur* zu deinem Glücke nothwendig ist. Kannst du nicht ohne mich leben, so sollst du am drei und sechzigsten Tage nach meiner Abreise mich



wiedersehen. Wenn aber dieser Tag, es ist dein Geburtstag, vorübergeht, ohne daß wir wieder vereinigt werden ... Unwiderrufflich ist es dann entschieden. Ich werde zwar noch immer deine Freundinn seyn, aber ich werde mich aller meiner Rechte auf dich begeben, und für immer in die Einsamkeit mich begrabend, werde ich dir nie Vorwürfe machen, oder Reue zeigen.

Tief gebeugt durch diesen Entschluß, suchte Theodor vergebens, seine Frau auf andere Gedanken zu bringen. *Nur* erinnerte ihn an sein feyerliches Versprechen, und er mußte nachgeben. Vor ihrer Abreise wand *Nur* um Theodors Arm ein Band von ihren Haaren, mit einem Schildchen, worauf der Tag eingegraben war, der die getrennten Gatten wieder vereinigen sollte.

Die ersten Augenblicke nach der Trennung waren desto unerträglicher für Theodor, da gleich nach *Nur's* Abreise Ludwig seine Ernennung erhielt. Der Abschied von dem Jünglinge war schmerzlich. Theodor hatte ihm seine Freundschaft und sein Vertrauen wieder zugewandt; er schien an Ludwigs Seite sich lebhafter an *Nur* zu erinnern und innigen Genuß dabey zu finden, an sie zu denken und von ihr zu sprechen. Auch die Briefe, welche er täglich an seine Frau schrieb, verriethen dieselbe Stimmung, und diese Beschäftigung war die einzige, die ihn anziehen konnte. Das einsame Leben hatte so wenig Reitz für ihn, und er war so gewohnt, alle Gedanken mit *Nur* zu theilen, daß alles, was der gemeinsame Genuß ihm sonst verschönerte, todt und leer für ihn war und mit der Sehnsucht der Liebe sich bald die Langeweile der Geschäftslosigkeit verband.

Hortensia errieth diese Stimmung und ihre Hoffnungen erwachten von neuem. Ohne von dem Beweggrunde der Reise ihrer Muhme unterrichtet zu seyn, wußte sie doch so viel, daß häusliche Zwiste vorher gegangen waren, und sie erfuhr, daß Theodor erst in zwey Monathen seine Frau wiedersehen sollte, Hortensia fühlte, wenn es ihr gelänge, seine Abreise zu verspäten, so würde *Nur's* eifersüchtige Zärtlichkeit ihn eines Vergehens schuldig finden, das sie nicht leicht verzeihen könnte.

Theodor suchte sie zwar nicht auf, aber er mied sie doch auch nicht, und sie konnte ihn noch an sich ziehen. Die Schlaue hatte sich einen andern Entwurf vorgesetzt. Sie hörte auf, eine unwillkürliche Liebe zu verrathen, oder zu heucheln, und schien im Gegentheile alles, was sie ehemals hatte ahnden lassen, gern in Vergessenheit bringen zu wollen, sie schien von jenem Augenblicke zärtlicher Selbstvergessenheit nichts als eine peinliche Rückerinnerung behalten zu haben. Aber während sie so über ihre Schwäche zu erröthen schien, both sie alles auf, um Theodors Eigenliebe lebhaft damit zu beschäftigen, wenn sein Herz gleichgültig dagegen blieb.

Von seiner Frau sprach sie nicht anders, als um ihn wegen der langen Dauer der Trennung zu beklagen. Dieß brachte sie leicht dahin, ihm zu sagen, daß die wichtigsten Angelegenheiten, daß selbst ein Befehl sie nicht bewegen würde, von einem geliebten Manne entfernt zu leben, und während sie unbefangen, wie es schien, dem Gespräche freyen Lauf ließ, redete sie von den Pflichten einer Frau, nannte die Pflicht, alles bey ihrem Manne zu entschuldigen, die erste unter allen, und gab endlich zu verstehen, daß sich der Mann, welcher in solchen Fällen unter empfindlichen Bedingungen eine Verzeihung, die er zu fordern berechtigt wäre, erfliehete oder empfing, unmittelbar dem Gelächter der Welt aussetzte.

Beym Abschiede konnte Theodor eine Regung von Unmuth über *Nur's* Reizbarkeit nicht unterdrücken, aber zu gleicher Zeit erwachte in ihm — so ist das menschliche Herz geschaffen — ein dunkles Gefühl von Demüthigung, als er sahe, dass der Eindruck, den er auf Hortensia gemacht hatte, nicht dauernder gewesen war.

Aber dieser Kummer, den er sich zu gestehen scheuete, quälte ihn nicht lange. Die Augenblicke waren so kostbar, und so bald Hortensia überzeugt war, daß Theodor ihre erheuchelte Gleichgültigkeit bemerkte, ward ihr Betragen unmerklich anders und sie schien sich noch ein

Mahl einer unwiderstehlichen Empfindung hinzugeben. Der Name Freundschaft mußte den Ausdruck dieses Gefühls verschleiern. Zum ersten Male brauchte sie dies Wort gegen Theodor. Er ließ sich dadurch täuschen, und glaubte, es wäre ihm wohl verstattet, mit Freundschaft eine Neigung zu belohnen, welche das Schweigen, wozu Hortensia sich verurtheilte, so rein und edel zu machen schien.

*Nur's* Briefe waren für ihn ein heilsames Verwahrungsmittel; aber *Nur* war so vertrauend, oder vielleicht ihrem Entwürfe so treu, daß sie gegen ihre Nebenbuhlerin nicht mit gleichen Waffen kämpfte. Sie redete die Sprache der Zärtlichkeit und der ruhigen Besonnenheit, Hortensia aber hatte den Zauber der Leidenschaft und der Neuheit für sich. Theodor ward mit jedem Tage mehr durch ihren Umgang angezogen; er machte sich Vorwürfe, daß er diese hinreißende Frau so sehr verkannt und die Verirrungen des jugendlichen Leichtsinnes als schwere Vergehungen getadelt hatte.

Mit jedem Tage aber ward er auch mehr von der Täuschung verblendet. Seine Briefe, welche seine Stimmung verriethen, bekümmerten das Herz seiner Frau, und geschäftige Freunde waren bemühet, ihr den zunehmenden Kaltsinn ihres Mannes umständlich zu erklären. Die verständige Frau hätte gern an der Wahrheit solcher Bottschaften gezweifelt, aber wie schwer ist dieß, wenn die theuersten Angelegenheiten des Herzens in das Spiel kommen! Stolz und zurückhaltend, verschmähete sie eben so sehr sich zu erklären, als sich zu beklagen, sie glaubte, es wäre genug, wenn sie ihren Kummer nicht offenbarte, und ihre Briefe, worin sich Zwang und Kaltsinn aussprachen, lauteten so, als ob ihre Feindin die Entwürfe dazu gemacht hätte.

Hortensia ging gerade auf ihr Ziel los. Schon beklagte sie sich über das demüthigende Gefühl, das eine Frau empfinden mußte, die von einer unwiderstehlichen Neigung besiegt wäre, und gezwungen sey, sich mit der zweiten Stelle in dem Herzen eines geliebten Mannes zu begnügen und fast noch darum zu bitten. Diese Klage, die als möglich, ja als wirklich voraussetzte, was nie wirklich gewesen war, verwandelte plötzlich Theodors Lage und Stimmung. Er war es jetzt, der wünschte, begehrte, Widerstand zu besiegen hatte, kühner ward und sich beklagte über die Zögerungen, welche eine schlaue Gefallsucht dem, was er sich nicht schämte sein Glück zu nennen, entgegen setzte.

Hortensia hatte beschlossen, diesen Aufschub zu verlängern, um den Zeitpunkt, wo Theodor abreisen mußte, herbey kommen und vorüber gehen zu lassen. Aber in der Liebe, wie im Kriege, kann die Vertheidigung gegen einen unternehmenden Feind nicht dauernd seyn, wenn nicht von Zeit zu Zeit in einigen Punkten nachgegeben wird. Theodor ward dringend, und wenn sie alles hätte verweigern wollen, würde sie sich der Gefahr ausgesetzt haben, ihn unmuthig zu machen. Hortensia milderte jeden Tag ihrer Strenge, und um ihn endlich durch eine angenehme Ueberraschung für seine zärtlichen Bewerbungen zu belohnen, bestimmte sie ihm ein Geschenk, das Sinnbild einer dauernden Verbindung und vielleicht das Unterpand eines nahen Sieges; es war ein Armband von ihren Haaren, das sie selber ihm anlegen wollte.

Aber ehe Theodor, der nichts weniger als diesen Beweis ihrer Gunst erwartete, ihr zuvor kommen konnte, hatte Hortensia *Nur's* Haarflechte bemerkt. Sie riß sie ihm ab und wollte sie in das Feuer werfen. Theodor griff ihr in den Arm und nahm das Armband wieder zu sich. Er warf einen Blick auf die Inschrift, und sahe, daß der bestimmte Tag des Wiedersehens noch dreyßig Stunden höchstens entfernt war. Der Zauberschild wirkte nicht schneller auf Rinaldo's Augen.

Theodor eilte schnell davon, und berechnete erschrocken, daß er bey der größten Eile doch kaum an dem bestimmten Tage wieder bey seiner Frau seyn könnte. *Nur* war schon gerächt, durch die Vorwürfe, die er sich machte. Er sahe, wie sie die Wochen, die Tage, und bald auch Stunden und

Minuten zählte, vielleicht vergebens zählte. Als er zu Hause kam, erblickte er den Fluß, wo *Nur* vor zwey Monathen lieber ihr Leben in Gefahr gesetzt hatte, ehe sie sich durch einen andern, als ihn, retten lassen wollte. Und der Schmerz, den geliebten Mann nicht wieder zu sehen, den sie für untreu halten mußte, sollte sie vergiften und vielleicht ein Leben abkürzen, daß sie ihm großmüthig hatte aufopfern wollen. Nichts hielt ihn mehr zurück. Mit Verachtung warf er den Brief weg, worin Hortensia, um ihn zu sich zurück zu führen, sich ihm ergab.

Er reisete ab. Ein Gefangener, der einem scheußlichen Kerker entflohen ist, den er nicht zu verlassen glaubte, als um unter schrecklichen Qualen umzukommen, kann nicht ungeduldiger enteilen. Die Postknechte, welche seine freygebigen Geschenke unablässig zur Eile trieben, waren ihm alle zu langsam. Er reisete Tag und Nacht. Der Morgen des drey und sechzigsten Tages brach an, und noch war er weit von dem Schlosse entfernt, das *Nur* bewohnte. Der Weg ging über rauhe Gebirgstraßen, wo schnelles Fortkommen unmöglich war. Um die Reise abzukürzen, mußte man Seitenwege wählen, welche für Wagen unzugänglich waren.

Theodor war zu Pferde. Er flog, als ob er von Furien gejagt wäre. Der Tag neigte sich, die Nacht brach an, und es war unmöglich ein anderes Pferd zu finden, welchen Preis man auch biethen mochte. Theodor nahm einen Wegweiser, und ohne zu fragen, wie weit er noch von dem Ziele seiner Reise entfernt wäre, erklärte er ihm, daß er vor Mitternacht an Ort und Stelle seyn mußte. Der rüstige Gebirgsbewohner zögerte, und erstaunte über den raschen Lauf, den man ihm ansinnen wollte. Die freigegebenen Anerbiethungen des Reisenden machten ihm endlich Muth. Theodor eilte immer voran, jeder Augenblick war für ihn ein Jahrhundert. Weder steile Berge, noch jähe Abstürze, noch rauhe Felsenwege, noch sumpfige Stromufer, nichts konnte ihn aufhalten.

Endlich als er um einen Hügel bog, sahe er das ersehnte Dorf, das ein heller Glanz erleuchtete. Gott! es ist Feuer im Dorfe! rief der Führer.

Feuer! wiederholte Theodor und verdoppelte seine Schritte.

Gewiß im Schlosse! setzte jener hinzu.

Theodor rannte wie ein Wahnsinniger. Er war im Schloßhofe, als die Flamme über dem Gebäude hell aufloderte. Bestürzt liefen die Leute hin und her, und wußten nicht, was sie thun, nicht wo sie helfen sollten. Wo ist *Nur*? rief Theodor. Wo ist *Nur*?

In ihrem Zimmer, war die Antwort. Gewiß hat das Feuer sie überrascht.

Zeigt mir den Weg rief er ungestüm.

Dort über die Haupttreppe, die schon in Flammen steht.

Theodor flog unerschrocken durch die Flammen. Brennendes Holzwerk fiel auf ihn herab und neben ihm nieder. Er eilte durch die weiten Gemächer, welche dicker Rauch anfüllte. Er rief *Nur's* Nahmen. Kein Laut antwortete.

Von der Hoffnung beseelt, die so leicht nicht in einem liebenden Herzen erstirbt, selbst wenn nichts sie rechtfertigen kann, hatte *Nur* diesen Tag anbrechen sehen, den Geburtstag ihres Mannes, den Tag, der jedes Jahr durch ein schönes Fest war gefeiert worden und jetzt durch das schönste Fest des Wiedersehens sollte verherrlicht werden. Anfangs fühlte sie nichts, als quälende Ungeduld, allmählich aber mischte sich Unruhe dazu und endlich peinigende Besorgniß, je tiefer die Sonne am Abendhimmel sank.

Als sie nun hinter den Bergen verschwunden war, mußte *Nur* den Hügel verlassen, wo sie den

ganzen Tag ihrem Manne entgegen gesehen hatte, und ihre Seele überließ sich einem dumpfen Schmerze, der mit jedem Augenblicke stieg. Die Nacht hüllte schon die Erde in ihre Schleyer, aber *Nur* wachte noch, in finstere Schwermuth versunken, sie hoffte nicht mehr, sie erwartete nichts mehr.

Plötzlich ward sie, wie aus tiefem Schlummer, durch das Geräusch des ausbrechenden Feuers aufgestört. Sie wagte es nicht, über die Haupttreppe zu gehen, die schon in Flammen stand, und eilte durch einen langen Gang, zu einer kleinen steinernen Treppe, die in den Schloßgraben hinab ging. Als sie in den Schloßhof kam, ward sie von ihrer Dienerschaft mit Freudengeschrey empfangen. Alle umringten sie, alle wollten sich überzeugen, ob sie lebte.

Nach den ersten Augenblicken dieser freudigen Aufwallung sagte man ihr, es wäre ein Reisender angekommen, der nach ihr gefragt, und sich in ihr Zimmer gestürzt hätte. Ihr Herz sagte ihr, daß es Theodor war. Sie riß sich los von ihren Leuten, die sie festhalten wollten, und eilte zurück auf dem Wege, den sie gekommen war.

Endlich fand sie ihren Mann, den die Verzweiflung mitten unter stets wachsenden Gefahren zurück hielt. Sie faßte seine Hand, er erkannte ihre Stimme und schloß sie in seine Arme.

Fort! fort von hier! sprach sie, ihn mit sich ziehend, neben der Steintreppe ist ein unterirdisches Behältniß, das mit großen Holzvorräthen angefüllt ist. Wenn das Feuer sich dahin verbreitet, könnte uns der Rückweg abgeschnitten werden.

Theodor folgte ihr. Beyde stiegen schweigend in der Dunkelheit hinab. Ein furchtbares Geräusch erhob sich. *Nur* blieb schauernd stehen. Ich fürchte, sprach sie leise, ein Theil der Treppe ist schon eingestürzt.

Theodor untersuchte tappend, und fand daß die Stufe, wo sie standen, die vorletzte und noch an ihrer Stelle war. *Nur* sagte ihm, die Schwelle der Thür läge wenigstens fünfzehn Fuß tiefer. Eine heftige Hitze, ein dumpfes Geräusch verkündigten, daß die Flamme schon in das unterirdische Behältniß gedrungen war. Theodor hielt sich mit seinen Händen an der letzten Stufe, und *Nur* sollte sich, ihn fest umfassend, hinab gleiten lassen, um weniger Gefahr zu laufen. Sie weigerte sich. Als Theodor aber darauf befand, gehorchte, sie und er warf sich hinab. *Nur* fing ihn in ihren Armen auf und schützte ihn dadurch gegen die Gefahr eines Falles, aber sie fiel selber um und sank ohnmächtig auf einen Trümmerhaufen. Theodor hielt sie für todt; er hob sie auf, und da er weder die Thüre finden, noch hoffen konnte, daß seine matte Stimme draußen gehört werden könnte, so setzte er sich auf einen Stein, drückte *Nur* an sein Herz und suchte die Geliebte wieder in das Leben zu rufen, die er in dem Augenblicke, wo er sie wieder gefunden, desto schmerzlicher verloren zu haben fürchtete.

Die Hitze des Feuers zerriß endlich die Mauer des unterirdischen Behältnisses. Bey dem Scheine der Flamme, die durch den Riß leuchtete, sahe Theodor, wie *Nur* bleich und verwundet war. Aber sie erhohlte sich allmählich und erwiederte bald seine Liebkosungen und seine zärtlichen Schwüre durch Liebkosungen und Schwüre, die nicht minder die tief bewegte Seele ausdrückten. Da schlug die Schloßuhr Zwölf. O! rief *Nur* mit Entzücken, der drey und sechzigste Tag ist nicht verflossen, ohne daß wir uns wieder gesehen haben!

Erschrocken öffneten die Dienstbothen die Thür mit Gewalt von außen, als sie *Nur* nicht wieder kommen sahen, und räumten die Trümmer des brennenden Gebäudes weg, welche den Zugang hinderten. Die beyden Liebenden waren gerettet. Die Gefahren, welche sie befanden hatten, vergaßen sie im Rausche der seligen Empfindungen, die sie entzückten. Theodor gestand seiner Freundinn alles, aber *Nur* maß sich selbst die Schuld der Verirrungen bey, welche sie mit Recht

hätte verdammen dürfen: wäre sie weniger reizbar, weniger stolz, weniger eifersüchtig gewesen, sagte sie, so würde sie sich nicht der Gefahr ausgesetzt haben, ein Glück zu verlieren, das ihr das Leben allein werth machte.

Wüthend über einen unglücklichen Erfolg, welcher der Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches war, eilte Hortensia auf ihr Landgut, um ihre Beschämung zu verbergen, und bald nachher schloß sie, nicht glücklicher als bey der ersten, eine zweyte Ehe, welche sie für immer von ihrer Heimath entfernte. Diese Neuigkeit kam zu den neu verbundenen Gatten, welche sie aber nicht erwartet haben würden, um nach S. zurück zu kehren, wohin Theodor durch seine Amtspflichten gerufen ward. Sie wußten aus Erfahrung, was ihrem Glücke nachtheilig werden konnte, sie wußten, was sie zu thun, was sie zu fürchten hatten; um sich nicht wieder der Gefahr auszusetzen, dieses zu stören.

Als Theodor wieder in seiner theueren Wohnung war, wandelte er nie am Ufer des Flusses, ohne *Nur's* Hand zu drücken mit den Worten: *Vereint für immer!* Und *Nur* blickte auf die Haarflechte, welche Theodor nicht mehr von seinem Arme nahm, und wiederholte mit der Sprache des Herzens: *Vereint für immer!*



**4.  
Der  
Mantel.**



Ein

kleines Reiseabenteuer

von

St. Schütze.

Als ich das letzte Mahl von Carlsbad zurückkam, fragte mich jedermann, ob ich nicht wieder Abenteuer erlebt hätte. Ich mußte es verneinen, denn dieses Mahl war ich zu Wagen, und nicht abenteuerlich zu Fuße gereist, und hierin lag auch der Grund, weshalb das Wenige, was vorfiel, sich hauptsächlich auf den Kutscher geworfen hatte. Nun behaupten zwar viele, daß ein so gemeiner Mensch gar kein Schicksal habe, indeß — gerade um dieser Meinung willen mag die kleine Geschichte hier stehen, welche das Gegentheil beweisen kann.

Die Reisegesellschaft bestand aus dem Herrn Hofrath, der Frau Hofrätthinn und der kleinen Magd, welche Marie hieß und welche dazu bestimmt war, im Wagen die Schachteln zu halten. Als das größte schon vollbracht, nämlich alles ein- und ausgepackt war, auch der Hofrath schon im Wagen saß, hieß es auf einmahl: aber wo ist der Kutscher? Wir sahen uns einander an, und endlich öffnete Marie den bescheidenen Mund und sagte: er ist da in die Gasse gelaufen.

Seine Wichtigkeit fühlend lief ich ihm den Augenblick nach und kam in den Vorhof eines Hauses, wo eben zwey Ziegen mit den Hörnern zusammen liefen. Ich blieb deshalb am Eingange stehen; aber ich hörte ganz deutlich die Worte: Lebe wohl, Katharine; und mit einer feinern Stimme: Lebe wohl, lieber Martin, worauf noch der Zusatz folgte: aber ich sage dir, Martin, wenn du mir den Mantel nicht wieder bringst, laß dich nicht wieder vor meinen Augen sehen.

He! Kutscher! rief ich hinter der Thür. — ganz zornig, eigentlich aber that ich nur so, denn seit ich das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft besorge, lacht mir immer das Herz, wenn ich ein Paar Liebende mit einander flüstern sehe. Ich suchte zu fluchen, doch ich konnte den Teufel nicht über die Züge bringen und auf der Stelle hatte er sich in einen Guckguck verwandelt. Also! zum Guckguck! wie lange sollen wir warten. *Gleich* sagte der Kutscher — wie immer — schlug den Mantel um sich, und stutzte, wie er sich zur Thür wandte, über die Ziegenböcke. Das Wahrzeichen! brummte er in den Bart, und folgte mir.

Es schien, daß er sagen wollte, dieses sey für seine Reise ein schlimmes Zeichen, aber ich hörte nachher, daß also wirklich das Wahrzeichen der Stadt Weimar sich offenbare, indem mit dem Glockenschlage zwölf oben an dem Stadthause zwey Ziegenböcke zum Vorscheine kämen, die gewaltig mit den Hörnern gegen einander liefen. Indeß — nach der Erscheinung des Buches von Kant über den ewigen Frieden, hat man für gut befunden, dieses Sinnbild des ewigen Streites aufzuheben, und den Mond an seine Stelle zu setzen, der nun ganze und halbe Gesichter schneidet. Deshalb blieb ich auch wegen der romantischen Deutung dieses Auftrittes jetzt in einem wohlthätigen Dunkel, und behielt für diese Reise die beste Courage.

Die Katharine betreffend, kann ich versichern, unser Schicksalskutscher hatte sich nichts Geringes ausgesucht, dieweil sie — was sehr viel sagen will — ein sehr honettes *Laufmädchen* war. In Weimar sind nämlich nicht alle Leute so wohlhabend, daß sie sich eine eigene Magd halten können, sondern sie begnügen sich mit einer allgemeinen, welche dazu dient, das Feuer anzufachen, und in der weitläufigen Stadt die Communication zu unterhalten. Dieses macht hier einen so erträglichen Erwerbzweig aus, daß ein solches Mädchen nicht lange zwischen Jungfer und Mamsell schwankt, sondern bald zur Partey der letztern überläuft.

Jetzt standen wir an dem Wagen und nachdem die Complimente wegen des Rücksitzes beendigen waren, ging es von dannen. — Das Wetter war erwünscht, und der Hofrath fing an, aus seinem Leben kleine Geschichten zu erzählen, wie er gern thut. Die jetzige betraf einen Tagelöhner, der sich von nichts zu einem großen Vermögen hinaufgearbeitet hatte. Als wir zum Thore hinaus fuhren, ging er noch mit dem Schiebekarren, und als der dicke Wirth in Gohlstedt guten Morgen zu uns sagte, konnte er schon spazieren fahren. Da der Hofrath sich gut verproviantiert hatte, so ging die Unterhaltung den ganzen Weg, nicht aus.

Bey dem Frühstücke in Jena studierten wir den Studentenausdruck, wie er sich an Barbier, Marqueur und Hausknecht kund thut, und wir stellten die kühne Behauptung auf, daß die Leute in jeder Stadt ihre Bewegungen, Manieren und Geberden, wie eine Uniform trügen, die ihnen irgend ein Meister angeschneidert hätte, ohne daß sie es wüßten. —

Auf dem Wege nach Kahle bemerkten wir, daß unsere Bemerkungen *nach* dem Frühstücke immer anders ausfielen als vor demselben, und es klang mir von jeher recht erbaulich, wenn auf kleinen Reisen meine Freunde *nach* dem Frühstücke immer das Lied anstimmten: Mein erst Gefühl sey Preis und Dank, wobey ich denn über die ersten, zweyten und dritten Gefühle in der Stille meine eigenen Betrachtungen anstellte.

Da jetzt der Kutscher seinen Mantel hinter sich gelegt hatte, so beschauete ich ihn näher, und konnte nicht begreifen, wie Katharina ein so großes Gewicht darauf legen konnte; denn er sahe mit seinem graueren Ernste so alterthümlich aus, daß ich den Hofrath als einen Antiken-Kenner beynahe aufgeweckt und gefragt hätte, aus welchem Jahrhunderte er wohl wäre. Aber ich wandte mich deshalb an den Eigenthümer, welcher als ein Weimarisches Kind ziemlich gescheidt also antwortete:

Es ist damit, wie — Sie werden wohl wissen — ein Vater schickte seinem Sohnes der auf der Schule war, ein altes Kleid und schrieb: ich schicke dir hier einen alten Rock, daraus kannst du dir ein neues Kleid machen lassen, und sey hübsch fromm und lerne tanzen, sonst bist du ein Esel und ich dein getreuer Vater. — Den modernen Schnitt abgerechnet, den das Mädchen selbst erst hinzugefügt hat, sehe ich nicht viel Rares daran, aber sie denkt sich noch so manches dabey.

Indem er so sprach, wandte sich ein schreckliches Gesicht auf dem Wagen zum Bocke hinauf, ein schwarzes Haupt mit struppigem Haar, eine rechts und links geballte Stirn, ein Paar Augen, die kaum in ihrer Höhlung Raum hatten, eine Nase, die mit einer Römischen Krümmung anfing, dann plötzlich an der Spitze von einer modernen Naseweisheit unterbrochen und nachher vom langen Kinne überflügelt wurde: —

He, Landsmann, scholl seine Frage, will er mich wohl mitnehmen?

Ich dachte gar, entgegnete der Kutscher, so haben wir nicht gewettet.

Hm! brummte der Handwerksbursch — es schien ein Schmiedegesell zu seyn — das wäre doch wohl so ein großes Wunder nicht, ich hätte es nicht umsonst verlangt, aber da ihr nicht wollt, so fährt zum —

Ich weiß nicht, ob er das Wort wirklich aussprach, oder ob er es verschluckte, indessen es war kein guter Wunsch und der Kerl sahe selbst aus, wie der Teufel, wenigstens dachte ich, muß er in der Schmiede zu Apolda gedient haben, wo der Teufel sein Pferd oder vielleicht gar seinen eigenen Fuß beschlagen ließ.

Es währte auch nicht lange, so stieß er hinter dem Wagen ein gräßliches Gelächter aus, so daß der Hofrath erwachte und sich erkundigte, wer hier Witz gemacht hätte. Ich sagte, dieses Lachen gehörte zu den Abarten, es sey ein boßhaftes Lachen; wenn man die Natur des Lächerlichen erkennen wolle, müsse man von der reinen Freude, von einer freyen Stimmung ausgehen, und sich durch jenes Lachen in den Abarten gar nicht irre machen lassen — kurz, ich sagte ihm ein Langes und Breites über die Natur des Lächerlichen, und schloß mit dem Satze, daß es ein Spiel der Natur sey mit der Freyheit des Menschen.

Der Kutscher sahe lächelnd zurück und mochte denken: Die Gelehrten sind doch närrische Leute, über alles philosophieren sie gleich. Indessen stieß ich den Hofrath an und zeigte auf ihn! Sehen



Sie, der lacht, weil wir ihm bey aller Klugheit doch nur als ein Spiel der Natur erscheinen. Ey, da soll ihn ja der Guckguck hohlen — sagte der Hofrath; — freylich, fügte ich hinzu, keiner will, daß über ihn gelacht werde, weil er für einen freyen, klugen Mann gelten will.

Als wir so sprachen, hörten wir ein lautes Rufen vom Berge her, ein blühender Knabe, mit Blumen in der Hand, kroch durch die Gesträuche und schrie: halt, Kutscher, halt! ihr habt ein Unglück! haltet an!

Wir glaubten Anfangs, daß er etwas von unserer Definition des Lächerlichen gehört hätte und im Nahmen der Natur sein Spiel mit uns treiben wolle, und nur zur Absicht habe, seine Blumen bey uns an den Mann zu bringen. Aber er fuhr fort Zeter mordio zu schreyen, und immer den Zeigefinger nach dem Hinterrade auszustrecken. Das kam den Kutscher zuletzt denn doch bedenklich vor: er sahe sich um, fluchte Donner und Hagel und zog mit einem Rufe schnell die Pferde an sich. Das rechte Hinterrad ging auf dem Rande der Achse spazieren und war jeden Augenblick bereit, uns auf die Erde zu setzen. Der Vorpflock oder das Voreisen war ausgegangen, oder vielmehr — wie wir vermutheten — vom Teufelsschmied aus Apolda boßhafter Weise heimlich ausgezogen.

Der Racker, der Spitzbube! schimpfte der Kutscher, der Teufel würde ja auf dem Bocke reiten, wenn ich dich, Kerl, mitgenommen hätte. Er verbesserte den Schaden vorläufig mit einigen Zweigen, die er vom Holze des Berges brach, während wir an den Blumen rochen, die uns der gute Engel zugeworfen hatte.

Um 1 Uhr trafen wir in Kahle ein, wo wir noch ein Mahl von Weimar Abschied nahmen, indem sich von dort gerade der Bürgermeister allda befand, der uns sein Zimmer einräumte. Wir hatten uns kaum zu Tische gesetzt, als der Himmel zu musiciren anfing. Es waren fast lauter Contre-Bässe, wie in dem Requiem von Mozart, und wir vermutheten uns für heute nichts Gutes. Der Blitz schlug immer fort ein Kreuz über die schwarzen Donnerwolken, und die *Leuchtenburg* auf dem Berge gegen über blieb dem Krachen keine Antwort schuldig, so daß es für Auge und Ohr ein herrliches Schauspiel gab. Besonders fand ich an den hellen Schlägen, die wie Breter und Bauholz klangen, großen Gefallen, und der Hofrath bemerkte, das man das verschiedenartige Rollen und Dröhnen des Donners immer noch nicht erklären könnte.

Das eine Gewitter war noch nicht vorüber, als wieder ein neues folgte, daß sich noch dazu mit weißen Wolken bepflaumt hatte, und gerade über Pöseneck, also die Straße daher zog, die wir Nachmittag passiren sollten. Der Schmied am Wagen hämmerte mit dem Donnerwetter um die Wette, und wir vermutheten, daß er ein Schwager von jenem Teufelsschmied seyn möchte, der ihn durch das Hinterrad nur aus der Ferne grüßen ließe, so daß sie wie plus und minus einander antworteten.

Als er und das Gewitter fertig war, ging es in das Thal weiter vorwärts. Aber da sahe es gottesjämmerlich aus: der Hagel (der aus dem Saatlaken des Gewitters gefallen) hatte alles, was irdisch keimt und sprießt, niedergeschmettert, und die Regenströme floßen uns überall wie Unglücksbothen entgegen. Schlimmer und gefährlicher aber wurde es für uns, als wir allmählich zur Höhe gelangten. Hier hatte der Regen die Gesellschaft der Flüsse und Bäche nicht erst abgewartet, sondern selbst überall Strom und Bach gespielt, und die Aecker zum Theile auf den Weg mit fortgenommen. Er war in die Planken und Zäune gefallen, hatte Löcher und Vertiefungen gerissen, und keine Damm-Inspectoren gefragt, sondern sich selbst gleich das breiteste, unverschämteste Bette gewählt. Zwar er selbst, dieser Verräther und Gartendieb, war schon wieder entsprungen, aber er hatte Spuren zurück gelassen, dessen sich kein Riese, der die großen Kiesel wie Sandkörner aus seinem Schuhe schüttelt, zu schämen hätte.

Anfangs ging es mit uns, wie ein sanftmüthiger Doctor immer mit Recht von seinen Patienten zu sagen pflegte: *leidlich*, der Kutscher wich aus und wußte sich zu drehen und zu wenden, wie ein Schulbube vor dem Stocke des Cantors; endlich aber konnte er nicht weiter; denn er kam an eine Stelle, wo sich der Weg ganz und gar verläugnet und statt dessen den Abdruck eines Strudels in Gestalt eines Trichters zurück gelassen hatte. Da war guter Rath theuer; wir verließen den Wagen und spazierten umher wie ausgelaufene Störche.

Ich fing an, mit meinen Glase die Gegend zu recognosciren, ob sonst wo durchzukommen wäre, allein die Felsen und Hügel hatten überall die Vorschrift gegeben, bis hierher und nicht weiter! Der Hofrath und der Kutscher traten zusammen und hielten einen Rath, doch es gab keinen andern, als — hier in aller Eile eine Chaussee anzulegen, und der Hofrath, der die Römischen Straßen gesehen hatte, legte auch gleich Hand an, indem er Steine und Felsenstücke, die die Berge genug lieferten, mit dem Kutscher herbey trug, wobey, ich — schimpflich ist es zu sagen — den Kritiker machte und immer rief: der Stein muß in dieses Loch, und der paßt in jenes.

Als wir uns aber umsahen — Himmel! was erblickten wir? Ueber dem Hügel mitten im Regenbogen stand der Teufel wieder, der uns verfolgte, nämlich der Schmid von Apolda. Der Kutscher rief ihm zu, daß er kommen und helfen möchte, aber er zog hohnlachend eine Grimasse durch das Gesicht, die nicht mehr und nicht weniger sagte, als: hohl euch der Guckguck! Er sahe ganz geruhig mit an, wie wir den Weg pflasterten, ohne im mindesten die Hand darnach auszustrecken. Ob er auch zu den Kritikern gehörte, weiß ich nicht. Doch, als der Weg fertig war, trat der Kutscher wieder an den Hofrath heran, um aufs neue einen Rath zu halten, welcher darin bestand, daß sie den Kerl in dem Regenbogen durchprügeln wollten. Allein der Hofrath schüttelte, als ein sehr friedfertiger, sanftmüthiger Mann, den Kopf. Ich gab seiner Frau einen Wink und sie breitete die Hände aus und rief: ach, lieber Heinrich! ich bitte dich, du wirst doch keine Händel anfangen? Der Hofrath wandte den Kopf zurück und lachte mit halbem Ernste, wie der Pastor von Wakefield, indem er sagte: ey so sey doch stille! —

Der schwarze Fleck, war unterdessen aus dem Regenbogen verschwunden, und wir fuhren ruhig weiter fort. Die Pferde hatten indessen ihre Noth, und erst mit der Dämmerung kamen wir nach Pöseneck. Ich war sehr neugierig, Pöseneck wieder zu sehen, wo ich einst die abconterfaite Declamation gehalten hatte; und als wir nahe heran kamen — siehe da trat aus der Stadt eine Deputation, die, wie wir uns wenigstens einbildeten, erschien, um uns zu empfangen. Aber ich erinnerte mich, daß von fernher die Pösenecker in Absicht meines Urtheiles über ihre gute Stadt große Unzufriedenheit geäußert hatten, weil ich damahls noch nicht wußte, daß sie wegen der besten Lichter, die sie liefert, weit und breit in großem Ruhme steht.

Wir gingen aus Mitleid gegen die Pferde gerade neben den Wagen her, als jene zu uns stießen. Da ich weder Blumen, noch etwas von Palmen in ihren Händen sahe, so hatte ich die Geistesgegenwart, mit der Spitze meines Fingers sogleich die Erde zu berühren, und einen schwarzen Gedankenstrich durch mein Gesicht zu ziehen, der durch die übrigen Gedanken hindurch wandernd den Ausdruck meiner Physiognomie mit einem Mahle verwirrte, und die Pösenecker zu der Frage nöthigte: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?

Der Vorderste (der Redner) fing damit an, sich ohnmaßgeblich zu erkundigen, wo wir herkämen. Meine Antwort war: aus Kahle! Ich hühete mich wohl, Jena oder gar Weimar zu nennen, welches sie leicht auf die Spur unsers Charakters u. s. w. hätte bringen können. Die zweyte Frage lautete: ob es dort, wo wir herkämen, auch so *viel* gehagelt hätte. Nun wußten wir zwar in der Dämmerung nicht, *wie viel* sie eigentlich meinten, aber mit einem Blicke auf die Knittel und

Stecken, die sie bey sich führten, antwortete ich *ja*. Darauf schritten sie zur dritten Frage, ob wir heute noch weiter fahren oder ob wir in der Stadt übernachten wollten. Dieses setzte mich doch etwas in Verlegenheit, denn ich wußte nicht, ob sie uns auf die Nacht ein Vivat, mit Musik verbrämt, oder gar einen Willkommen mit objectiver Steinschrift zgedacht hätten; indessen, wenn mich die müden Pferde nicht Lügen strafen sollten, mußte ich meine Antwort bejahend abfassen. Jetzt sahe ich dem Redner an, daß er den Mund zur vierten Frage: *wer sind Sie?* öffnen wollte, aber mit der stillen Entschuldigung, daß aller guten Dinge drey seyn müßten, brach ich das Gespräch ab, und folgte mit raschen Schritten dem Hofrath, der schon voraus gegangen, und nicht ohne Besorgniß war, mich von den Pöseneckern so umringt zu sehen.

Ich muß mich wirklich geirrt haben, wenn ich Pöseneck das vorige Mahl für einen kleinen Ort hielt, nein, die Stadt kam mir dieses Mahl recht groß vor; und ich kann auch versichern, daß wir im Löwen prinzlich bewirthet wurden, und daß die Weißbäcker in Pöseneck, wenn sie einmahl nach Kahle kommen sollten, immer die dortigen Bäcker mit den Semmeln heraus fordern können.

In Schleiz begegnete uns eine große Merkwürdigkeit; denn als wir den Mittag in den Reussischen Hof einkehrten, flossen uns auf dem Vorsaale wunderbare Töne entgegen, ohne daß wir gleich gewahr werden konnten, woher sie kämen. Es stand aber ein kleines Mädchen am Clavier, welches sich auf die Lection präparierte. Der Claviermeister trat eben hinzu, und auf die Frage, wie alt das Mädchen wäre, gab er zur Antwort: vier Jahre! da sahen wir uns einander an und sagten, es ist doch erstaunlich, was die Künste und Wissenschaften blühen! —

Den folgenden Tag, als wir einen langen Wald zurück gelegt hatten, kamen wir in die Gegend von Asch, wo mir von jeher nichts Gutes widerfuhr. Mein Herz schlug gewaltig bey der Erinnerung an den Fluch, den ich einst über diese Stadt ausgesprochen hatte, und meine Besorgniß sollte auch dieses Mahl nicht ungegründet bleiben, denn kaum hatten wir die Höhe erreicht, — als der Kutscher wie eine Furie vom Bocke sprang, die Pferderiemen an den Wagen hing, und ganz ängstlich sagte: *ich habe meinen Mantel verloren!* Er kann nicht weit liegen, setzte er hinzu, und nach dem Dorfe zurück laufend bath er uns zu warten, bis er wieder kommen würde. Die kleine Marie war schon früher ausgestiegen, weil sie gegen den Rücksitz eine Appellation eingereicht hatte.

Da hielten wir nun auf freyer Straße, und bekamen bald große Noth. Die Strahlen der Mittagssonne fielen nähmlich immer heißer und brennender auf das Wagenleder herab, und die Pferde wollten sich durchaus nicht in die ruhige Plastik fügen, in die sie hingestellt waren. Sie warfen vielmehr recht romantisch die Zügel, stampften mit den Füßen die Erde, fuhren mit dem Gebisse nach ihrem eigenen Leibe zurück, und peitschten sich selbst mit dem Schweife, so daß der Hofrath für nöthig hielt, auszusteigen und ihnen einige Beruhigungsgründe anzubiethen. Er stellte sich dicht vor ihre Angesichter hin, und faßte ihnen auch zuweilen in die Zügel, aber sie wollten durchaus nichts von plastischen Grundsätzen wissen, sondern fuhren fort, ihren ganzen Körper in beständiger moderner Bewegung zu erhalten, weil — die brennende Sonnenhitze eine Legion von Fliegen um sie her versammelt hatte, die sich überall fest, wie die Egel ansogen und unersättlich schienen. Die Peitsche diente zum Fliegenwedel, und der Hofrath hieb recht freundschaftlich auf die Pferde ein, doch endlich erhitzte und ermüdete er sich so sehr, daß er mit den Pferden um die Wette schwitzte.

Da über eine halbe Stunde vergangen, und der Kutscher noch immer nicht zurück gekehrt war, versicherte der Hofrath, daß die Thiere nicht länger zu bändigen wären, und ich machte mich auf den Weg, um die Gegend zu recognosciren. Zunächst traf ich auf Marien, die wartend am Wege

saß, und als wir beyde die Augen aufsperrten, wurden wir wirklich einzelne Häuser gewahr, und ich eilte zurück und rieth, selbst weiter zu fahren, ohne den Kutscher länger abzuwarten. Der Herr Hofrath nahm also keinen Anstand, mit dem Zügel in der Hand vor den Pferden herzuschreiten, aber seine Frau im Wagen rief, daß er doch halten möchte. Nun fängst du noch an! sagte er etwas verdrießlich. Der Grund war: die Schachteln hatten sich im Wagen empört und mußten erst wieder zu Ruhe gebracht werden.

Nach mancherley kleinen Hindernissen gelangten wir endlich glücklich zum Dorfe Oberschönbach. Hier fand sich auch zum Glücke das Mauthamt; wo wir unsere Koffer mußten plombiren lassen, welches geschahe, während wir die Ankunft des Kutschers abwarteten. Noch waren wir nicht abgefertigt, da sahen wir denselben wirklich daher eilen. Wir erblickten zwar keinen Mantel auf seiner Schulter, vielmehr erschien er, fast wie ein nackter Mensch; doch freueten wir uns, seine Person wieder zu haben, und als er näher gekommen war, öffnete er seine Hand und sagte: das habe ich erbeutet! Es war ein Sächsischer Gulden, ein schöner Pfeifenkopf, ein großes Messer und ein Stahl, womit der alte Mantel fast bezahlt seyn konnte.

Ich wäre längst wieder zurück, sagte er, bis zum Walde war ich gelaufen, aber da ich wieder durch das Dorf kam, rief eine alte Frau mir zu, sie wisse schon, wo mein Mantel hingerathen sey. Ein Handwerksbursch hätte ihn mitgenommen, und dieser sey rechts einen Graseweg fortgerannt. Nun lief ich aufs neue, was ich konnte, dem Menschen nach und rief immer: he! he! da fuhr plötzlich etwas vom Boden auf und schlüpfte durch die Gebüsche — es war kein anderer als der Spitzbube von Schmid. Zwey Kinder, die einen Esel hühtheten, sprangen vor ihm auf, liefen mit dem Esel dem Dorfe zu, und schrien: der Teufel kommt! Als ich aber auf die Stelle trat, wo der Kerl gesessen hatte, fand ich im Grase diese Sachen liegen; wahrscheinlich hatte er, nach vollbrachter Arbeit, hier bey einem Pfeifchen der Ruhe pflegen wollen, und ich hatte ihn dabey überrascht.

Wir schätzten die Beute, und ich kaufte ihm die Gaben des Glückes auf der Stelle ab, damit er den Verlust des Mantels desto eher verschmerzen sollte. Darauf setzte er sich auf den Bock und, den Nahmen Katharina brummend, brachte er uns glücklich bis nach Asch. Was weiter erfolgte, lasse ich dieses Mahl bey Seite, um der Guirlande nachzugehen, die das Schicksal dem Kutscher zugedacht hatte, worin wir leider mit eingeflochten waren.

Als die Curzeit in Carlsbad zu Ende ging, hatte der Hofrath, um den Wasser-Cursus ordentlich durchzumachen, die Gedanken auf Töplitz gerichtet, und ich folgte seinem Beyspiele. Unser Kutscher, der um diese Zeit von einem andern hierher gedungen war, stand auf ein Mahl vor uns, mit Briefen, welche er von Weimar mitbrachte. Aber wie sahe er verändert aus! Traurig und mißmuthig schüttelte er den Kopf und sagte: ich habe weder Glück noch Stern mehr. Auf die Frage, ob er uns auf Töplitz bringen wollte, sagte er *ja*, doch schien er es nicht gern zu thun.

Unter Weges mochten wir noch so viel philosophieren, er sahe sich gar nicht mehr mit Lächeln nach uns um, und hatte nur seine Blicke auf die Pferde gerichtet, die ihm gar nicht mehr gefallen wollten.

Nicht lange, so ging auch der Teufel wieder los; denn als wir uns Mittags dem Böhmischem Dorfe Liebens, wo man anzuhalten pflegt, näherten, gingen wieder zwey Handwerksbursche vor uns her, die ziemlich schwarz aussahen. Aber sie verloren sich in einem Grunde linker Hand, und wie wir heran kamen, stand nur noch einer da, der einige hinkende Schritte machte und mit der Bitte hervor trat, daß ihn doch der Kutscher bis zum nächsten Orte mitnehmen möchte. Der Kutscher besann sich eine Weile, und mochte denken, daß er durch Verweigerung sich nur wieder Unglück zuziehen könnte. Er hielt also und ließ den Kerl aufsitzen.

Bald darauf entspann sich zwischen beyden ein Gespräch über seine Pferde. Der Handwerksbursch, der uns dieses Mahl wie ein Schufter vorkam, zeigte auf den Rappen linker Hand, der vom Sielenzeug hier und da blutig gedrückt war, auch im beschleunigten Gange vor Mattigkeit etwas Tanzendes angenommen hatte: mit dem Pferde kommt ihr nicht fort, sagte er, das bleibt euch auf der Straße liegen. Der Kutscher meinte, so arg wäre es nicht, wiewohl das Pferd durch die Reise sehr gelitten hätte. Ich schwöre euch, fuhr jener ernsthafter fort, den bringt ihr nicht bis Töplitz, und ihr werdet wohl thun, euch vorher nach einem andern umzusehen. Oder wißt ihr was, fügte er hinzu, sucht ihn in *Liebens* umzutauschen, der Wirth kann euch wahrscheinlich mit besseren Thieren aushelfen; denn es ist hier umher gutes Ackerland. Und den andern könnt ihr auch in Gottes Nahmen mit dazu geben, der ist auch nicht viel werth. Ich weiß, was zu guten Pferden gehört, ich bin vom Lande. —

Wie der Bursch die Pferde, besonders *das* linker Hand, so gar erbärmlich machte, wurde dem Kutscher doch ein wenig bange, und er wünschte, daß wir nur erst in Töplitz seyn möchten. Aber als der Handwerksbursch abgestiegen und *Liebens* von uns erreicht war, sahen wir plötzlich eine ganze Koppel Pferde, die die nähmliche Straße gekommen zu seyn schienen und an der Ecke des Wirthshauses hielten. Ey! da könnte ich mir ja gleich eins aussuchen, sagte der Kutscher; doch, weil er nur im Scherze davon sprach, so glaubten wir nicht, daß es geschehen würde. Indessen, wie wir eben am Fenster standen, sahen wir ihn wirklich zwey rüstige Pferde auf dem Platze umhertummeln, die sich recht muthig, ja fast wild geberdeten. Desto eher werden wir nach *Saatz* kommen! sagten wir, und ließen es gut seyn.

Als wir aber in den Wagen steigen wollten, zeigte sich — o Gott! das eine von den neuen eingetauschten Pferden, das eben herbey geführt wurde, so ganz und gar hinkend, daß es so gut wie gar nicht gehen konnte. Dem Kutscher überfiel Angst und Schrecken, als er diese plötzliche Verwandlung sahe. Indem ging ein schwarzer Kerl um die Straßenecke, der ein lautes Hohngelächter ausstieß, und mit grinzendem Gesichte auf uns zurück schauete. Wenn nicht alles Augenverblendung war, schwebte der Schmid von Apolda wieder vor uns. Der Kutscher hatte seine Hände zum Haupthaar gestreckt, und der Hofrath stieg wieder die Treppe hinauf, um abzuwarten, bis der Kutscher etwas Besseres angespannt haben würde.

Ein großer Lärm erhob sich nun im Hofe zwischen dem Kutscher und zwey Juden, welche jenen Tausch und Handel gemacht, und nicht allein die alten Pferde, sondern auch eine Taschenuhr und zehn Thaler bereits empfangen hatten. Wirth und Fuhrleute und Gesinde, und alles, was herbey lief, theilte sich in zwey Parteyen, doch gab es wenige, die nicht auf des Kutschers Seite traten. Man drang auf die Juden ein, und verlangte, daß sie die Pferde wieder heraus geben sollten; Spitzbuben, Betrieger nannte man sie. Den Schmid hätte man greifen sollen, fügten Andere hinzu, den haben die Kerls nicht umsonst hinter sich her geführt. Er hat Teufelskunststücke an den Pferden verübt. Wir kennen den Schurken schon, er treibt sich in allen Landen umher. Ach und Weh! schrien die Juden, ein Unglück! wer kann dafür? Gott soll mich bewahren! Wie geschieht mir! Immer soll leiden der arme Jude. — Sie betheuert, daß sie nicht unter dem Scheffel verkauft, sondern ihm das Pferd am hellen, lichten Tage vorgeführt und es ihm in die eigene Hand gegeben hätten, so daß er es hätte mögen peitschen und schlagen und reiten, wie er gewollt.

Endlich kam der Wirth fast weinend hinauf zu dem Hofrath, und klagte, daß es doch Unrecht sey, wenn die Herrschaft sich gar nicht um den armen Kutscher bekümmere. Was ist denn hier zu thun? sagte der Hofrath; wo wohnt der Richter? Ich will zu ihm. — Sogleich zeigte er ihm den Weg dahin, und in wenig Augenblicken erschien der selbe zur Schlichtung des Streites. Er suchte die Parteyen in Güte zu vergleichen, aber die Juden schrien immer, sie wären so gut kaiserliche

Unterthanen als ihre Gegner, und sie verlangten ihr Recht.

Da sich im Guten gar nichts ausrichten ließ: so ward Anstalt zu einem förmlichen Gerichte gemacht. Ein Tisch wurde mitten in das große Zimmer gestellt, der Dorfrichter nahm Platz und setzte den Huth auf sein Haupt. Hinter ihm stand der Dorfwächter mit einer alten Hellebarde. Im Nahmen des Kaisers! fing der Richter an, indem er sein Haupt entblößte: Kläger und Beklagte, tretet vor. Beyde Theile wurden nun ausführlich vernommen, auch Zeugen verhört. Nur zwey Fuhrleute hatten dem Kaufe mit beygewohnt, aber sie bestätigten die Aussage der Juden. Indessen, da ein Betrug doch wahrscheinlich, wenn auch nicht erweislich war, so that der Richter um des Geschreyes willen, das die Menge, erhob, den Ausspruch: daß die Juden das schlechte Pferd des Kutschers für ihr ganz unbrauchbares wieder zurück geben, und das übrige, das gute Pferd, die Uhr und die zehn Thaler, behalten sollten, worauf die Juden wieder mit großem Wehklagen die Gerechtigkeit des Kaisers anriefen. —

Ueber diesen Vorfall waren nun mehrere Stunden vergangen, und der Kutscher, um uns den Tag noch bis Saatz zu bringen, sahe sich genöthiget, vom Wirthe zwey Pferde Vorspann zu nehmen. Er saß nun vollends ganz niedergeschlagen auf dem Bocke und betheuerte nochmahls, daß er seit dem verlorenen Mantel wieder Glück noch Stern habe.

In Töplitz logierte ich im goldenen Schiffe, dessen Benennung ich, wegen der steten Unruhe, worin es bey dem beständigen Ankommen und Abreisen der Fremden zu schwanken und zu schweben schien, recht passend fand; nur die schöne Aussicht von da konnte mir einigen Ersatz geben. Bald aber sehnte ich mich nach Ruhe und nach Bequemlichkeit, und damit ich in Dresden, wo ich einen Monath zu verweilen gedachte, gleich in das Reich des seligsten Friedens eingehen könnte, schrieb ich an einen Freund um Besorgung eines Quartiers.

Der Arzt wollte zwar noch einen neuen Brunnen aus dem Garten durch meinen Körper leiten, vielleicht um die Wirkung dieses bis jetzt noch wenig gebrauchten Wassers an mir zu erhärten, aber ich war nicht geneigt, mir um die Arzeneykunst länger Verdienste zu erwerben, und in Gesellschaft des lieben Hofrathes eilte ich dem geliebten Dresden zu. Die Nachricht lautete, das Logis sey, wie ich es wünsche, und der Mann, der unter mir wohne, und auch die Aufwartung übernommen habe, sey ein Koch. Ein Koch! sagte ich öfters still entzückt, und freuete mich gewaltig auf seine Gerichte. Nun muß ich aber gleich bemerken, daß mein Freund, weil er ein Plasticker war, immer im Gefühle des Gegenwärtigen zu leben und vom *Anscheine* der Sache auszugehen pflegte. Bald wird man hören, welche Folgen dieses für mich hatte.

Der Hofrath ließ gleich bey meinem neuen Quartier vorfahren, um mich ungesäumt in das Himmelreich abzusetzen; aber welche Erscheinung! Ein gelbes Gesicht von Frauenzimmer, mit einem Kamm in dem schwarzen zusammen gewundenen Haar, (also eine Art von Madam) trat aus dem Hause auf einen Schritt mir entgegen, und hatte saumselig die Arme über einander geschlagen. Ich fragte nach meinem Logis. Ein Mann, den ich gern für einen Hausknecht gehalten hätte, kam bald dazu und lief wie ein Windhund hin und her, stürzte die Treppe hinauf, schickte einige Französische Worte über seine Lippen, und fluchte, da die Schlüssel, die er in der Hand hatte, nicht passen wollten. Mein Quartier war von einer Vermietherinn, die nicht im Hause selbst wohnte. Ich schickte den Windhund früh nach der Wohnung meines Freundes, der wohl am ersten Rath schaffen könne; er lief auch schnell fort darnach, aber er kam nicht wieder.

Unterdessen war mein Koffer auf eine Hinterkammer, die sich glücklicher Weise noch öffnen ließ, gesetzt, und ich wanderte unten in des Wirthes Zimmer, wo ich mich, müde, von der Reise, mit dem Reisemantel nachlässig auf einen Stuhl hinwarf. Die Wohlgerüche, wie sie von der Küche eines gelehrten Koches auszugehen pflegen, verspürte ich ganz und gar nicht, vielmehr

sah alles um mich her mehr ärmlich als vornehm aus und die Umgebung gewann immer mehr ein verdächtiges Ansehen. Eine Mamsell, welche Caroline genannt wurde, ging vor den Spiegel und rückte an ihrem Sonntagshute, wobey sie nicht unterließ, aus ihren schwarzen Augen einige forschende, feurige Blicke auf mich zu werfen.

Eine Nachbarinn, die das Ansehen einer Wirthschafterinn hatte, trat eben auch herein, und bewegte die Hand in ihrer großen Vortasche, worin sie gewaltig mit Kupfermünze klimperte. Wir müssen heute spielen, sagte sie, ich habe eine Menge Kupferpfennige mitgebracht, neulich habe ich verloren, heute will ich sehen, ob ich mein Glück wieder einholen kann. Es währte auch nicht lange, so kam noch eine zweyte Nachbarinn dazu, die wie eine Köchinn aussah. Mamsel Caroline wurde gefragt, ob sie nicht mitspielen wollte. Sie vermeinte es Anfangs, indem sie immer noch aus ihrem Sonntagshute heraus einige Leuchtkugeln auf mich abfertigte. Da sie aber an mir allmählich zu verzweifeln anfang oder mich mit der Müdigkeit von der Reise entschuldigen mochte, setzte sie sich auch an den Tisch, und ein Spiel mit Deutschen Karten begann in aller Förmlichkeit. Im Nu hatte eine gewonnen und die andere verloren, und einige Fluchwörter kamen zum Vorschein. An dem raschen Gange des Spieles und der Austheilung von drey Karten merkte ich bald, daß es jenes Dreyblatt war, welches von andern, vom Aufschlagen auf den Tisch, auch Tippen und Pochen genannt wird. Da ich einige müßige Blicke, darauf warf, so fragte mich die gelbe Wirthinn, ob ich nicht auch mitspielen wollte; ich dankte indessen, und sah dieser Wirthschaft ganz gelassen zu.

Doch wo bin ich hingerathen, fragte ich mich selbst, was ist das für ein Haus? Der Koch, der Windhund, kam auch nicht wieder, und ich fing an, die Geduld zu verlieren. Ich trat vor die Thür, und bemerkte einen Mann gegen über in einem Schlafrocke, der mit einem eigenen Lächeln auf mich herab schaute und dessen Miene meine Wirthsleute, wegen meiner Person, glücklich zu preisen schien, ohne gerade selbst für mich große Glückseligkeit auszudrücken. Indem kann mein Freund ganz ruhig und gemächlich die Straße daher, er freuete sich meiner Ankunft, hatte aber vom ausgesandten Wirthe nichts gesehen. Er versuchte die falschen Schlüssel noch ein Mahl vergebens.

Wollte ich nun nicht auf den Vorfällen liegen bleiben, so mußte ich einstweilen mich in das Wirthshaus begeben, um mich dort vorläufig zu laben und zu erquicken. Dort logierte mein Freund, der Hofrath. Ich fragte mich zu ihm hinauf, noch immer in Reisekleidern, und klagte ihm meine Noth. Bey der Gelegenheit hatte ich wieder meinen Begleiter aus den Augen verloren, und erst bey Tische fand ich ihn wieder. —

Mit anbrechender Nacht kam ich wieder nach meiner Wohnung zurück, und ich hoffte, daß mir das Himmelreich nun wohl aufgethan seyn würde. Die Scene hatte sich verändert. Die Spielenden waren verschwunden, und ein Kürassier saß am Tische, der sein frugales Abendbrot zu sich nahm. Der Wirth hatte die rechten Schlüssel immer noch nicht auftreiben können, indem die Vermietherinn sich nicht zu Hause befunden. Jetzt fing ich an zu donnern und zu schelten, und drohete, wenn nicht bald Rath geschafft würde, auf der Stelle abzuziehen. Der Kürassier stand mir bey und sagte, es sey Unrecht einen Fremden nicht besser zu bedienen.

Da gingen die Hände der Wirthinn aus ihrer ruhigen Lage, und der Wirth flog auf mein Geheiß nach einem Schlosser; allein — es war Sonntag und ganz Dresden mit allen Meistern und Schlossergesellen auf der Promenade. In meinem Aerger fragte ich auch, ob der Mann ein Koch sey, ich wäre an einen *Koch* gewiesen, worauf die Frau antwortete, ihr Mann könnte alles; denn er wäre in der ganzen Welt umher gewesen. Unterdessen hatte die Nacht wirklich einen Schlosser mit seinen Dietrichen herbey geführt, und durch sieben Hinterkammern hindurch gelangte ich

endlich zu meinem Zimmer. Einen ganz kleinen ärmlichen Leuchter setzte der Wirth auf den Tisch und wünschte mir eine gute Nacht. Ich ging und schob in den fielen Kammern alle Riegel vor und begab mich dann zur Ruhe.

Am folgenden Morgen brachte mir Mamsell Caroline das Frühstück, heute wie eine Jungfer gekleidet. Auf einer irdenen Tasse stand: So lange mir der Kaffeh schmeckt, und auf der Untertasse: So läßt der Tod mich ungeneckt. Nun paarten sich aber die Tassen nicht immer, wie sie sollten, und man las oft: so lange mir der Kaffeh schmeckt — so lebte ich nicht mehr.

Ich betrachtete jetzt mit eine Wohnung näher und fand sie sehr finster, doch mein etwas corpulenter Freund kam und lobte sie wegen ihrer schattenreichen Kühle; denn — nun lösete sich das Räthsel auf — es war den Sommer hier eine drückende Hitze gewesen und bey den Ausgange nach der Miethe hatte er manchen Schweißtropfen vergossen, so daß ihm das *kühle* Zimmer das beste in der ganzen Stadt geschienen hatte. Jetzt war freylich der Wind so herum gegangen, daß der Himmel die Kühlung aus eigener Hand lieferte; indessen — es *konnte* doch wieder heiß werden, und auf diesen Fall hatte mein Freund gerechnet.

Als ich nach einigen Besuchen wieder zurück kehrte, hieß es unten schon wieder: Trumpf raus! Eine ganze Schwadron Kürassier, mit einigen Nachbarinnen untermengt, saß an einem großen Tische umher, um das gestrige Dreyblatt fortzusetzen, worin sie sich denn auch Tag für Tag nicht stören ließen. Kam ich, um den Schlüssel oder Licht zu fordern, so hörte ich, statt der Antwort: Schellen sieben, du spielst aus, Eckernober! der Stich gehört mir. Ueber dem Spiele vergaß die Wirthinn Haus und Hof, doch gefiel sie mir noch besser als ihr Mann, weil sie doch im Gesichte noch eine gewisse martialische Genialität hatte. Mit einem eigenen Interesse betrachtete sie mein Studieren, mein Bücherwesen, und meine Art zu leben, die von der ihrigen ganz abwich.

Einige Tage nachher kam sie des Abends geschlichen mit der Klage, daß sie vor Aerger krank sey. ein Kerl habe sie im Spiele betrogen wollen, aber sie habe ihm eine Ohrfeige gegeben und ihn zum Hause hinaus geworfen. Ich ermahnte sie, doch besseres Geschirr anzuschaffen. Unsere Wirthschaft ist noch neu, sagte sie; wir haben vorher im Kriege gedient, und dort eine Marketender-Bude gehalten, und nun bewirthen wir unsere Freunde *hier*.

Vor dem Hause suchte ich das Kochschild vergebens, statt dessen las ich: Victualien-Händler. Damit war auch der Handel mit dünnem Biere und mit Holz verbunden. Man kam und hohlte hier für einen Pfennig, für einen Dreyer. Auch bemerkte ich gelegentlich an Streu und Betten, die des Morgens in dem Zimmer umher lagen, daß sie mitunter heimliche Herberge gaben.

Der Hauptkunde dermahlen aber war ich, und sie hatten — wie ich aus den Rechnungen sah — alle Hoffnung darauf gesetzt, daß er ihrer neuen Wirthschaft gleich einen gewaltigen Schwung beybringen sollte. Da ich auf Carolinen nicht zu achten schien, so kam bald eine andere, die mir den Kaffeh brachte. Sie warf einen grimmigen Blick auf die Bücher, die nur einzig und allein an dieser Kälte Schuld seyn konnten.

Eines Nachmittags kam der Wirth mit einem großen Pflaster hinter dem Ohre zu mir hinauf, klagte über sein Gehör, und bath, weil ich ein Doctor wäre, daß ich ihn curiren möchte. Ich antwortete aber mit strenger Miene: ich bin kein Doctor der Medicin, sondern ich bin über die Moralität gesetzt, was ihm denn gar nicht lieb zu seyn schien. — Abends hörte ich fingen: so leben wir! —

Ich war froh, als der Monath zu Ende ging, und verfügte mich augenblicklich zur Vermietherinn, um meine Schuld zu entrichten. Allein — die machte große Augen — zog den Kalender hervor und sagte: wie, mein Herr, Sie haben das Quartier bis Michaelis genommen, und Ihre Miethe geht



von dem Tage an, den Sie hier roth angestrichen sehen; da hat ihr Freund das Quartier bestellt. Sie konnten früh oder spät kommen, das ging mich nichts an. —

Mein Freund war hierüber zwar anderer Meinung, indessen schien es mir doch, daß er in der Hitze die Klauseln wohl könnte vergessen haben, und wegen des Passes, den ich ohne die Vermietherinn nicht wieder erhalten konnte, beschloß ich, noch einen Monath zu bleiben. Unterdessen wurde die Witterung wieder wärmer, und mein Freund konnte das Zimmer wegen der kühlen Beschaffenheit nicht genug loben.

Mir ersetzte die Stadt, was mir an häuslicher Glückseligkeit abging. Besonders besuchte ich die katholische Kirche fleißig. Die Musik so wohl, als die Physiognomien der Menschen gewährten mir viel Genuß und Stoff zu Betrachtungen. Deßhalb drängte ich mich auch am liebsten ganz nahe an den Hochaltar, denn hier fand ich immer die interessantesten Gesichter, indem, der großen silbernen Leuchter wegen, hier gerade die zerlumptesten Kerls, Bettler, Glücksritter, Spieler und Gauner anzutreffen waren, die sich im Anschauen ergetzten.

Einst hatte ich mich auch in diese Blumenlese gepreßt, als ich auf einmahl den Kutscher Martin erblickte. Ich rief ihn aus der Menge heraus, und fragte ihn, wie es ginge. Ich habe eine Herrschaft hergefahren, sagte er, aber es geht mir schlecht. Katharine will nichts mehr von mir wissen, weil ich den Mantel nicht wieder mitgebracht habe, und ich bin nun willens, mich hier zu vermieten. Ich sagte, daß er doch kein Narr seyn möchte — aber indem erblickte ich den silbernen Knopf des Kirchendieners über mir, der Ruhe geboth. Deßhalb nöthigte ich den armen Martin weiter fort und im Zwinger bey einem plätschernden Springbrunnen auf der steinernen Bank berichtete er also:

Das Mädchen ist in den Mantel vernarrt, und hat einen großen Wunderglauben daran. Ein Bettelmönch hat einmahl zu ihrer Großmutter für die Pflege, die sie vorher in einer Krankheit ihm erwiesen, am heiligen Christabend aus dem Kloster der heiligen Katharine einen ganzen Sack voll Baumwolle gebracht und gesagt, sie möchte solche zu einem Kleide verspinnen, darin würde ein großes Glück für ihr ganzes Haus sich offenbaren; denn ein Pilger hätte sie aus Asien mitgebracht und es ruhte ein großer Segen darauf. Da hat sich denn die Großmutter des Nachts in Mondschein hingesezt und gesponnen, bis für den Großvater ein großer Mantel daraus geworden ist. Den hat er an seinen Sohn, der ein Schuster war, vermacht. Und so oft dieser den Mantel umhing, so wiederfuhr ihm ein Glück. War es Regenwetter und er ging im Mantel aus, so klärte sich der Himmel auf. Lag er krank und er konnte nur erst so weit aufkommen, daß er den Mantel umhängen und an die Sonne gehen konnte, so wurde er auf der Stelle gesund. Konnte er von vornehmen Herren sein Geld nicht erhalten, und war alles Mahnen vergebens, so durfte er nur im grauen Mantel erscheinen, und es war ordentlich, als ob den Leuten ein Zittern ankäme, so schnell liefen sie nach dem Geldschranke. Wenn Feuer war, konnte er mitten hindurchgehen, und in seinem Mantel retten, was ihm beliebte, er und sein Mantel blieben unversehrt. —

Endlich hat *Katharine* diese Kostbarkeit geerbt, und lange nicht gewußt, was sie damit anfangen sollte, bis sie es denn übers Herz gebracht hat, ihn mir zu schenken, damit ich auf der Reise vor allen Gefahren gesichert bleiben und ganz und heil wieder zu ihr zurück kehren möchte. Nun aber sagte sie, ohne den Mantel könnte sie nimmermehr mit mir glücklich seyn, und daß ich ihn verloren hätte, zeigte an, daß ich ihn nicht verdiente. Ich habe ihr so viel zugeredet und gesagt, das wären ja nur Flausen, ob sie denn so etwas glauben wollte; aber sie besteht darauf, sie wolle von nun an nichts mehr mit mir zu thun haben. Darum will ich mich hier in Dresden vermieten, daß ich sie nicht mehr sehe. —

Nun, nun, Kutscher Martin, sagte ich darauf, werde Er da an dem Springbrunnen nur nicht

sentimental! Es schickt sich auch wohl für Ihn, wie ein verliebter Magister, Seufzer auszustoßen. Schäme Er sich! das überlasse Er Leuten, die im Wagen sitzen, Er auf dem Bocke muß sich dergleichen gar nicht anfechten lassen. Freylich Katharine ist schön und vornehm und ein Laufmädchen, aber lasse Er mich nur nach Weimar kommen, da will ich sie in den Othello führen, was ein großes Trauerspiel ist; da soll sie sehen, daß ihre Mantelgeschichte schon bey einem Schnupftuche vorkommt, woran auch alle Glücksgötter gesponnen hatten, das aber lauter Unglück brachte. Kurz, Er muß mich von Dresden wieder abholen, und wenn Er zehn Mal den Mantel verloren hat, ich werde mit keinem andern fahren als mit Ihm. —

Endlich auf das Versprechen, daß ich den Zwist wieder beylegen wollte, ließ er es sich wirklich gefallen, noch einstweilen im Dienste des alten Herrn zu bleiben, bis er mich nach Weimar wieder zurück gebracht haben würde. Der Tag ward bestimmt und so schieden wir von einander.

Als die Zeit heran rückte, begaben sich aber in meinem Hause noch wunderliche Dinge. Zum Einpacken hatte ich unter andern auch den vom Kutscher erstandenen Pfeifenkopf heraus gelegt. Die Wirthinn konnte ihn nicht genug bewundern, und bath, ihn auch ihrem Manne zeigen zu dürfen. Wollt ihr ihn kaufen? sagte ich, mir ist es recht. Nun schien es mir denselben Tag sogar, als hätte ich jenen Schmiedegesellen zur heimlichen Herberge hinein gehen sehen, doch hielt ich es für ein Spiel der Fantasie.

Den Nachmittag machte ich noch zu guter Letzt mit meinem Freunde ein Fahrt nach Tharand, woher ich den Abend erst in der Dunkelheit zurück kehrte. Jetzt — Welch ein Lärmen scholl mir bey der Zurückkunft entgegen! das ganze Haus war von Menschen umlagert, die den Eingang erzwingen wollten, und nur mit Mühe drang ich hinein. Eine alte Frau lag in Verzuckungen auf der Erde, und Andere riefen: es ist Verstellung! Eine von den Gesellschaftsdamen, Namens Lieschen lief mit flammendem Gesichte umher und betheuerte einem Paar Strauchdieben, die im dunkeln Hintergrunde standen, daß sie Recht habe.

Der Anlaß dieses Lärmens war, wie mir die Wirthinn erzählte, folgender. Elisabeth hatte wegen den schlechten Zeiten von der Alten einen Thaler Geld geborgt und ihr dafür ein schönes Halstuch zum Pfande gelassen; allein die Alte hatte mit dem Tuche selbst ihre Blößen bedeckt und es so gut wie verbraucht und nun war sie gleichwohl gekommen, den Thaler wieder einzufordern. Mit einem großen Geschrey war sie über Mamsell Lieschen hergefallen, die weiter nichts that, als sich wehrte, darauf hatte sie sich mit noch größerem Geschreye auf die Erde geworfen und den Nachbarn zugerufen, daß sie ermordet würde. Der Wirth war so unvorsichtig gewesen, gleich die Thür zu verschließen, wodurch draußen der Lärm und der Verdacht nur noch vermehrt wurde.

Indem die Wirthinn so sprach und martialische Handbewegungen dazu machte, klopfte jemand recht vernehmlich an die Thür und eine barsche Stimme rief: Im Nahmen des Rathes! macht auf! da fuhr Lieschen zitternd zusammen und alle sagten ängstlich zu einander: die Rathswächter, die Rathswächter! Man öffnete und eine Schar von Gerichtsdienern trat herein.

Was treibt ihr hier für Unfug? begann der Anführer. Die Wirthinn wollte eine lange Geschichte erzählen, aber er unterbrach sie mit den Worten: Ihr habt die öffentliche Ruhe gestört, ihr seyd uns schon lange verdächtig, und das Mädchen da arretieren wir und alles, was nicht hierher gehört. Da stürzte sich Lieschen auf mich zu und umklammerte meinen Hals, als wenn sie im Schiffbruche ein Bret ergriffen hätte. Was wollt ihr, sagte sie, ich bin Köchinn bey diesem Herrn, und mein Herr wird das nicht zugeben. Ich schwieg einen Augenblick stille dazu, weil ich dachte, daß sich das Ganze so entwirren würde.

Da sprach der Commandeur: wenn Sie, mein Herr, sich ihrer annehmen, so müssen wir Sie auch

arretiren. Jetzt suchte ich mich auf alle Weise von dem unheiligen Wesen losmachen, aber wie eine Bremse, die der Schmied einem unruhigen Pferde angelegt, hing sie fest an mir. Sie betheuerte, daß sie in einer von den sieben Kammern schlief, und die Aufwartung besorge. Das letztere konnte ich nun nicht läugnen, aber um aus der Verbindung los zu kommen, sagte ich, ich wollte mich mit meinem Passe legitimieren. Dieser war wegen meiner nahen Abreise zum Glücke schon in meinen Händen.

Kaum hatte ich mich nun von Lieschen losgemacht, um meine Papiere herunter zu hohlen, als die Häscher wie die Habichte auf sie losstürzten, indessen sie lief noch rascher als sie hinter mir drein und faßte meinen Rockzipfel. Endlich wurde sie übermannt und fort gerissen. Auf Vorzeigung meines Passes sagte der Polizey-Diener: gut, so stellen sie sich Morgen um neun Uhr vor dem Rathe der Stadt. Ihr übrigen alle müßt auf der Stelle mit, ihr seyd verdächtiges Gesindel. Ich dachte an das Sprüchwort: mit gefangen, mit gehangen, und machte, daß ich auf mein Zimmer kam; alle bis auf die Wirthsleute wurden fort geführt, und bey der strengen Haussuchung, die man darauf anstellte, fand man auch mancherley verdächtige Sachen, die man gleichfalls mit fortschleppte.

Denn andern Tag, als der Kutscher schon gekommen war, mich abzuholen, mußte ich vor Gericht erscheinen. Nachdem der Richter mich über meine Person examiniert hatte, fuhr er fort: es sind auch in dem Hause verdächtige Sachen gefunden worden, und jetzt wird man sie ihnen vorlegen, daß sie sagen, ob sie etwas davon wissen oder wem sie gehören. Der Gerichtsdienner brachte zunächst einige Damenkleider, von denen ich nichts weiter wußte, als daß Lieschen und Carolinchen sie Sonntags wechselseitig getragen. Darauf legte man mir einige Geräthschaften vor, worunter ich auch meinen schönen Pfeifenkopf erblickte. Ich erzählte, daß die Wirthinn den Tag vorher solchen ihrem Manne habe zeigen und zum Verkaufe anbiethen wollen, und das er nur durch diesen Zufall unter die verdächtigen Sachen gerathen sey. Es hat sich aber schon ein anderer Eigenthümer dazu gemeldet, sagte der Richter, indessen — besehen sie erst das Uebrige.

Indem sahe ich einen grauen Mantel herbey tragen, den ich den Augenblick für jenen erkannte, welchen der Kutscher Martin auf der Reise eingebüßt hatte. Ja, den kenne ich, rief ich freudig aus, das ist gewiß gestohlenes Gut. Hm! entgegnete der Richter — womit wollen sie das beweisen? Nun berichtete ich, wie wir unter Weges immerfort von einem Schmiedegesellen wären verfolgt, und zuletzt des Mantels beraubt worden.

Da winkte der Richter, und — jener schwarze Geselle, grimmig, mit finsterem Gesichte trat herein, der wirklich kein anderer war, als unser Schmied von Apolda — (wie wir ihn nannten.) Er hatte sich den Sommer hin und her getrieben und war endlich auch nach Dresden gekommen. Zwar behauptete er jetzt vor dem Richter, daß er den Mantel gefunden habe und ihn so als sein Eigenthum betrachten könne; indessen seine Flucht bey Asch, da er aus dem Grase aufsprang, war ein deutlicher Beweis, daß er ihn als Raub und Beute mit sich fort nahm. Ich bath um die Erlaubniß, sogleich den Eigenthümer herein führen zu dürfen, der das nähmliche aussagen würde.

Der Kutscher stand auf dem Markte, wo er auf mich wartete. Kutscher Martin, rief ich; sein Mantel ist wieder da! Das müßte mit Hexerey zugehen, sagte er verwundert. Indem erblickte ich den Gerichtsdienner neben mir, der mir ganz nahe gefolgt war, daß ich nichts weiter mit dem Kutscher sprechen sollte. Martin wurde vor Gericht geführt, und schlug die Hände zusammen, als er seinen Zaubermantel wieder erblickte. Seine Aussage traf ganz mit der meinigen überein, und der Richter fand kein Bedenken weiter, ihn an den rechtmäßigen Eigenthümer zurück zu liefern, worauf der Schmied im Winkel brummte wie ein gezüchtiger Bär.

O Katharine! sagte der Kutscher freudig für sich, als er zur Thür hinausging. Da wandte sich der

Rath, rief ihn zurück und fragte, was das mit der Katharine wäre, denn er dachte schon, daß sie auch eine von jenen Verdächtigen seyn möchte, aber Martin antwortete mit verschämtem Lächeln, dieses sey ein Laufmädchen in Weimar, und seine Braut. —

Zum Teufel! der Pfeifenkopf ist doch aber mein! tobte und fluchte der Schmied. Das ist nicht zu läugnen, entgegnete ich, und um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, gab ich solchen, ohne weitere Gegenrechnung zu halten, ungesäumt an ihn zurück. Doch weil Ihr in einem verdächtigen Hause geheime Herberge genommen, fuhr der Richter zum Schmiedergesellen fort, und über dieß vorher des Diebstahles euch verdächtig gemacht habt, so geht ihr in unsere Verwahrsam, und wartet, bis man euch zur Fortsetzung der weiteren Untersuchung wieder wird rufen lassen. Da verschwand das Nachtgesicht.

So fügte es sich durch mancherley Umstände und durch die plastische Natur meines Freundes, der in der Hitze nur an ein kühles Zimmer dachte, daß ich zur verhängnißvollen Wohnung, und durch diese wieder zum verhängnißvollen Mantel gelangte, an dessen Schicksal ich jetzt den lebhaftesten Antheil nahm.

Ein sonderbarer Auftritt am Morgen der Abreise machte, daß mein Abzug ausfiel wie mein Einzug. Mein Koffer war schon zum Hause des Mitreisenden, wo der Wagen stand, abgehohlet, als es dem Wirthe einfiel, mich nicht wegzulassen, wenn ich nicht, nach allen möglichen Trankgeldern, noch einen Louis d'or als besonderes Andenken zurück ließe. Er dachte, weil der Vogel fortfliegen wollte, mußte er ihm geschwind noch eine Feder ausrupfen, aber er wußte gar nicht, wie er es anfangen sollte, und trippelte vor mir hin und her, indem er immer die Worte wiederholte: ich kann Sie wirklich nicht fortlassen! Ich war also genöthiget, mein Bündelchen selbst unter den Arm zu nehmen, und so beschwert abzuziehen, Gott dankend, daß er mich aus der kühlen Sommerwohnung noch so glücklich hatte entrinnen lassen. —

Fröhlichen Muthes reisete ich nun von Dresden ab, auf Leipzig, und sofort auf Weimar zu, und, wenn mir Bekannte mit der Frage begegneten, wohin es gehen forte, machte ich dem Kutscher die Freude zu sagen: zur Hochzeit! —

Und dieses sahe ich auch bald nach meiner Rückkehr in Erfüllung gehen; denn Katharine war durch den Mantel bald wieder ausgesöhnt, und eines Sonntags saß der Kutscher mit seiner Geliebten groß und breit als Herrschaft im Wagen, und fuhr zu seinen Verwandten auf das Land, wo die Trauung gehalten wurde. Der Prediger, der eine kleine Traureden sprach, hatte zum Texte die Worte Pauli im zweyten Briefe an den Timotheus, Capitel 4. Vers 13. gewählt, wo es heißt: *Bringe den Mantel mit!* Das ist wohl das erste Mahl, seit die christliche Kirche steht, daß ein Prediger über diese Worte predigte, aber sie paßten hierher und gaben eine schöne Gelegenheit zu der Betrachtung, wie der Bräutigam die Wünsche seiner Braut, und der Ehegemahl die unschuldigen Freuden seiner Ehegattinn, wenn sie auch Dinge von geringem Werthe beträfen, ehren und werth halten müsse. Sie handelte demnach, obgleich der Bräutigam ein Kutscher war, von der schonenden Delicatesse unter Liebenden. Und — dachte ich bey mir selbst — *er* solle kein Schicksal haben?



**5.  
Der  
unheimliche Gast,**

von

Fridrich de la Motte Fouqué



Frau Elisabeth, die holdselige Hausfrau eines Nürnberger Kaufherrn, saß in ihrem Gemache, die kleine Bertha, des fernen Vaters anmuthiges Ebenbild, auf dem mütterlichen Schooße. Mit den klaren blauen Augen starrte das Kindlein achtsam zu der lieblichen Erzählerinn auf, von deren Lippen sich jetzt eben das weltbekannte Märchen vom Ratzenfänger zu Hameln vernehmen ließ, wie der zwar aus der Stadt alles Ungeziefer zu vertreiben gewußt hatte, dagegen aber die anmuthigsten Kinder der Bürgersleute weit fort durch einen hohlen Berg gegen Siebenbürgen geführt.

Schauer auf Schauer ergossen sich durch das kleine Herz. Sie fragte endlich die Mutter:

»Gibt das denn der liebe Gott zu, daß böse Menschen die guten mit so häßlichen Zauberkünsten stören dürfen und trennen?« —

»Wir müssen uns davor hüten,« sagte Elisabeth. »Weißt du ja doch, wie uns der Vater noch letzthin schrieb, daß in Genua, bey dem Einschiffen der frommen Kreuzfahrer, denen er ihre Waffen zuführt, ein verkleideter Saracene mancherley Hexenwerk verübt habe. Man muß recht fromm seyn, und recht bethen; dann thun einem solche böse Ratzenfänger nichts.« —

»Ich bethe auch Morgens und Abends recht fleißig;« sagte die kleine Bertha, und Frau Elisabeth küßte ihr lächelndes Kind.

Da riß der kleine Wildfang Rudolf, um ein Jahr älter, als sein Schwesterlein Bertha, die Thür auf, und schrie hinein: »Der Ratzenfänger steht draußen!« daß davor das Mägdlein zusammen fuhr, und bitterlich zu weinen anfang.

Frau Elisabeth schalt den heftigen Knaben.

Der aber sagte: »Ist es denn meine Schuld? Steht er ja doch wirklich draußen, und will dich sprechen, Mutter.« —

Elisabeth beruhigte Berthchen, und ging dann nach der Thür, zu sehen, was es gebe, über sich selbst lächelnd, daß ein seltsames Erbangen mit den Worten des Knaben in ihre Sinne geflogen war.

Auf der Hausflur stand ein wunderlicher Mann, alt und greisen Haares, aber von hohem Wuchse, ein fast höhnisches Lächeln auf allen seinen Zügen, von den in die Höhe gezogenen Augenbraunen an bis auf das im weißen Barte verhüllte Kinn hinab. Seine Tracht war ausländisch anzusehen, und sehr verschossen und abgetragen, wie von weiter Reise. Er neigte sich ehrerbietig vor der schönen Elisabeth, sprechend:

»Euer Ehemahl, der reiche Herr Willibald von Nürnberg, entbiethet euch seinen Gruß.« —

Elisabeth erzitterte heftig; es war ihr, als könne solch ein Bothe nur unglückliche Kunde bringen, von dem heißersehten Manne; sie hatte nicht den Muth zu fragen, ob er lebe und gesund sey. Da lachte der Fremde, und pries Herrn Willibald selig, ein eben so liebendes, als schönes Weib zu besitzen, mit plötzlichen Ernste und tiefem Seufzer hinzufügend, das sey die Goldkrone des Lebens. Uebrigens fuhr er fort, habe er Herrn Willibald heiter und froh zu Genua verlassen, im günstigsten Fortgange seiner Geschäfte, und in der Hoffnung, binnen wenigen Wochen seine Heimfahrt antreten zu können.

Das Morgenlicht der reinsten Freude legte sich mit leisem Roth über Frau Elisabethens holdes Gesicht, und gab ihr das Ansehen eines lächelnden Engels. Sie faltete die zarten Hände über der Brust, und senkte die Augen zu Boden, in tiefer Demuth das Ueberschwengliche der göttlichen Gaben empfindend. —

Gern hätte sie den fremden Mann, den Bringer so erwünschter Bothschaft, herein genöthiget, um mit ihr und mit ihren Kindern das Mittagsmahl zu genießen, hätte nicht der Anstand die sittige Frau wegen der Entfernung des Hausherrn abgehalten, und auch der sich wieder vordrängende Gedanke an die sonderbare Anmeldung durch den kleinen Rudolf.

Da gesellten sich endlich gar Zweifel an die Echtheit der Sendung, und den Himmel des lieblichem Antlitzes überflog ein dunkles Wölkchen. Indem suchte der Greis ein Ringeskleinod aus seinen Kleidern hervor, mit dem Bedeuten, Herr Willibald habe ihm das gegeben, es von einem goldnen Kettchen auf der bloßen Brust loshäkelnd, und dazu gesprochen:

Nimm's hin, getreuer Bothe mein,  
Bring's meiner Trautinn, grüß' sie fein,  
So hält sie dich in Ehren.

Da waren Elisabeths Zweifel auf einmahl gehoben; denn sie gedachte des Ringes und des Reimleins wohl, und der Verabredung mit Willibald, wer ihr beydes bringe, sey ihm ein hochtheurer Freund, und soll von ihr empfangen werden, wie es Eneherrn leiblicher Bruder.

Sie lud ihn ehrfurchtsvoll und freudig in das Zimmer, sie rückte Willibald's Lehnstuhl an den zum Mittagsmahle bereiteten runden Tisch, nöthigte den Gast auf die schon längst leer gebliebene theuere Stelle, und legte ihm ein feines Gedeck, sammt Löffel, Gabel und Messer von Silber, auf. Dann eilte sie in die Küche, das Auftragen des Essens zu beschleunigen. Die Kinder drängten sich ihr furchtsam nach.

Elisabeth konnte es ihnen nicht verdenken. Wenn sie daran dachte, daß der Fremde sich als ein Ratzenfänger angekündigt hatte, ward ihr ganz unheimlich zu Muthe. Sie hatte von Jugend an eine tiefe Scheu vor diesen Leuten empfunden, wegen des scharfen Giftes, womit sie umzugehen gewohnt sind, wegen der Heimlichkeit, in welcher sie ihre Künste treiben, und auch wegen der dunkeln Orte, an denen sie ihre Lockungen auslegen. Ganz unbegreiflich kam es ihr vor, wie ihr geliebter Willibald gerade einem solchen die Ringesbothschaft habe anvertrauen können, aber sie blieb nichts desto weniger dem Winke des geehrten Ehemannes gehorsam, und schalt sich sogar in sich wegen der Undankbarkeit, die sie verleite, den Ueberbringer hochfreudiger Nachrichten mit bangem und mißtrauischem Auge zu betrachten.

Bey Tische wußte der Fremde bald, die Scheu der Kinder durch allerhand anmuthige Märchen, zu besiegen die er vorbrachte, und noch mehr durch einige seltsame ganz unbegreifliche Kunststückchen, indem er bald aus einem Fläschchen voll Wasser den süßesten Wein in die Gläser der Kleinen schenkte, bald Zuckernüsse und Mandeln aus einem hohlen Kürbiß auf ihre Teller regnen ließ.

Frau Elisabeth sahe mit einiger Besorgniß zu, wie die Kinder von den lockenden Gaben genossen, und konnte sich endlich nicht erwehren, den Fremden zu fragen, ob er auch bey dem Gewerbe, das er treibe, das Gift streng genug gesondert habe, um sicher zu seyn, daß nichts davon an die Näschereyen komme? —

»O wenn ich die Ratzen mit Gift vertreiben wollte!« entgegnete der Alte lachend, »da gibt es hundertfach bessere Mittel. Wißt Ihr nicht die Geschichte mit dem Ratzenfänger in Hameln? Der machte es mit Gesang und Musik ab.« —

Da rückte sich Bertha wieder weinerlich von dem Fremden weg, und Elisabeth bath ihn, die Kleine nicht bange zu machen; man wolle lieber seines Gewerbes gar nicht mehr erwähnen. —

»Ihr habt das Ratzenfangen schon zwey Mahl mein Gewerbe genannt!« sagte der Greis mit

höhnischem Kopfschütteln. »Mußtet denn auch Ihr alles glauben, was ich den Knaben in einer spaßhaften Laune aufband! Freylich verstehe ich mich darauf, jenes schädliche Ungeziefer zu verjagen, aber nur, weil ich überhaupt tiefe Blicke in die Natur zu werfen weiß, und könnt Ihr euch denn im Ernste einbilden, Willibald habe einem bloßen Ratzenfänger Ring und Reimlein anvertraut?«

Da ward der Frau Elisabeth etwas leichter um das Herz, und sie trachtete nun, den Unwillen, den ihre Worte bey dem Gaste erweckt zu haben schienen, wieder zu verbreiten, indem sie aufs freundlichste und anmuthigste mit ihm sprach. Aber es schien nicht viel zu verfangen. Der Fremde ward immer schweigender und unruhiger, ließ zuletzt sein Haupt in die hohle Hand sinken, schützte Müdigkeit von der Reise vor, und verlangte nach seinem Zimmer. Elisabeth ließ ihn durch einen Diener dahin geleiten, und blieb in einem unbefanglichen Gefühle zurück.

Sie hatte einen Gast gekränkt, einen Gast, durch den ihr von Willibald eine so hohe Bothschaft und Empfehlung zugekommen war, und der sich ihren Kindern, den zartesten Freudenblumen ihres Lebens, hold und freundlich und gutwillig zu erzeigen wußte. Dem reinen Herzen war jedes Gefühl einer Verschuldung fremd, und so lastete auch die leiseste Bürde dieser Art schwer und beängstigend darauf. Zum ersten Mahle war sie froh, die beyden Kinder unter der Aufsicht einer treuen Magd auf Augenblicke in den großen, luftigen Baumgarten hinter ihrem Hause von sich entfernen zu können; denn sie wollte den klaren Spiegel der jungen Gemüther ungern die Wolken sehen lassen, welche über den mütterlichen Horizont hinzogen, und wußte doch auch nichts davon zu verbergen, eben weil sie fast niemahls vor jemanden in der Welt etwas zu verbergen hatte.

Indem sie nun unruhig im Hause auf und abging, drang aus dem Zimmer des Fremden ein heftiges Stöhnen und Schluchzen in ihr Ohr. War der Greis vielleicht erkrankt? Hatte wohl gar eine Gemüthsbewegung, durch ihr Betragen veranlaßt, Schuld daran? Sie wollte einen Diener hinschicken, nach ihm zu sehen, aber die waren alle zum Abladen angekommener Kaufmannsgüter aus dem Hause; die Mägde bleichten Garn auf einer Wiese hinter dem Garten, und der Zustand des Alten konnte schleunige Hülfe erfordern. Da sagte Frau Elisabeth zu sich selbst: »ich bin ja auf Gottes Wegen!« und schritt getrosten Muthes in das Gemach des Fremden hinein.

Wie geblendet blieb stehen. Das erste, was ihr in die Augen fiel, war ihr eigenes Bild, so täuschend von der Wand aus einem goldenen Rahmen herunter leuchtend, daß sie fast vermeinte, in einen Spiegel zu schauen. Davor lag in leichter, aber prachtvoller mohrischer Tracht ein schlanker Mann, der ihr auf das Geräusch der Thür ein thränenbeströmtes, engelschönes Jünglingsantlitz entgegenwandte. Ganz verstört flog sie zurück, nicht wissend, ob ein Blendwerk sie betriege, ob der eigene Sinn in krankhafter Verrückung ein furchtbares Spiel mit ihr treibe. —

Wohl ihr, daß sie einen Hafen kannte, der ihr zu allen Stunden offen stand! Vor das Crucifix, das aus Ebenholz und Silber gearbeitet, neben ihrem Bette stand, kniete sie nieder, ergab sich in die Arme des Herrn, und ging nach kurzer Frist wieder mild und frisch ihren Geschäften nach, wenn auch ein unheimlicher Schauer bisweilen durch ihr Inneres zog, und bald das höhnende Antlitz des Greisen, bald die holde Gestalt des vor ihrem Bilde knieenden. Jünglings, unwillkührlich ihr vor Auge und Seele trat.

Die Nacht dunkelte herein, die Kinder waren zurück, das Abendbrot stand auf dem Tische, und Elisabeth sandte einen Diener, den Fremden zu rufen, meinend, nun müsse das seltsame Räthsel sich lösen.

Aber ganz in der alten Gestalt, ohne irgend etwas Verändertes merken zu lassen, trat der Greis



herein, scherzte mit den Kindern, und sahe bisweilen ernst und wehmüthig nach Frau Elisabeth hinüber. Diese suchte durch allerhand Fragen, ob er wohl einen Reisegefährten habe, ob er den Nachmittag ausgewesen sey, und dergleichen mehr, der Sache näher auf den Grund zu kommen, aber der Alte versicherte, er sey ganz allein den weiten Weg hierher gezogen, und habe sein Zimmer nicht einen Augenblick verlassen. —

Man ging aus einander, und als Frau Elisabeth am andern Morgen erwachte, war sie in der That ungewiß, ob die seltsame Erscheinung in ihres Gastes Zimmer nicht bloß ein Traumbild dieser Nacht gewesen sey.

Sie wusch ihre Kindlein, und zog sich an, bethete mit ihnen, und schickte die morgenhellen Gesichter in den frischen Morgen hinaus, zum Pater Basilius, dem frommen und gelehrten Vorsteher eines Hospitals, der mehreren Kleinen im Lesen heiliger Bücher Unterricht gab. Dann schritt sie in den Garten hinab, um nach einem köstlichen Aepfelbäumchen zu sehen, welches ihr Ehemann vor dem Scheiden selbst geimpft, und ihrer sonderlichen Pflege anbefohlen hatte.

Sie war noch nicht auf den frischen Rasenplatz gelangt, wo das edle Reis in der Mitte älterer Stämme blüthete, als ihr zwischen den Schatten dicht zusammen gedrängter Bäume die holde Jünglingsgestalt von gestern plötzlich vor Augen trat. Die erste Bewegung des scheuen Weibes lenkte sich zur Flucht, aber bald wieder, ihre Würde als Hausfrau, ihre Pflicht als Hütherinn des Herdes fühlend, trat sie der Erscheinung beherzt entgegen, und sagte:

»Wer bist du, fremder Gaukler? Was hattest du gestern im Zimmer meines Gastes zu schaffen? Was mit meinem Bilde? — Oder, wenn du ein und derselbe mit jenem bist, wozu die Verkleidung? Sprich und gib Rechenschaft, denn ich befehle es dir.«

Da kniete der Jüngling vor ihr in das Gras, und wollte seinen Spruch beginnen. Elisabeth aber ließ es ihm nicht zu, sondern hieß ihn aufstehen, und in ruhiger sittiger Stellung, wie es in Deutschen Landen üblich sey, zu ihr sprechen, worauf er auch alsbald Gehorsam leistete, und folgender Maßen zu reden anhub:

»Herrinn der Hulden, was länger noch ein Geheimniß bleiben sollte, hat meine heftig sehrende Liebe schon frühe verrathen, aber wo die Liebe den umhüllenden Schleyer wegriß — welch ein Sterblicher dürfte dazu sprechen, es sey nicht wohlgethan! — Ja, dieses ist meine wahrhafte Gestalt, in der Ihr mich vor euch seht, und jene abenteuerliche Greisenverhüllung von gestern nur ein kunstreicher Trug. Allreddin ist mein Name, in der schönen Stadt Granada von fürstlich morischen Aeltern geboren, erlernte ich alle geheime Weisheit unsers Volkes, und deren, o Herrinn, ist viel. Nicht unerfahren bin ich in den Waffen, aber um ein Großes erfahrener noch in dem wundervollen Wissen, das uns zu Herren der unbelebten und der belebten Natur, ja sogar mancher gewaltigen Geister erhebt. Umherreisend in stolzer Freudigkeit durch Europäische und andere Lande, gerieth ich vor Kurzem nach Genua.« —

»Ihr waret der Saracene,« unterbrach ihn voll stolzen Unwillens Frau Elisabeth, »der seine Gaukeleyen bey dem Einschiffen der Kreuzfahrer trieb?«

»Haltet mich nicht für schlimmer, als ich bin,« entgegnete Allreddin lächelnd. »Allerdings habe ich jenen dreisten Muthwillen geübt, indem ich Erscheinungen von fabelhaften Thieren in den Weg der Abreisenden warf, und um ihre Schiffe her aufsteigen ließ, aber es war kein bössartiger Scherz. Die Christen selbst söhnten sich nach einigen Tagen mit mir aus, und ich ward mit meinen Kunststücken zu ihren festlichen Mahlzeiten geladen, unter andern auch zu einer, bey welcher Herr Willibald gegenwärtig war.«

Elisabeth seufzte tief. Sie wußte wohl, das man die Versuchung fliehen solle, wenn man nicht in

ihr umzukommen gedenke. Tief schmerzte es sie, daß Willibald der himmlisch weisen Lehre uneingedenk worden war, und Ahnungen eines nahen, strafenden Unheiles zogen finster durch ihr Gemüth.

Allredden erzählte während dessen fort, wie der von Freude und Wein erhitzte Willibald der schönen Hausfrau Bild, das er immer bey sich trug, den Gesellen des Mahles gezeigt habe, und wie da ein nimmer zu löschender Funken in sein, des Mohren, heiß glühendes Gemüth gefallen sey. Anfänglich habe er bloß einen Mahler gewonnen, ihm mit Italischer Kunstgewalt die holden Züge nachzubilden, aber endlich habe es ihn voll unwiderstehlicher Macht heran gezogen zu dem himmlischen Urbilde, und hier nun stehe er, und hier erwarte er Entscheidung über Leben oder Tod.

Elisabeth stand regungslos und gelassen, als sey an ihrer Stelle das Bild herbey gezaubert, welches Willibald so unvorsichtiger Weise kühnen Blicken Preis gegeben hatte. Kein einziger Hauch der Flamme, von welcher Allredden sich verzehrt fühlte, nahete dem jungfräulich reinen Gemüthe. Mit einer wahrhaft richterlichen Ruhe und Strenge fragte sie weiter:

»Wie seydt Ihr zu Willibalds Ringe und zu dem Sprüchlein gekommen? Er gab Euch beydes als seinen Bothen nicht?«

Allredden war an vielen Listen und Ausreden reich, er hatte sich auch Manches dergleichen für einen ähnlichen Fall in Bereitschaft gelegt, aber wie nun Elisabeth so wahrhaft und scharf und gesetzt in ihn hineinfragte, war es ihm, als stehe eine unabänderliche Nothwendigkeit vor ihm da. Er wußte es noch kaum selbst, so war das Geständniß schon ausgesprochen, wie er den schlafenden Willibald belauscht, und vermittelt kunstreicher Zaubersprüche von dem in Traume Redenden sein Geheimniß erfragt habe, und ihm dann heimlich den Ring von dem goldenen Kettlein abgelöset.

Elisabeth wandte ihm verachtend den Rücken, und warnte ihn, alsbald die Stadt zu meiden, und sich nie mehr auf deren Gebieth blicken zu lassen, wenn er nicht als ein verderblicher Hexenmeister und Betrieger dem weltlichen Gerichte übergeben seyn wolle. —

»Thut nach eurem Gefallen,« entgegnete Allredden, plötzlich gefaßt. »Es wird mir erfreulich seyn, für Euch zu sterben, und diese verzehrende Liebesgluth in den viel minder schmerzenden Gluthen des Scheiterhaufens abzukühlen. Aber das sage ich Euch, weichen kann ich noch heute und morgen nicht aus Euerem Hause. Mit heftiger Eil, voll erschöpfender Sehnsucht, bin ich hergereist, um Euch zu schauen; Euer gleichgültiger Unwille hat vollends aufgezehrt, was noch an Kräften in mir war. Wollt Ihr mich nun nicht zwey, drey Tage beherbergen, so muß ich unausbleiblich auf der Fahrt erliegen, und da ziehe ich es vor, so umzukommen, daß es vor Euern Augen geschieht, und Ihr doch irgend einmahl, etwa in winterlichen Träumen, eine Erinnerung des unglücklichen Allreddin aufsteigen seht.«

Damit sank er bleich und erschöpft in das Gras, lächelte freundlich zu der schönen Richterinn auf und sagte: »Ruft nur nach euern Dienern. Ich werde ihnen gewißlich nicht, davon laufen.«

Elisabeths Strenge hielt vor dieser Lammesdemuth keinen Stand. Sie verhiess dem armen Jünglinge, ihn durch zwei Tage zu beherbergen, wenn er alsdann gewiß aufzubrechen gelobe, und binnen dieser Zeit in keine andere, als in der Greisengestalt vor ihr erscheinen wolle. Auch müsse er sich überhaupt so wenig als möglich blicken lassen. Es mochte vielleicht seyn, daß eine dunkle Ahnung die holde Frau warnte, nicht öfter in das wehmüthig schöne Jünglingsangesicht zu schauen.

Allredden versprach, was sie begehrte, und hielt auch diesen ganzen Tag hindurch so achtsam

Wort, daß er kaum aus seinem Zimmer kam, ja wenn es zum Mittag- oder Abendimbiß geschah, sich einzig spielend, beschenkend und erzählend mit den Kindern abgab, wie um dadurch die gewährte Gastfreundschaft einiger Maßen zu vergüten. Rudolf und Bertha plauderten auch beynahe von gar nichts mehr, als von dem freundlichen alten Herrn aus der Fremde; von seiner Ratzenfängerey aber, und andern Dingen, die ihnen vorhin furchtbar an ihm geschienen hatten, war gar nicht die Rede mehr.

Gegen den Abend des zweyten Tages senkte sich eine ungewohnte Mattigkeit über Elisabeths Augenwimpern herab. Sie ging mit den Kindern in den Garten, meined durch frohe Bewegung in der duftenden Kühle die lästige Ermüdung zu verscheuchen. Die beyden Kleinen trieben auch ihr Spiel gar heiter und lebendig über die von schrägen Sonnenlichtern bestreueten Rasenplätze hin, aber mehr und mehr gewann der Schlaf an seiner einschmeichelnden Herrschaft über Frau Elisabeth, und endlich sank sie halb träumend, halb wachend, am Fuße des edlen von Willibald geimpften Apfelbäumleins nieder.

Wie sie nun, in allen Dingen gewöhnt, die häuslich hergebrachte Ordnung zu behaupten, mit großer Anstrengung rang, die Augen offen zu erhalten, kam es ihr vor, als trete Allreddin in seiner Greisentracht durch ein Hinterpförtlein herein, und fange wieder an, mit den Kindern zu tändeln und ihnen Märchen zu erzählen. Ihr ward angst dabey, und vorzüglich, als sie deutlich zu hören glaubte, wie er ihnen anbiethe, er wolle sie dem Vater entgegen führen, der schon ganz nahe sey; die Mutter möge während dessen schlafen, man könne sie bey den Erwachen um so hübscher überraschen.

Die Kleinen schlugen lustig in ihre Händchen, und sagten ja! zu dem bedrohlichen Vorschlage: Elisabeth konnte noch immer nicht Fuß, nicht Hand, nicht Zunge regen, obgleich eine schreckliche Bangigkeit zündend durch ihr ganzes Inneres flog. Endlich mußte sie sehen, wie Rudolf und Bertha an Alreddins Händen dicht vor ihr vorüber schlüpften, ihr Küsse zuwarfen, und singend mit ihm durch das Hinterpförtlein des Gartens verschwanden.

Sie mochten schon sehr weit seyn, als endlich, von einer gewaltsamen Anstrengung Elisabeths, jener angstvolle Zustand brach, und sie mit einem lauten Schrey in die Höhe fuhr. Anfänglich wollte sich die Hoffnung in ihr regen, das alles könne doch wohl nur ein krankhafter Traum gewesen seyn, aber ein elfenbeinernes Täflein, das vom Grase gegen sie heraufleuchtete, benahm ihr alsbald jeden Zweifel. Es stand nämlich Folgendes darauf geschrieben:

»Herrinn, du hast mich verstoßen, aber weil ich nicht ohne dich leben kann, nehme ich einen Theil, und ich glaube, den liebsten Theil deines Lebens mit mir fort. Willst du deine Kinder wiedersehen, so rufe mir durch die Worte, die am Schlusse dieser Zeilen verzeichnet stehen. Ich werde sie hören, an welchem Ende der Welt ich auch seyn mag, und zu dir eilen, und dich mit mir führen, wo du deine Kinder auf himmelschönen Fluren finden, und mit mir und ihnen dich freuen sollst in Pracht und Wohlleben bis in das späteste menschliche Alter hinein. Dein Freund oder dein Wohlthäter, je nachdem du es begehrest: Allreddin.«

Ohne die zauberischen Züge, durch welche jene Verheißung in das Werk treten sollte, weiter zu beachten, warf Elisabeth das Täflein in einen nahen, tiefen Brunnen, sprechend:

»Der Schmerz um meine lieben Kleinen nimmt mir doch endlich den Verstand. Da könnte ich arme Wahnsinnige gar in die Klauen des Versuchers fallen, und darum fort mit euch aus meinen und aller Menschen Augen, ihr entsetzlichen Zeichen.«

Sie weinte bitterlich, daß man hätte an die Fabeln von Frauen denken mögen, die sich in Quellen verwandelt hatten, und doch unterließ sie keine einzige besonnene Maßregel, um der geraubten

Schätze ihres Lebens habhaft zu werden. Nach allen Weltgegenden, auf allen Straßen flogen nachsetzende Reiter und Fußbothen hinaus, theils vom Rathe der Stadt fortgesendet, theils freywillig, durch den Jammer der holden Elisabeth bewegt, und durch die reichen Gaben, welche sie dem glücklichen Erretter verhiess.

Als nun Einer nach dem Andern heim kann, und keiner auch nur die mindeste Spur oder Kunde anzugeben wußte, zeigte sich Frau Elisabeth nicht wie von fehlgeschlagener Hoffnung zermalmet, sondern nur wie durch eine längst erwartete Bestätigung ihres Unglückes in ihrem Leide befestiget. Sie schloß nun ihr Haus zu, entließ ihr Gesinde, bis auf die Handlungsdiener Willibalds, welche sie mit allen Geschäften und Waaren einem verwandten Kaufherrn zur Leitung übergab, und nahm selbst ihre Wohnung in dem Hospital, welchem Pater Basilius vorstand. Dort pflegte und wartete sie der kranken Frauen mit einer Geduld und Demuth, worin sie selbst die dazu verordneten und geweihten Klosterfrauen übertraf. Nur Sonntags pflegte sie nach ihrem Hause zurück zu gehen, um dort im Garten folgsamlich nach dem Aepfelbäumlein zu sehen, welches ihr Willibald bey der Abreise empfohlen hatte. —

»Seine edelsten Reiser,« sagte sie dann wohl öfters, »habe ich ihm zwar verloren gehen lassen, und mich dabey höchst fahrlässig und thöricht bewiesen, aber ich will wenigstens thun, was jetzt noch in meinen Kräften steht.«

Es mochte etwa der vierte oder fünfte Sonntag seyn, seit dem die beyden Kinder verschwunden waren, da trat Frau Elisabeth ihre schmerzliche Wanderung nach den vormahls heimischen Stellen wiederum an, und wie sie so durch das öde gewordene Haus hinschritt, um nach dem Baumgarten zu kommen, fiel es ihr plötzlich in den Sinn, die Zimmer seyn gar lange nicht gelüftet, alles müsse darin stocken, und als einer guten Hausfrau wollte ihr gebühren, auch darnach zu sehen. Sie nahm daher das Schlüsselbund von der Seite, und schloß ein Gemach nach dem andern auf. Zu bemerken, ob jedwedem an dem rechten Orte stehe, und vor Schaden behüthet sey, ward ihr freylich schwer, denn die Thränen flossen allzu reichlich über ihre Wangen herunter. Wie hätte es auch anders seyn mögen unter den stummen Zeugen so vieler glücklichen Tage, an Willibalds Stuhl, wo er des Abends mit den Kleinen zu spielen pflegte, vor dem Nähetschchen, wo Rudolf und Bertha, wenn sie aus der Schule kamen, zu der Mutter hintraten, und aufsagten, was sie Schönes gelernt hatten, in der Kinderstube unter den Kleidungsstücken beyder Lieblinge, an ihrem gemachten und schon auf gedeckten Bettchen! —

Als Frau Elisabeth an den Apfelbaum hinab gelangte, war alle ihre Kraft geschwunden. Sie sank mit thränenmüden, brennenden Augen in das Gras, und ein mitleidiger Schlummer breitete sein dunkles Gewebe über sie aus.

Die Träume hielten dazwischen ein gaukelndes Spiel. Ihre Bilder von dem eben gesehenen Wohnorte und seinem Hausgeräthe borgend, führten sie Frau Elisabeth in die glückliche Vergangenheit ein, setzten den heimgekehrten Willibald auf seinen Ehrenplatz, und ließen die holden Gestalten der Kleinen bewillkommend um ihn herhüpfen. Kühlere Abendlüfte und herab gewehete Blätter schüttelten wohl die Träumende bisweilen aus ihren glücklichen Täuschungen auf, aber sie schloß geflissentlich wieder die Augen, sich in den anmuthigen Bilderstrom zurück tauchend.

Endlich wollten sich doch die störenden Wecker nicht mehr abweisen lassen. Scharf strahlte die untergehende Sonne gegen Elisabeths Augenlieder, lauter rauschten die Zweige, sie mußte sich klar bewußt werden, daß sie nicht in des Hauses anmuthig gewohnter Umgebung sey, sondern draußen an der ihr so verhängnißschwer gewordenen Stelle unter dem jungen Apfelbaume. —

»Seltsam!, dachte sie dazu bey sich selbst, »da klammert sich doch das arme Gemüth, vor den

nahen Thränen des vollen Erwachens furchtsam, an den Traumbildern fest, so lange es irgend kann.«—

Denn sie meinte, die flüsternden Stimmen der beiden Kinder noch immer zu vernehmen, und auch wie der heimgekehrte Willibald leise dazwischen spreche, und sie ermahne, die Mutter nicht zu erwecken. Zuletzt war es ganz deutlich, als ob die kleine Bertha spreche: »nur ein einzig kleines Küßchen will ich ihr geben.« — Und wirklich fühlte Elisabeth den warmen, reinen Hauch auf ihren Lippen.

Ihre Augen thaten sich auf, siehe da stand Willibald mit den beyden Kleinen vor ihr, und es war kein Traum; es war die seligste, gesichertste Wirklichkeit, die immer tröstender, immer überzeugender sich mit einer Stufenfolge himmlischer Freuden-Momente an Frau Elisabeths Brust legte. —

Der Entführer war unter Weges mit den Kindern, die er noch immer durch allerley Lügen und Gaukelspiele bei gutem Muthe zu erhalten wußte, unvermuthet auf den rückreisenden Willibald gestoßen. Rasch war des tapfern Deutschen Kaufherrn Klinge blank gewesen, wie denn in den damahligen Zeiten jeder rechtliche Mann seine Waffen gut zu führen wußte, und der Räuber, ohne sich auf seine Zauberkünste besinnen zu können, hatte alsbald, aus einer schweren Wunde blutend, ohnmächtig den Boden gemessen. —

»Ich hätte ihn wohl eigentlich fangen, und den Gerichten übergeben sollen,« fügte Willibald hinzu, »aber ich war so gar froh mit meinen Kindern, und mich bangte so sehr nach meiner holden Elisabeth, von der ich wohl wußte, wie sehr sie sich grämen würde. Da bin ich denn nur heimgeeilt auf das allerschnellste, und Gottlob! nun sind wir wieder allzumahl die glücklichsten Leute auf der ganzen Welt.«

Was für ein Abend auf die Wiedervereinten herab thauete, in den noch kaum mit so bitteren Thränen begossenen heimathlichen Zimmern und Gängen, und zu welchen Freuden man am andern Morgen erwachte, davon liegt die Ahnung in jedem liebevollen Herzen, und ein solches würde sich wohl vor vielen Worten darüber zu schließen, und lieber in sich selbst an den hellen Bildern mit stiller Behaglichkeit fortmahlen. —

Als Willibald und Elisabeth nach vielen glücklichen Jahren ihre silberne Hochzeit feyerten, erhöhte sich ihnen das stillherrliche Fest durch die Verlobung ihrer beyden Kinder, die nach sittiger Liebe und Wahl in die edelsten Geschlechter heiratheten. Gegen Abend standen die Brautpaare vor der Thür, sich den glückwünschenden Mitbürgern zu zeigen; da trat ein alter Pilger dicht an Rudolf und Bertha heran, legte jenem ein leuchtendes Schwert, dieser einen blanken Juweelenkranz in die Hand, und sagte leise dazu:

»Ihr dürft es ohne Scheu tragen. Ich habe mich bekehrt, und am heiligen Grabe gebüßt. Dankt eurem lieben Vater für die segenbringende Wunde.« —

Und bevor man noch irgend etwas weiter fragen konnte, war der Alte schon wieder in die Menge des herbey geströmten Volkes zurück getreten und verschwunden.

Man zweifelte nicht, daß die prachtvollen Gaben von Allredinn herrührten, und er selbst der beschenkende Pilger gewesen sey. Auch wollte sich Bertha noch einiger Züge erinnern, die ihr aus jener Zeit in seinem Antlitze kenntlich geblieben waren, obgleich sich die ganze Gestalt dieses Mahl wie von einer milden Beleuchtung versöhnt gezeigt hatte. Darum, und noch mehr weil Schwert und Kranz mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und mit dem Rahmen des Erlösers gleichsam besiegelt waren, bediente man sich der Gaben sonder Furcht. Rudolf und Bertha schmückten sich damit an ihrem gemeinsamen Hochzeitstage, und noch lange nachher

zeigte man die Kleinodien, auf denen ein besonderer Segen zu haften schien, in den achtbaren und glücklichen Geschlechtern vor, die aus den Ehebündnissen der zwey Geschwister entsprossen waren.



## **Inhalt.**



Treu bis zum Tode

Die Entführung

Die beste Wahl

Der Mantel

Der unheimliche Gast



Romantische

Erzählungen

*Zweiter Band*

von

Friedrich Gleich u. Wilhelmine Willmar

Wien 1816

*Im Verlage bey Katharina Gräffer u. Härter.*





Romantische  
Erzählungen

Zweiter Band.

Von

Friedrich Gleich und  
Wilhelmine Willmar.



## **Inhalt.**

Erzählungen von Friedrich Gleich:

1. Die Nordlands-Blumen
2. Gustav und Ida
3. Achmet

Erzählungen von Wilhelmine Willmar:

4. Die Brüder, oder unter zwei Streitenden siegt der Dritte
5. Freundschaft und Liebe im Streit
6. Der falsche Verdacht

**1.  
Die  
Nordlands-Blumen.**

# 1.

Es war Abend geworden, und schon fingen die Schatten an, sich auf die Thäler Berns zu legen, als Ritter Hugo noch umsonst seine Blicke umher warf, ein schützend Obdach für die Nacht zu entdecken, und sein ermüdet Roß antrieb zur Eile. Mit jeder Waldesecke, die er erreichte, glaubte Hugo auch: nun müsse ein freundlich Licht durch das Dunkel ihm winken, nun müsse sich der Wald enden und gastliche Hütten erscheinen; aber immer trog ihn seine Hoffnung, und schon ergab er sich darein, diese Nacht im Freien zu bleiben, unter dem Dache der dicht verwachsenen Buchen und Tannen, die wie hundertarmige Riesen sich umschlungen hielten mit ihren Aesten, in tiefem, ersten Schweigen, gleich als wären sie versteinert, und wollten nimmer sich lassen noch bewegen. —

Da fiel durch die Wipfel ein matter, ferner Lichtschein ihm ins Auge, der aber bald wieder hinter den Zweigen verschwand, um auf einer lichter Stelle von neuem sich zu zeigen. Hugo war abgestiegen und leitete sein Roß hinter sich am Zügel, einen Weg quer durch den Wald sich bahnend nach dem Schimmer, der bald hell und nah, bald wieder fern und bleich, wie ein trüglich Irrlicht erschien. —

Schon ermüdete Hugo's Geduld, und seinem ersten Vorsatze treu, wollte er sich niederwerfen unter einer majestätischen Buche, die weithin ihre belaubten Arme streckte, als ganz nahe Stimmen erschollen, und, von neuem ermutigt fortschreitend, nach einer Biegung um eine schroff anstehende Felsenwand, er vor einer kleinen Hütte sich sah, deren arme, aber gastfreie und gutmüthige Bewohner ihm freundlich öffneten, und Nachtlager und Erquickung nach besten Kräften ihm zusagten.

Jenes Licht aber, was zuerst nach dieser Gegend ihn geleitet hatte, schien noch immer bald heller strahlend, bald wieder düster funkelnd durch die nächtliche Stille, und Hugo konnte sich nicht enthalten, mit einem gewissen sehnsüchtigen Gefühl, das selbst ihm fremd und ganz neu seiner Brust war, immer nach der Gegend hinzublicken, aus der die sanften, oft wie in blauem Feuer brennenden Strahlen herkamen, und, nachdem sein Wirth das treue Roß ihm abgenommen, und freundlich traulich in die niedere Stube ihn geführt hatte, sich mit einigen Früchten und Brot zu erquicken, zog es ihn doch wieder hinaus vor die Thür, nach dem fernen Scheine zu sehen.

Aber seine Blicke durchspähten vergebens den Gesichtskreis; das Licht war verschwunden, nur ein leiser Wind, der von Norden her durch die Wipfel strich, schien sanfte, schmelzende Töne, wie fernen Sehnsuchtsruf der Liebe, an ihm vorüber zu tragen.

Hugo hatte sich unter einen Baum vor der Hütte geworfen, und horchte, immer nach der Gegend starrend, wo zuletzt das Licht erschien, das so wunderbar ihn anzog, dem ahnungsvollen Rauschen. Da war ihm, als fühlte er sich plötzlich in eine andere Welt, in ein Land der Träume getragen voll unendlicher Milde und Zartheit. So wie uns wohl in den glücklichen Tagen der Jugend oft, seltener in gereiften Jahren, schöne, lichte Gebilde vorschweben, die, getaucht in die Morgendüfte frischer Phantasien, mit allem goldenen Schimmer der Wunder, umflossen von liebevollen Klängen, wie Nachtigallenhauch auf Abendlüften getragen, Herz und Busen mit unendlichem Sehnen füllen, daß alles — alles andere vor den trunkenen Blicken schwindet, das Herz sich erweitert, die Arme unwillkürlich sich ausstrecken nach dem Unbekannten und doch so Vertrauten, und Blumen erst dann in sanften Sternenlichtern uns zuwinken in nie gesehenem Farbenglanz und Schöne, und Zaubergärten und stille Haine, den Duft ihrer goldenen Früchte, die Kühle ihrer Schatten uns zu wehen, als riefen sie mit liebevollen Stimmen so zärtlich vertraut uns

hin. —

Da schien das Licht ihm wieder wie von hoher Felsenspitze flammend, so warm und zärtlich zu, und es war ihm, als müsse vor seinem Scheine jeder Schmerz, jeder Mißklang verstummen, die ja so oft die Menschenbrust durchzucken mit ihrem Weh; und zum strahlenden Kranz ward das Licht, geflochten aus wunderholden blauen Blumen. Höher und leuchtender hob sich der Kranz, und die süßesten Klänge und Düfte des Lebens gingen von ihm aus, und so hob er sich bis zu den Sternen, die wie silberne Verzierungen ihn umstanden. —

Da brauste plötzlich von Norden her ein wilder Sturm, hellauf flammten noch einmal die Blumen, dann war Kranz und Lichteschimmer zerflossen, und düstere Wolken jagten vom Winde getrieben über die Waldeswipfel weg. Mit einem Ausruf des Schreckens und Schmerzes fuhr Hugo empor; da stand sein Wirth neben ihm und sagte:

Das war das Heddalicht, das Ihr gesehen, und dieser Sturm sind Yngwys Geisterscharen. Kommt, edler Herr, es ist nicht gut seyn hier, wenn die kommen; laßt uns zur Hütte gehen.«

## 2.

Mechanisch war Hugo dem Manne gefolgt, und hatte sich still in eine Ecke des kleinen Zimmers gesetzt, immer noch verloren in Gedanken. Wie Einer, dem ein schöner, sonnenheller Morgentraum das Liebste seiner Seele vorführte in wunderbar zauberischen Bildern, und den plötzlich aus seinen blühenden, geträumten Gärten eine rauhe Stimme weckt, noch fortzuträumen strebt, und von neuem fesseln will die geliebten verklärten Gestalten — so suchte auch Hugo jetzt die Erscheinung sich wieder zu vergegenwärtigen, an der mit einer unwiderstehlichen Sehnsucht sein Gemüth hing.

Da trat von neuem sein Wirth zu ihm und sprach:

Ihr müßt Euch das, was Ihr gesehen, edler Ritter, nicht zu Sinne nehmen; es ist nicht gut, und helfen kann ja doch keiner.

Also war es wirklich kein Traum? fragte Hugo.

Mit nichten, edler Herr, entgegnete Jener. Was Ihr saht und hörtet, ist wirklich, und alle Nächte beinahe zeigt sich dasselbe, besonders wenn der Mond sich nicht erhellt.

Warum denn? fragte Hugo abermals.

Das weiß ich nicht; aber in mondhellen Nächten flammt rein und ungetrübt das Licht der Blumen, und wenn der Wind aus Norden weht, ist es, als verklängen sie in anmuthigen Weisen und ein süßer Duft verbreitet sich über die ganze Gegend. Sobald aber des Mondes Scheibe sich zu verfinstern anfängt, so leuchten auch die Blumen schwächer, und klagender werden die Töne; und ist endlich das Mondlicht ganz unsern Blicken entzogen, dann braust allmächtig der Sturm heran mit grellem Geheul, und mit wehmüthigen Klängen löschen die Strahlen der Heddablumen, und scheinen nicht eher wieder, bis die Nächte sich erhellen.

Warum nennt Ihr die Blumen Heddablumen, und den Sturm Yngwys Geister?

Weil der guten Hedda sie gehören, die in dem einsamen Schlosse auf jenen Felsen wohnt, der Sturm aber von ihrem Verfolger Yngwy herkommt, der seine bösen Geister ausschickt, die gute Hedda zu quälen.

Kennt Ihr sie denn, und wer ist sie?

Wohl kennen wir sie, doch wer sie ist, weiß ich nicht zu sagen. Seit mehreren Jahren wohnt sie hier bei uns, und wir alle lieben sie, denn sie ist ja so gut. Seit sie bei uns weilt, ist es, als schwebten schützende Engel um uns; Jedem hilft sie, Feindschaft und Haß kennen wir nicht mehr, denn wenn die Blumen klingen, so schwindet davon jedes Gefühl. Ach! daß sie, die alles, was sich ihr naht, beglückt und belebt, selbst nicht glücklich ist. Wohl zogen schon manche tapfere Degen für sie in den Kampf mit Yngwy, der hoch oben im Norden wohnen soll, aber noch ist keiner wiedergekehrt, und immer noch brausen die wilden Geister heran, und tönen der Blumen leise Klagen. Doch, edler Herr, wollt Ihr mehr davon hören, so soll meine Tochter Euch das Lied vorsingen aus Nordland, das die gute Hedda sie gelehrt.

Als Hugo dieß begierig verlangte, holte das Mädchen eine Mandoline, spielte und sang:

Siehst Du jenes Felsenthor  
Schroff und kühn die Zacken heben?  
Wie die Wolken es umschweben,  
Deckend mit dem grauen Flor?

Hörst Du jene Klänge zieh'n?  
Jenes Rauschen in den Zweigen?  
Siehst die Blumen still sich neigen,  
Die im hellen Kranz erblüh'n?

Es ist Norwegs Fürstenschloß,  
Das die Wolken kühn umschleiern;  
Jene Töne, die es feiern,  
Winden aus dem Kranz sich los.

In eine andere Melodie übergehend, sang sie weiter:

Aber da kommen die Stürme gezogen,

Die Alruna gesendet, so schwer —

Schnell sind die Düfte und Klänge verflogen,

Und das blumige Bette so leer!

Arme Hilrada! Entsetzen und Schrecken

Rissen Dich auf aus dem fröhlichen Traum.

Mußte Dein Himmel auf ewig sich decken?

Hüllen auf ewig Dich wogender Schaum?

Und abermals änderte sich die Melodie:

Der Geist der Liebe senkte sich hernieder,  
Und trug gerettet Dich an's Inselland;  
Da blühten Deine Blumen wieder  
Am stillen Strand.  
Und Deine Tage flossen hin im Frieden,  
Den Düften gleich, auf Südens Flur geboren —  
Und wie die letzten Erdenträume schieden,  
Aus Morgenthoren  
Entschwebt ein Seraph, mild und göttlich schön,  
Empor Dich tragend zu Vergeltungs-Höh'n.  
Mit leiser, klagender Stimme fuhr sie fort:  
Du bist gerettet! doch die Tochter weinet —  
Ach! Sie umbraust noch Yngwy's grauer Sturm!  
Einsam harrt sie im öden Felsenthurm  
Ob nimmer nicht der Retter ihr erscheinet.  
Wohl zogen viele Ritter, edle Helden,  
Nach Nordlands Strand, für sie zu Kampf und Streit.  
Den Siegeskranz hielt sie schon oft bereit,  
Doch Keiner konnte noch zu ihm sich melden!  
Hörst du einher sie zieh'n auf dürren Haiden



Alruna's, Yngwy's wilde Geisterschar?

Zum fünften Male kränzt sich schon das Jahr,

Und noch muß Hedda Norwegs Fluren meiden. —

Die Blumen blüh'n im hellen Strahlenscheine,

Zum Vaterlande flieht der Sehnsuchtsblick;

Komm Retter! komm, und führe sie zurück,

Daß ewig trostlos Hedda hier nicht weine! —

### 3.

Wunderbar und tief hatte die sonderbare Weise des Gesanges und diese Worte zu Hugo gesprochen, und seines Gemüthes sich bemächtigt. Es war ihm, als hätte er den Widerhall der Klänge vernommen, die von den Blumen ausgegangen waren, als sah' er von neuem ihr Licht. Lange noch, nachdem das Mädchen geendet hatte, saß er schweigend und denkend da, wie einer sitzen mag, der zu einem männlich starken, aber gefährvollen Entschluß sich sammelt.

Wie denn aber plötzlich, hat einmal er sich begründet in der Seele, jedes Hinderniß dem erhobenen Blick weichen muß, und kühn und kräftig das Gemüth sich erhebt in ernster Stille, wie emporpfeilernde Gewölbe alter Gotteshäuser, so erhob sich nun Hugo und sprach laut, mit fast feierlichem Tone: »Ja! ich will mich Dir weihen und mit Gott Dir helfen!« Und somit schritt er aus der Mitte der ihn umgebenden Hüttenbewohner, die, wie ergriffen von seinen Worten, nicht wagten, ihn aufzuhalten oder einzureden, in die Waldnacht hinaus, die heulend der Sturm durchflog.

Als Hugo nun so hinschritt durch die immer dichter sich schlingenden Zweige, als wollten sie ihm den Weg gewaltsam versperren, sein blankes Schwert in der Hand mit dem Kreuzesgriff, da schien es ihm wohl, als grinnten rechts und links durch die Nacht scheußliche, ungestaltete Larven ihn an mit glühroth funkelnden Augen und gewaltigen leckenden Zungen, die immer näher ihm rauschten, bis sie zuletzt dicht vor ihm in einen Keil den Weg vertraten.

Mit gefaßtem Muthe ging Hugo auf sie zu, hob sein Schwert empor, und stimmte ein frommes Lied an, das einst in seiner Jugend von dem heiligen Bischof Hugo, seinem Pathen, ihn ward gelehrt worden. Und in die Waldnacht hinein flohen die Schreckengebilde mit gellenden, pfeifenden Tönen; vor ihm ebnete sich der Weg, und leise Klänge, wie einer Harfe Accorde, hallten, vor ihm her schwebend, zu seinem Gesange.

### 4.

Wie der Morgen anfang zu dämmern, und flammenden Blitzen gleich des jungen Tages erste Strahlen an dem dunkeln Himmel hinschossen, fand Hugo am Fuße des Felsens, auf dessen Gipfel die Burg der guten Hedda lag. Lauter erklangen die ihn begleitenden Töne, stiller ward das Rauschen im Walde umher, und wie die Morgensonne die hohen Kuppeln und steilen Dächer des Schlosses anfang zu vergolden, da wehten hoch und herrlich über die Mauern freundliche Blumen herab, und sendeten ihre Düfte in das Thal, in dessen verschwiegendsten Schatten die Wohnung eines Einsiedlers lag, der, eben vor dem Bilde des Erlösers kniend, sein frommes Gebet hinanschickte zu dem Throne der ewigen Liebe.

Still beugte hinter dem Greise auch Hugo sein Knie, Segen und Kraft sich zu erlehen zu seinem vorhabenden Entschluß, denn fester nur war noch in ihm der Vorsatz geworden, sein in vergangener Nacht ausgesprochenes Gelübde zu erfüllen. Und wie er noch so lag, erhob sich der Greis und redete zu ihm:

Seyd gegrüßt, Ritter Hugo, der Ihr kommt zu helfen nach echter Ritterpflicht.

Als Hugo verwundert aufstand, wie dieser seinen Namen und sein Wollen wisse, da er doch fremd der Gegend, aus seinem lieben treuen Vaterlande Deutschland komme, um auch den Bewohnern anderer Länder deutsche Tapferkeit und edle Sitte zu zeigen, und hin wieder zu sehen das Gute und Schöne, so unter ihrem Himmel reife, — wie denn von je an es des biedern Volkes Gebrauch war, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen dem fremden Lobenswürdigen, und streben, es auch sich und seiner bescheidenen Kraft und Sitte anzueignen — so sprach der Einsiedler weiter zu ihm:

Es wolle Euch nicht wundern, mein trauter Herr und Held, daß ich Eures Kommens Ursache weiß, so wie Euren edlen Namen; mir haben es die Heddablumen zugesungen, die jetzt so freundlich hell sich zu Euch hernieder neigen, der ihr Ritter und Verfechter seyn will.

Als bei diesen Worten der Alte hinaufzeigte nach der Veste Ringmauern, sah Hugo, wie der ganze Kranz der Blumen ihre im Morgenlichte prächtig strahlenden Kronen und Blätter, vor ihm neigten<sup>9</sup>, und krystallhelle Klänge, so rein wie er nie sie gehört, von ihnen ausgingen durch die Lüfte.

Es fuhr aber der Einsiedler fort:

Allemal, wenn ein kühner Degen mit dem Vorsatze sich der Burg naht, der liebevollen Bewohnerinn zu helfen, die Kinder des hohen Nordlandes aber hinzubringen wieder in die geliebte Heimath, ertönen die blauen Blumen, und Freude lebt in der ganzen Gegend auf. Die sonst traurig und stets schwarz verhüllte Hedda erscheint dann im weißen Gewande und Schleier, den sie wohl auch zuweilen lüftet, und mit ihren sanften Blicken in die Gegend hinabsieht, von wannen er kommen soll.

Es hatte während dem Hugo seine Augen dem Schlosse zugekehrt, und wie in Entzückung verloren stand er jetzt da, denn oben auf der Mauer, zwischen ihren Blumen, ging Hedda im festlich weißen Gewande und Schleier, das ein goldener Gürtel umschloß; durch die blonden Haare wand sich ein Kranz von Lilien. So wie Memubon<sup>10</sup> einst, wenn der Glanz der Morgenröthe ihn umfloß, seliges Entzücken durchdrang, so zogen neue, unbekannte Gefühle, verklärend und verklärt in Hugo's Brust, als Hedda den Schleier hob, und mit ihren blauen Unschuldsgaugen auf ihn hernieder sah.

Weihet mich, rief er niedersinkend aus mit emporgehobenen Armen, Weihet mich zu Eurem Ritter, und mit Gott und der Jungfrau Hülfe, sollen Eure Leiden enden.

Da neigten die Blumen sich abermal vor ihm, Hedda aber sah empor zu dem hellen Himmelsgewölbe mit einem unendlich sehnenenden Blick; dann pflückte sie eine der Blumen, in deren Kelch eine Thräne ihres Auges rann, und über die Felsen herab warf sie Hugo sie zu; und sanfte Lüfte trugen sie den schroffen Hang hernieder zu Hugo hin, der mit glühender Sehnsucht an Brust und Lippen sie drückte.

## 5.

Edler Herr, hob jetzt der Greis wieder an, wenn es Euch recht ist, so will ich Euch nun die Geschichte Hedda's und ihrer Mutter erzählen, denn lange möget Ihr hier nicht weilen, damit Eure Blume, die Führerin und Rathgeberin Euch seyn wird, nicht welke; denn ewig nach dem fernen hellen Norden ist ihr Trieb, und nur in Hedda's Nähe vermag in südlichen Ländern sie zu blühen, und — Hedda seht Ihr nicht eher wieder, bis das Werk vollbracht, und Yngwy's böse Scharen bezwungen sind.

Da setzte sich der Jüngling neben dem Einsiedler nieder, der also sprach:

Hoch oben im Nordland, wo oft zu Tagen die Sonne nicht aufgeht, und an starren Felsenklippen ewige Schnee- und Eises-Rinde sitzt, dann aber wieder es auch gar nicht nachtet, und freundlich hell das milde Sonnenlicht fast ununterbrochen scheint, deckt noch blinder Heidenglaube die Völker, und schwach und sparsam nur sind da die Spuren des Kreuzes und seiner heiligen Lehre, deren Diener und Bekenner oft harte Verfolgungen ausstehen müssen, darum aber nicht weniger treu und fromm an dem einmal erkannten Lichte hängen, als ihre glücklichern Brüder auf milderen Fluren.

Eine solche treue Bekennerin der Christus-Lehre war auch Hilrada, die Gattin Gomarunds, eines mächtigen Fürsten in jenen nordischen Reichen. Durch einen Diener der Kirche, der ausgezogen war, nicht achtend Todesgefahr und Beschwerden, den heiligen Glauben zu jenen entfernten Zonen zu bringen, war Hilrada überzeugt und gewonnen worden, und hing nun mit inniger Verehrung an dem nun ihr gewordenen Lichte, wie denn immer zarte Gemüther, einmal entbunden dem Irrwahn, mit um so heißerer Sehnsucht sich anschließen dem Wahren, vergleichbar wohl der schlanken Rebe, die fest sich um die königliche Ulme schlingt, und zuletzt mit ihr verwächst, so daß nicht sie mag getrennt werden, ohne ihr innerstes Leben zu zerstören.

Schüchtern und geheim hielt Hilrada vor ihres Gatten Augen ihre Bekehrung, denn wohl fürchtete sie seinen wilden und harten Sinn, der gewaltig sich aussprach gegen der Kirche Bekenner, und dem Waghals blutige Götter mehr zusagten, als die sanfte Erscheinung des Erlösers.

Als einst nun, uraltem Gebrauche nach, sie an des Gatten Seite zu Wodans Haine gehen sollte, ein feierlich blutig Opfer dem Götzen zu bringen, vermochte nicht sie dazu sich zu entschließen, sondern bat mit weichen Worten den strengen Gemahl, sie zurückzulassen. Aber Gomarund stand von seinem Begehre nicht ab.

Da holte Hilrada, gedenkend, wie besser es sey zu leiden für den, der ja litt für Alle, als auch nur scheinbar ihm zu entsagen, aus einem Wandschränklein der Christen heiliges Symbol, und hielt es ihrem Manne dar, bekennd, wie nur dem Einigen und Wahren sie dienen könne und wolle, und bat mit treuer Liebe Gomarund, auch seinen Sinn zu wenden, wie sie den ihren gewendet habe zum Höchsten.

Aber Gomarund ergrimmete in seinem wilden Gemüthe, warf schmähend das dargereichte

Crucifix zur Erde, und schwor, ihr schreckenvollen Tod erdulden zu lassen, wenn sie nicht augenblicklich umkehre zu den alten Göttern, die Norwegs Kinder und ihre Väter so lange verehrt; und wie nun Hilrada dieß nicht vermochte, sondern treu blieb den einmal Erkannten, und lieber alles opfern wollte, als ihre gerettete Seele, so ließ Gomarund, grausam und nicht gedenkend der frühern schönen Jahre seiner Liebe, und wie so viele Lebenskränze in sein Daseyn Hilrada ihm gewunden, noch der Frucht, die unter ihrem Herzen reifte, die Unglückliche in ein unbemastet Boot setzen, und den wilden Meereswellen preisgeben, die Norwegs Küsten bespülen, indem er spottend der weinenden, ihre Arme nach Hülfe gen Himmel streckenden Gattinn zurief: Sieh nun zu, ob dein gepriesener Erlöser dich jetzt rettet, und ob vor deinen Psalmen sich die Fluthen ebnet; und dahin flog das Schiffchen vor dem Sturm, in dem kniend, das Bild des Gekreuzigten innig und glaubensvoll ans Herz drückend, Hilrada lag.

Kaum fingen an ihres Landes Küsten sich in Nebel zu hüllen, da ebneten sich die Fluthen, ein leiser Wind trieb schaukelnd das Boot weiter bis zu einer einsamen, von Laubholz schön unkränzten Insel. Dankend dem Gott, der so wunderbar sie gerettet, stieg Hilrada aus, und lebte fortan auf dem Eilande, manches Jahr ihre Zeit theilend zwischen frommen Uebungen und der Erziehung einer Tochter, die wenige Monden nach ihrer Ankunft sie gebar und Hedda nannte.

Es sind aber die Frauen jener Lande von Alters her gar wohl unterrichtet in manchen geheimen und wunderbaren Künsten, und auch Hilrada, wiewohl Christinn nun, kannte und übte sie zuweilen aus. Wenn manchmal freilich es ihr schien, als zieme es sich nicht für eine Bekennerinn des höchsten Gottes, noch durch seltsame Runenschrift und geheime Worte die Geister zu bannen, die Abends und Morgens im Helldunkel über die Erde schweifen; so tröstete sie sich damit wieder, wie ja nur zum Guten ihre Wissenschaft sie anwende, nie für sich selbst und die Befriedigung eigener Wünsche sie brauche, und beruhigt damit, lehrte auch ihrer fröhlich und hold heranwachsenden Tochter sie ihre Kunst.

Wie nun Hedda lieblich, einer Frühlingsblume gleich, erwachsen war, Hilrada aber merkte, daß ihre letzten Augenblicke sich nahten, nahm sie ihrer Tochter Hand, führte sie an den entlegensten Ort des Eilandes in ein stilles Thal, von hohen Felsen umgeben, in dessen Mitte am Rande einer klaren Quelle ein Kranz wunderholder blauer Blumen blühte, wie nur die reinen Lüfte, die im hohen Norden wehen, dessen Kinder sie waren, erzeugen. Hier erzählte sie ihr die Geschichte der Vergangenheit, die bis hierher Hedda ein Geheimniß war.

Als sie geendet, brach sie eine der Blumen, und gab sie der Tochter mit dem Bedeuten: ja wohl sie zu verwahren, denn so lange diese ihr blühte und sich vervielfältigte, und ihren glänzenden Kelch, in welcher Hemisphäre sie auch sey, dem geliebten Heimathslande zuwende, würden nie die Schrecken, die Yngwy, der Sohn Gomarunds und Alruna's — die nach ihrer Verbannung ihr harter Gemahl geehlicht habe, — welches alles sie in den Sternen gelesen, gegen sie ausschicken würde, sie verderben, sondern dereinst durch die Hand eines edlen Helden sie Rückkehr in ihr Vaterland und ihr rechtmäßig Erbe erhalten.

Darauf gebot sie ihr, wenn sie verschieden, sie in das selbst bereitete Grab zur ewigen Ruhe zu legen, sich aber sodann auf einem Kahn, den in einer Bucht sie finden würde, von dieser Insel zu entfernen, um in fremden Landen des Ritters zu warten, der bestimmt sey, Yngwy und seine ausgesendeten Dämonen zu verscheuchen, sie aber und der Christen heilige Lehre in das Reich ihrer Väter einzuführen, und dadurch ein Ende zu machen der Herrschaft jener finstern Geister, die, verbannt aus Europa's andern Ländern, nach den Norden sich gewendet hätten, wo in den steilen Bergeklüften sie ihr unheimlich Wesen trieben.

Nachdem Hedda dieß alles gelobt, die geliebte Mutter aber weinend und im voraus fühlend den

Trennungsschmerz, in ihre Arme geschlossen hatte, schloß Hilrada wenige Stunden nachher ihre Augen dem irdischen Lichte, um das schönere jenseits zu sehen.

Hedda befolgte treu der Mutter letztes Gebot. Als sie den Kahn bestieg, und Abschied genommen hatte von dem geliebten Jugendlande, führten sanfte Winde schnell und freundlich sie an die Küsten Frankreichs, und, obgleich neben und über ihr hoch in den Lüften gewaltige Stürme brausten, und die Wogen wild empört sich hoben, so ebneten wunderbar sie sich doch stets vor dem kleinen Fahrzeuge.

Die Blume leitete mit geheimer Kraft sie hierher nach Bearns Gebirgen und dieser Veste, und als Hedda sie einpflanzte, hat sie zu Tausenden sich vervielfältigt, und strahlt und duftet über die hohen Mauern herab immer sehnsuchtsvoll nach Norden gewendet.

Zwar schickt auch hierher seine Stürme Yngwy, doch vermag er es nur in dunkeln Nächten. Dann verbergen sich traurig die Blumen; wenn aber die sanften Mondesstrahlen die Erde erleuchten, brechen sie wieder auf, und duften und klingen, und in dem stillen Lichte umschwebt Hilrada's Geist schützend die Burg, wo ihr geliebtes Kind wohnt.

Hier hielt der Greis einen Augenblick inne, dann aber fuhr er fort:

Wohl ist schon mancher tapfere Degen ausgezogen, im fernen Norweg für die heilige Lehre und Hedda's Rechte zu kämpfen, doch kehrte noch nicht Einer wieder, und alle fielen, berückt durch Yngwys und seiner Mutter Zauberkünste, ins Verderben, denn treuer Muth und fester Glaube wurzelt nicht immer in der Brust, die Heldensinn durchglüht, und diese nur vermögen das Höchste zu vollenden. Ihr aber, mein Held, ziehet nun fort mit Gott die Straße, die Hedda's Blume Euch zeigen wird, und vertrauet treulich Gott und ihr, so möget Ihr wohl glücklich beenden, was Ihr gelobt.

## 6.

Als Hugo, der in sich versunken und seine Blume betrachtend, in deren Kelch wie ein edler Stein, Hedda's Thräne in mannigfachen, lichten Farben perlte, nun aufschaute und sein Versprechen wiederholen wollte, war Greis und Einsiedler-Hütte verschwunden, an deren Stelle hohe Waldbäume geheimnißvoll rauschten. Betroffen blickte er nun den Felsen empor, da wehten die Blumen noch einmal ihm freundlich zu, dann deckte sie eine dichte Wolke, die wie ein Schleier um die Felsenspitze sich legte, und einzeln drangen nur noch die Klänge zu ihm hernieder.

Desto schöner und frischer erschien ihm aber eine Blume, und wie er so innig sie betrachtete, mit recht liebevollen Blicken, da gestaltete sich in dem spiegelnden Thrämentropfen Hedda's liebliches Bild wie in einem reinen Krystalle, und ihre milden, blauen Augen sahen so treu und freundlich ihn an, daß ein ganzer Himmel in seiner Brust aufging, und sein Wesen in Sehnen und nie gekannten Wünschen sich verlor.

Lieber Leser, Du hast es wohl auch einmal erfahren in Deinem Leben, wie bei dem Anblicken von ein Paar freundlich milden Augen es Dich so sehnsüchtig ergreift, und die Träume Deiner früheren Jahre, die Du in Deinem Unschuldssinn Dir bildetest, dann wieder hervortreten so leicht und doch so kräftig, und Du Dich emporgetragen fühlst, wie auf Wolken aus Gold und Seide gewoben, und wie in solchen Momenten Dir sich das Räthsel Deines Lebens zu lösen scheint, und Du das geliebte Bild, die holden Züge festhältst und immer fester hältst in treuer Brust, wenn sie schon längst wieder Deinen Blicken entschwanden, bis Deine Augen sich mit einer Thräne füllen, die Du selbst nicht weißt, ob der Freude oder dem Schmerz sie angehört, und durch diese

Thräne nur verklärter noch das theure Bild Dir erscheint, und Du wohl versucht wirst, die Arme auszubreiten, um es an Dein klopfend Herz zu drücken.

Sieh, so war Hugo zu Muthe, als aus dem Thautropfen ihm Hedda's Gesicht mit den blauen Himmelsaugen entgegen schien, und Du wirft es begreiflich finden, daß in dieser Minute von neuem er ihr und sich zuschwor: ihrem Dienste und ihrem Heile sich zu weihen mit Anstrengung seiner höchsten Kräfte. Ist Dir aber dies Gefühl, wie wir nicht glauben mögen, fremd geblieben, so wollen wir Dir wenigstens wünschen: daß Du es noch kennen lernest, ehe Alter oder Lebensende Dich überrascht, damit auch Du sagen kannst: »Ich habe gelebt!« denn der Erdengüter höchstes gab Gott doch nur dem, den eine treue Liebe in die Brust er legte. —

Wie nun Hugo so innerlich sein Gelübde wiederholte, sieh, da wandte sich recht frisch und freudig die Blume nach Norden zu, und wie von unsichtbarer Hand ergriffen, fühlte er sich fortgezogen nach der breiten Heerstraße hin, die seitwärts durch den Wald sich schlang.

## 7.

An Norwegs Felsenküsten hob sich furchtbar die Brandung und wilde Winde peitschten das empörte Meer unaufhörlich gegen die steil anstrebenden Klippen, daß schäumend es zurückspritzte, und weithin durch die Berggeklüfte die Echo's den vielfachen Donner trugen, und selbst die rauhen Bewohner erschrocken ihre Hütten suchten und das gastliche Feuer.

Da fuhr Alruna auf den Wogen daher, stolz und sicher wie die Beherrscherinn der Meere. Sie war nach dem fernen Island gewesen, dort, der Wiege alter, grauenvoller Zauberbanne und dem Gewächslande wunderbegabter Kräuter, sich und ihren Sohn mit neuen Waffen zu versehen, um endlich die gehaßte Hedda zu vernichten, und den Widerstand der hellerschimmernden Blumen. Denn nur dann, wenn ihr dieß gelungen, konnte sie mit Sicherheit hoffen, daß Yngwy Gomarunds Erbe ungetheilt besitzen, und nie der gefürchtete Christenglaube im Norden heimisch werden würde.

Oft hatte, sie schon die ganze Macht ihrer Kunst aufgeboten, als Hedda noch bei ihrer Mutter auf der Insel lebte, sie zu vertilgen, aber immer hatte die Wachsamkeit Hilrada's ihre Bemühungen zu Schanden gemacht, und, als diese nicht mehr war, da schlang sich um Hedda jener magische Kranz von Blüten, wie ein undurchdringlicher Wall. Vergebens sendete sie ihre Geister aus, vergebens fuhr selbst Yngwy im Wettersturm daher, über die Ringmauern von Hedda's Veste vermochten sie nicht zu dringen.

Als Alruna's Schiff gelandet war, begab sie sich sogleich in die alte Heldenhalle von Gomarunds Schloß, dort ihr Werk zu bereiten. Kaum aber hatte sie angefangen mit mystischen Charakteren die Wände zu bezeichnen, so entdeckte ihr der in einer Blende eingemauerte Zauberspiegel, wie abermals ein Ritter den Nordlanden zuziehe, ihr und ihrem Sohne das unrechtmäßige Besizthum zu entreißen, und mit den Waffen des Kreuzes ihren Zauber zu zerstören. Hochaufloernd in Zorn beschloß sie, ihn wie seine Vorgänger zu bestriicken und zu verderben.

Nahe schon den deutschen Marken, fröhlich und muthig wie ein Held, und frei umherschauend durch die heitere Morgenluft, zog Hugo daher. Von seinem Helme winkte die Blume, und Töne, wie die Klänge einer Aeolsharfe, umschwebten begleitend ihn und ergetzten sein Gemüth.

Da stellte seinem Auge sich plötzlich ein unerwartet Schauspiel dar. Von dem Abhange eines Berges herab kamen viele prächtig geharnischte, mit Gold und Federn reich geschmückte Ritter gezogen, darauf ein Zug muntere Weisen spielender Geiger, Pfeifer und Trompeter. In der Mitte

der Ritter aber ritt auf einem weißen, zierlichen Rößchen eine tiefverschleierte Dame.

Als Hugo noch sein Pferd anhielt, den bunten Zug zu betrachten, sprengte einer der Ritter gerade auf ihn los, legte seinen Speer ein und sprach:

Edler Herr und Degen, Ihr wollet nicht an uns vorüberziehen, ohne eine Lanze zuvor mit mir zu brechen nach alter Rittersitte.

Gern, erwiderte Hugo, mein hochherziger Fremder, nehme solch gut Werk ich an; und somit legte auch er seinen Speer zurecht.

Da schlossen die Andern, die unterdeß herangekommen waren, einen Kreis um die Beiden; die Dame aber hielt ihren Zelter auf einer kleinen Anhöhe an, dem Kampfe zuzusehen, und als nun die Spielleute anhoben eine muthige Fanfare zu blasen, rannten die beiden edlen Kämpfer getrosten Muthes und mit gewaltiger Kraft auf einander los. Es traf aber Herr Hugo seinen Gegner so arg vor die Brust, daß sinnlos er vom Pferde sank, dieses aber, erschreckt durch den Stoß und seines Reiters erledigt, mit fliegenden Mähnen durch den Kreis brach, und in wilden Sprüngen dem Walde zu setzte.

Eben wollte Hugo absteigen, seinem Gegner beizustehen, als aus dem Kreise Einer hervorritt und sprach:

Wollet Euch nicht bemühen um diesen, für den Andere wohl folgen werden, sondern Euch lieber fest im Sattel und Bügel setzen, denn fürwahr, ich gedenke Euch des Absteigens Mühe zu ersparen.

Ihr scheint Eurer Sache sehr gewiß zu seyn, entgegnete Hugo, doch möchten wir erst es versuchen.

Und abermals gaben die Musikanten das Zeichen zum Rennen, und schneller fast wie der Erste lag der Herausforderer im Sande. Schnell raffte er sich wieder empor, und drang gezogenen Schwertes auf Hugo ein, der kaum Zeit behielt, vom Rosse zu springen, um zur Wehre sich zu setzen.

Schon wollten die Spielleute, in eine andere Weise übergehend, zum ersteren Waffentanze blasen, als die Dame vom Hügel heranritt, und mit majestätisch ernster Stimme: Halt! gebot. Gehorsam und sich verneigend senkten die Kämpfer ihre Schwerter, sie aber sprach also:

Ihr haltet schlecht Wort, Ritter, da Ihr mir gelobtet, nie ohne meinen Willen und nur in meinen Dienste das Schwert zu ziehen.

Worauf der Ritter schüchtern entgegnete:

Gebieterin, vergebt, wenn durch Kampfeslust ich mich hinreißen ließ, zu glauben, Euch zu dienen, wenn die, welche Euch schaden wollen, ich bekämpfe.

Mit einem stolzen und verächtlichen Blicke wendete die Dame sich weg von ihm und zu Hugo, der bescheiden seitwärts stehen geblieben war.

Euer Arm, sprach sie, tapferer Unbekannter, hat in wenig Zeit mir so viele Proben Eures Muthes gegeben, daß ich wohl bitten möchte, ob Ihr mit dieser edlen Schar, die mich hier umgibt, Euch nicht einen wolltet, das mir erkämpfen zu helfen, ohne dessen Besitz nur Schmerz mein Loos ist.

Bei diesen Worten schlug sie ihren Schleier zurück, und sah mit ein Paar großen, schwarzen Augen so bittend und lockend den ganz verblendet dastehenden Hugo an, daß eben er im Begriff war, vor ihr niedersinkend, seinen Beistand und Dienst ihr zu versprechen, als ein wehmüthiger

Klang durch die Luft zitterte, und von seinen Helm die Blume herab zur Erde fiel. Erschrocken hob Hugo sie schnell auf, und sah, wie die Thräne, die immer als ein reiner Krystallspiegel im Kelche der Blume schwamm, sich trübte, gleich als wäre sie mit einem Flor umzogen, durch den matt und weinend der lieblichen Hedda Bild erschien.

Als er so noch betrachtend stand, näherte sich ihm die Dame, und indem sie eine Hand, die wohl die Weiße des Alpenschnees beschämte, sanft auf seine Schulter legte, griff mit der andern sie nach der Blume und sagte:

Gebt mir diese Blume, tapferer Degen, zum Unterpfande, daß zu meinen Ritter Ihr Euch weihet, und wohl, setzte sie verschämt erröthend hinzu, gebe ich Euch mit der Zeit eine andere.

Als sie aber die Blume berühren wollte, schloß diese sich krampfhaft zusammen. Da trat Herr Hugo schnell einige Schritte zurück, und sprach bescheiden, aber ernst:

Vergebt, Dame, daß Euren Wunsch ich nicht erfüllen kann; ein früheres, heiliges Versprechen bindet mich, doch habe ich dieß gelöst, so will ich freudig nach Ritterpflicht mich Euren Dienste widmen, und tausend andere Blumen auf Euern Pfad streuen, nur diese nicht, die mein Höchstes umschließt.

Und somit drückte er voll heißer Sehnsucht seine geliebte Blume ans Herz, die nun freudig sich wieder erschloß, und süße Düfte und Klänge aushauchte, und in ihrem Krystalle das geliebte Bild recht mild und fröhlich zeigte.

Der Dame Antlitz aber hatte bei dieser Rede sich mächtig verändert. Dunkle Blitze innerer Wuth schossen aus den schwarzen Augen, und die vorher sanften und liebreizenden Züge verzerrten sich zu schaurig widrigen Mienen. Mit harter und rauhtönender Stimme rief sie:

Du wagst es, Elender, dich mir zu widersetzen? Zittere vor Alruna's Rache!

Mit ausgestreckter Hand schwang sie ein weiß und schwarz gerändert Stäbchen in so schnellen Kreisen, daß pfeifende, gällende Töne durch die Luft zischten. Da deckte plötzlich sich die heitere Landschaft mit rabenschwarzem Dunkel, das zackende Blitze durchkreuzten, und zum Flammenrade verwandelte, sich das Stäbchen, von dem prasselnd und zischend Feuerfunken auf Hugo zustoben, die umherstehenden Ritter aber zu scheußlichen, mit Geierschnäbeln und Klauen bewaffneten Unholden. Mit krummen Säbeln drangen sie auf Hugo ein, während Alruna mit im Sturm fliegenden Haaren hinter dem Feuerrade stand, und grauenvoll geheime Zauberworte sprach, zu denen die erst fröhlich und lustig klingenden Weisen der Spielleute gräßlich schauervoll, wie nächtlich Eulengekrächze tönnten.

Schnell hatte Hugo sein Schwert erfaßt, und muthig es schwingend rief er aus:

Wohlan denn Zauberinn, für Gott und Hedda!

Da entfaltete sich die Blume, die er noch in der Hand hielt, zu einem leuchtenden Schilde, von dem sanfte Strahlen ausschossen, dem Mondlicht vergleichbar, wenn in tiefdunkeln Nächten die Erde es erhellt, und hinter und über sich vernahm er ein leises Rauschen, als umgeben ihn schützende Zweige. Hochauflatterten die Larven vom Sturm getragen, in ihrer Mitte Alruna. Das freundliche Sonnenlicht sah segnend hernieder, und aus dem Krystall der blauen Blume lächelten klar wie der Himmel, Heddas milde Augen ihn an.



Schon umfingen Deutschlands Gauen, so treu und herzlich, recht wie alte Freunde, unsern Hugo, und weckten und belebten die süßen, heimathlichen Bilder in seiner Brust, so daß ein wehmüthig frohes Erinnern der vergangenen Tage ihn ergriff, und sein Herz sich aufschloß so liebend und warm, und alle zarten Empfindungen seiner Kindeswelt sich wieder in ihm erneuten; da gesellte, als er so einsam daherzog, ein Pilgersmann sich zu ihm, der raschen Schrittes neben seinem Rose her wandelte. Lange ging er schweigend neben Hugo her, der sein Daseyn gar nicht bemerkte, und flüchtig und zerstreut seinen frommen Gruß beantwortet hatte, als der Pilger anhub:

Vergönnt mir, edler Herr, Euch zu fragen, aus welchem Lande Ihr kommt, und woher Ihr die liebliche Blume gebracht, die so glänzend mild von Eurem Helme herab wie eine Sonne edler Steine strahlt. Es will mir bedünken, als könne auf irdischer Flur solch herrlich Gewächs nicht blühen und erstehen, und müßte wohl sie entsprossen seyn einem andern, seligern Lande.

Da betrachtete Herr Hugo den Frager genauer, der so viel Antheil an seiner lieben Blume nahm, denn wohl war sie ihm das Theuerste auf dem ganzen Erdenrunde, seitdem sie ihm die Züge vorspiegelte, welche die süßesten Empfindungen seines Herzens erregten; und da er ein ehrwürdig frommes Greisenantlitz sah, so gewann er schnell Vertrauen, und entdeckte gern und freudig dem Alten, wie er die Blume erhalten, und nun im Begriffe sey, nach Nordland zu ziehen, Alruna's und Yngwys arges Zauberes zu zerstören, die schöne Hedda aber und den heiligen Glauben, zur Ehre Gottes, dort einzuführen.

Höchlich verwundert hatte der Pilger seiner Rede gehorcht, und äußerte nun, als Hugo geendet, wie ein gefahrvoll waglich Unternehmen er vorhabe, denn oft bei seinen mannigfachen Reisen habe er gehört: In ganz Nordland und vielleicht auf der weiten Erde, sey Niemand, der Yngwy und seiner Mutter gleich komme an furchtbar geheimnißvoller Macht.

Mag seyn, entgegnete kühnlich Herr Hugo, damnte auch die ganze Hölle sich mir entgegen, so hoffe ich doch mit Gott zu siegen.

Bei diesen Worten nahm er die Blume vom Helm und drückte sie gegen seine Lippen; der Greis aber schaute gar freundlich zu, und es schien Hugo, als verkläre sich seine Gestalt, und schwebte neben ihm daher, daß kaum die Füße den Boden berührten.

Als der Abend einbrach, und weit und breit im Gebirge, in welches sie mittlerweile gekommen waren, keine Menschenwohnung noch Herberge zu entdecken war, sprach der Pilger:

Wenn es Euch, mein Held, nicht zu gering ist, und Ihr nicht eines armen Klausners Zelle und Mahl verschmähen wollet, so möget Ihr doch bei mir übernachten; denn seitwärts der Straße habe ich vor Zeiten mir eine Hütte erbaut, die aber freilich nun in manchem Jahr ich nicht sah, da die Begier mich ergriffen, meines Herrn und Erlösers Grab zu schauen, woher ich eben zurückkehre.

Da entgegnete der Ritter:

Frommer Vater, gern nehme ich Euer Anerbieten an, doch will es mir scheinen, als bätet Ihr Gäste ohne Haus, dieweil während Eurer langen Abwesenheit die Wohnung wohl längst mag verfallen oder von andern in Besitz genommen worden seyn.

Meint Ihr? erwiderte lächelnd der Greis, nun wir wollen sehen, und somit wandte rasch er sich von der Heerstraße in den Wald, Herrn Hugo winkend, ihm zu folgen.

Sie waren auch noch nicht weit, so fanden sie vor einer kleinen, aus Baumstämmen recht schicklich erbauten Wohnung, unter deren Vorsprung ein Altar mit dem Heilandsbilde sich befand, vor dem ein helles Lämpchen brannte.

Geschäftig war der Pilgersmann, bemüht, seinen Gast zu empfangen, der still verwundert die zierliche Ordnung der kleinen Wirthschaft betrachtete.

Als darauf beim einfachen Mahle Beide saßen, und Herr Hugo auf seines Wirthes Zureden den labenden Becher leerte, langte dieser eine Harfe hervor, und spielte und sang in recht vertraulich alten Weisen manch schönes Lied von edlen Helden und minniglichen Frauen zu seines Gastes großer Freude, der selbst wohl erfahren in der lieblichen Kunst der Gesänge war.

Erlaubt, sprach er, als jener geendet, daß auch ich zum Dank für Eure schönen Lieder Euch eins singe, denn es ist mir eben jetzt recht das Herz dazu erschlossen.

Da holte der Greis noch eine Harfe herbei, und Beide sangen nun im Wechsel den Preis edler Frauen und würdiger Thaten, wie denn der Klang der Saiten am lieblichsten immer das Schöne erhöht.

Den Ritter aber war, als umschwebe bei diesem edlen Spiele wie ein zarter Blumenduft ihn die geliebte Hedda. Den vollen Becher ergriff er, und rief seinem Wirthe zu:

Laßt uns anstoßen und leeren auf meiner Dame Heil und Ihres Rechtes Erfüllung.

Ernst sah der Greis den Jüngling an, griff, statt nach dem Becher, in die Saiten, daß voll und harmonisch sie tönnten, und sang:

Schrecken Dich die Nacht umhüllten Wogen,

Dich die Klippen, Jüngling, nicht zurück?

Rasch erwiderte in eben der Weise Hugo mit begeistertem Tone:

Nein! dem Muthe ist das Glück gewogen,

Und den Kühnen führt der Liebe Blick. —

Abermals sang der Greis:

Willst du die geheimen Mächte zwingen?

Finstern Zauber selbst im Streit besteh'n?

Und wieder entgegnete Hugo, seine geliebte Blume betrachtend:

Meines Lebens Höchstes mir erringen

Will ich, oder kämpfend untergeh'n.

Da umfloß ein leichter Duft die Gestalt des Greises, und um sein Haupt wand sich ein heller Schein. Stark und feierlich griff er von neuem in die Saiten und sang mit einem wunderbar, aus Ernst und Milde gemischten Tone:

Wohl, so ziehe hin mit festem Glauben,

Treu dem Bilde, das im Herzen thront;

Zaubermacht wird dir den Sieg nicht rauben,

Nicht den Kranz, der dich belohnt. —

## 9.

Kaum flammten aus dem fernen Osten die ersten Lichtesblicke empor über die Fluren der Erde, und kränzten die Häupter der Berge mit einer Strahlenglorie, so war auch Hugo schon munter, rüstete und waffnete sich zur fernern Reise. Da trat, wie er sein edles Roß zäumte, sein freundlicher Wirth zu ihm, der heute gar besonders jugendlich und kräftig ihm erschien und sprach:

Ihr wollet mir vergönnen, daß ich Euch begleite auf Eurer weiten Ritterfahrt, und unterwegs Euch handlich bin mit allerlei Dienst, so wie mit der Gabe des Gesanges, die mir der Höchste verliehen.

Da sey Gott vor, entgegnete Hugo, daß ich Euch, mein frommer Vater, als meinen Dienstmann mitnähme, denn eher möcht' es sich wohl ziemen, daß ich Euch diene, denn Ihr mir; doch treibt Euch Eures Herzens Lust und Neigung hin zum fernen Lande, um da vielleicht für unsers Glaubens Ehre zu wirken, so werd' ich hoch erfreut seyn, daß Ihr mich würdigt in Eurer Nähe zu bleiben und gern Euch mein Roß zu Eurer Bequemlichkeit überlassen.

Meint Ihr denn, erwiderte freundlich hierauf jener, daß ein Pilgrim und Sänger nicht auch dafür zu sorgen wisse, wie er fortkommen will, wenn mit einem edlen Helden auf Ritterfahrt er zieht?

Und somit ging er hinter ein dichtes Buschwerk, aus dem er bald mit einem leichten, silberfarbigen Rößlein hervorkam, das gar stolz und keck unter ihm daher schritt. Ueber seine Schultern hing ein zierlich Saitenspiel, in der Hand trug er ein elfenbeinern, künstlich gerändert Stäbchen, in Form eines Kreuzes. Wie nun Hugo sah, daß sein Begleiter so wohl beritten und reisetüchtig seiner bereits harre, schwang auch er sich in den Sattel, und fröhlich trabten sie nun durch den Wald, während Bruder Gerhard, wie der Alte sich nannte, ein frommes und freudiges Lied sang, welches er mit anmuthigem Spiel begleitete.

So hatten bereits mehrere Wochen sie das heilige deutsche Reich durchzogen und näherten sich dem Lande der Friesen, als, eben bei einbrechender Abenddämmerung, Waffengetös und Streiteslärm zu ihren Ohren drang. Schnell wandte Hugo nach der Gegend zu, woher der Schall kam, und Gerhard folgte ihm munter nach.

Nicht lange, so sahen sie einen gar sonderbaren Kampf, wie wohl leichtlich nicht wieder einer gefochten worden. Eine hohe, schwarz gerüstete Rittergestalt, von deren Helm gewaltige Fledermausfittige rauschten, auf einem schäumenden, schwarzen Streithengst, kämpfte mit Schwert und Lanze gegen ein kaum zwei Fuß hohes Zwerglein, das, mit einem kurzen Speer bewaffnet, sich unaufhörlich, rasch wie ein Kräusel in Ringen um den Ritter drehte und ihm manchen herben Stoß beibrachte. Vergebens warf sein hochaufbäumend Roß der Ritter mit Blitzesschnelle herum, und hieb und flach gegen das Männchen; dieses war immer ihm schon

wieder im Rücken und verwundete ihn aufs neue, ohne daß die pfeifenden Hiebe des Ritters es erreichten. Traf ja einmal des Schwarzen Schwert die kleine Gestalt, so beugte er sich wie der Halm vor einer stumpfen Sense, stand aber sogleich wieder aufrecht da, den Gegner zu bestreiten, dessen Rüstung ganz rothgefleckt von Blut schon war.

Wie nun Hugo nicht ohne Erstaunen diesem seltsamen Streit eine Weile zugesehen, so zog er sein Schwert, das kleine Ungethüm verjagen zu helfen, das gar arg dem Ritter zusetzte. Kaum bemerkte aber der Schwarze, wie durch Hugo's Ankunft ihm Erleichterung ward, als er sein Roß wandte und pfeilgeschwind über die Haide dahin jagte, daß hinter ihm die Funken wegstoben. So erzürnt Hugo nun auch war über dieß verrätherische Benehmen, so zögerte er doch nicht, zu dem einmal angebotenen Kampfe sich zu bereiten, aber das Männchen senkte seinen Speer und rief ihm zu:

Warum mischt Ihr Euch in meinen Streit und entzieht jenen Schwarzen seiner wohlverdienten Strafe? Geht Ritter, mit Euch habe ich nichts zu schaffen, nur diesen Yngwy wollte ich bekämpfen, doch, Ihr habt Euch selbst durch Euer Dazwischentreten den größten Schaden zugefügt, denn ohne dieß hätte Euer und Eurer Dame Feind keinen Morgen mehr gesehen.

Schnell, wie er dieß gesagt, war er auch Hugo's Blicken entschwunden, der nicht wenig ärgerlich über sich selbst war, nicht daß den Feind aus Gegners Hand er befreit, sondern daß so nahe er ihm gewesen, ohne mit ihm zu kämpfen.

Wie nun Hugo verdrießlich weiter ritt, nahm Gerhard sein Saitenspiel und fang ihm folgend:  
Daß du dem Feind die Rettungsbrück' gebaut,

Laß dich nicht reu'n;

Ehe noch der Tag zum achten Male graut,

Wird Yngwy nicht mehr seyn.

## 10.

An den Gestaden des Meeres, das Deutschlands nördliche Küsten bespült, stand nun Hugo und sein Begleiter. Ein frischer Südwind schwellte die Segel und hochaufschlug Hugo's Herz bei dem Gedanken: wie er nun bald das ferne Land erreichen würde, das in so manchen wunderbaren Sagen schon in seine Jugend sich verflocht und oft die Träume des Knaben und Jünglings erfüllt hatte.

Es ist, lieber Leser, ein eigenes Gefühl, was in der Brust entsteht, wenn wir zum ersten Male das große, ungeheure Meer ausgebreitet vor uns liegen sehen, wie einen blauen, mit Silber durchwebten Teppich. Die Phantasie trägt uns dann weit, weit über diese spiegelnden Räume hinweg zu fernen, glücklichen Inseln, und die Erde mit ihren Sorgen scheint hinter uns wegzuflihen vor dem neuen, hellen Elemente, das so ruhig und doch so furchtbar groß, so still und unergründlich, wie eine Gottheit, sich den Blicken darstellt, die es nicht zu erfassen vermögen. —

Lustig wogten die Wimpel im frischen Winde, rauschend durchschnitt der Kiel die Wellen, die spielend die Wände des Schiffes schlugen, und als zum dritten Mal die Sterne bleichten und der Tag sein holdes, strahlendes Haupt emporhob, da tauchten aus den Fluthen, wie eine graue Dämmerwolke, Norwegs Felsengestade empor. Hochauf sprang Hugo, als die fernen, schroffen Gebirgsmassen sich seinen Blicken darstellten, und hell wie ein Stern glänzte die Blume von seinem Helme und öffnete recht sehnsüchtig ihren Kelch, als wollte, sie die Luft des Vaterlandes einfangen, und wie Hugo, vor Ungeduld brennend, kaum erwarten konnte, bis die Anker geworfen waren, und nun mit keckem und kühnem Muthes ans Land sprang, da griff der zur blühenden Jünglingsgestalt verklärte Gerhard mächtig in die Saiten, daß es fern durch die Berge schallte und ließ also sich hören:

Willkommen Nordland mir mit deinen Hainen,

Das meines Erdenlebens Jugend sah;

Du warst dem Herzen ewig nah'!

Ach! lange mußst' um dich dieß Auge weinen. —

## 11.

Rüste dich, Yngwy, sprach Alruna, dein Feind ist nahe, und wohl steht ein härterer Kampf dießmal uns bevor denn je. Die Sterne sagen Unglück und verworren kreuzen sich ihre Bahnen.

Da erhob Yngwy sich aus der Königshalle, setzte die Sturmhaube auf mit den großen Fledermausfittigen, und schnallte seinen schweren Panzer an. Und wie er sich aufs Roß schwang und hinab ins Thal jagte, daß unter dem Hufschlage die Felsen ertönten, schwebte über ihn, wie eine Gewitterwolke, Alruna mit fliegenden Haaren, von der Schar ihrer Geister umgeben.

Still und voll freudiger Hoffnung zog Hugo daher und sein Begleiter, der manchmal, wie von einer Erinnerung ergriffen, bald wehmüthig klagende, bald munter erschallende Accorde, seinen Saiten entlockte, zu denen im verwandten Tone die ausströmenden Klänge der blauen Wunderblume sich gesellten. Plötzlich hob Gerhard sein Haupt empor und rief dem Ritter zu:

Alruna naht! Ich hör' die Geister wehen;

Für Hedda Hugo sollst du Kampf bestehen!

Und kaum hatte er es gesprochen, da rauschte über ihnen die Luft, als wenn Sturm durch Waldeswipfel saust, und in mannigfach gräßlichen Gestalten brausten seltsame Gebilde heran, halb Mensch, halb Thier, auf hauenden und stampfenden Rossen, auf Vögeln und Drachen sitzend, mit Schnäbeln, Speeren und krummen Schwertern bewaffnet; mitten unter dem tollen Schwarm sprengte Yngwy einher mit eingelegter Lanze. Hoch in den Lüften aber schwebte Alruna, ihren Zauberstab schwingend und grauenvoll magische Worte sprechend.

Da legte Herr Hugo seine Lanze ein, bezeichnete sich mit dem Kreuz und ritt getrosten Muthes

seinem Feinde entgegen. Hart trafen sie zusammen, daß Halmen gleich die Speere zersplitterten und weithin der Stoß der ehernen Harnische tönte; und als sie ihre Rosse gewendet und mit Erstaunen jeder seinen Gegner noch im Sattel sah, zogen sie die funkelnden Schwerter, und ein wilder, schreckenvoller Kampf begann. Von allen Seiten stürzten die Scharen der Ungethüme mit gräßlichem Geschrei auf Hugo ein, der mit seinem Schilde sich deckend immer nur Yngwy im Gedränge aufsuchte und mit mächtigen Hieben sich Bahn machte durch die Schwärme. Und abermals traf er mit ihm zusammen, da drängten von neuem sich die Larven, die Alruna unaufhörlich antrieb, zwischen ihm und Yngwy, daß dieser wieder ihm entging.

Auf einem Hügel hielt Gerhard seitwärts mit seinem Saitenspiel in der Hand, dem er die süßesten, ermuthigendsten Töne entlockte, die wie lichte Blicke durch die Nacht, fern hindrangen durch das gräßliche Gewühl, das Hugo umgab, und jedesmal, wenn sein Ohr den Klang vernahm, fühlte wie von neuer Kraft er seinen Arm gestählt, und im hellen Glanze, den um ihn her seine Blume verbreitete, war es ihm, als schwebte im Strahlenscheine der Engel, Hedda's geliebte Gestalt.

Vergebens hüllte Alruna die ganze Gegend in undurchdringlich Dunkel, aus dem nur gräßlicher die verworrenen Gebilde hervordrangen; vergebens schickte sie den erstickenden Hauch der brennenden Zone auf Hugo zu, das Blut seiner Adern zu vertrocknen; mit einer sanften Kühle umwehte ihn die Blume und helle Lichtesstrahlen gingen von ihr aus und zerstreuten das Dunkel.

Da erhob sich, von Alruna beschworen, ein schneidender Nordwind, so scharf und kalt, daß Gerhards Töne nicht mehr vermochten, bis zu Hugo zu dringen, und selbst der Glanz der Blume erblich. Mit verdoppeltem Grimme stürzten nun die finstern Rotten auf Hugo ein und hoch in den Lüften sauste über seinem Haupte Yngwys furchtbares Schwert. Schwächer wurden Hugo's Streiche, kaum vermochte er mehr mit dem Schilde sich zu decken, da griff Bruder Gerhard so mächtig in die Saiten, daß schreiend eine sprang, und in diesem Augenblicke war es Hugo, als sähe er in düstern Flor gehüllt, weinend Hedda vorüberfliehen.

Da kam seine alte Kraft wieder; mit dem höchsten Muthe, den Liebe und Verzweiflung geben, stürzte er auf Yngwy los, und von einem mächtigen Hiebe getroffen, sank dieser gespaltenen Hauptes vom Pferde, das erschrocken bäumend, weithin in die Berge jagte; und hell und lieblich erduftete und schien die Blume wieder, und melodisch drangen Gerhards Saitenklänge zu Hugo herüber.

Als aber Alruna ihres Sohnes Fall sah, riß sie wüthend sich das schwarze Haar und stürzte mit gräßlichen Zauberbannen und Flüchen auf Hugo ein. Einem Blitz gleich, sprenkte Gerhard nun daher, und hoch sein elfenbeinern, als ein Kreuz gestaltet, Stäbchen schwingend, hielt er deckend es ihr entgegen. Und zum hellen, flammenden Kreuze ward das Elfenbein umschlungen von blauen, süß duftenden Blumen; das Dunkel und die Wolken schwanden, und mild, wie der Hauch des Ewigen, schien die Sonne vom azurblauen Himmel. Erschrocken und entsetzt flohen die Scharen der Ungethüme heulend den nördlichsten Wüsten zu, Alruna mit ihnen; dort in ewigen Dunkel, um nimmer aufthauende Eisesklippen schwärmend, vergebene, fruchtlose Rache zu brüten.

## 12.

Fernher tönten gewaltige Klänge kriegerischer Hörner und Trompeten. Da schaute Hugo auf, der, staunend ob seines Sieges und wie vor der hehren Erscheinung des heiligen Zeichens, so schnell die Nachtgestalten entschwanden, mit den Augen ihnen gefolgt war, und sah eine stattliche Schar

edler nordischer Degen daher ziehen mit freudigem Ruf und dem Gesange alter Scaldenlieder. Sie hatten von den hohen Berggipfeln und Burghalden den Fall Yngwy's, die Flucht Alruna's gesehen, und froh, endlich erlöst zu seyn von Beider Tyrannenjoch, kamen freudig und ehrfurchtsvoll sie heran, den edlen Sieger zu begrüßen.

Hugo aber lehnte demüthig bescheiden den Dank ab und zeigte auf das herrlich im Sonnenglanz strahlende Kreuz, vor dessen Macht allein die unholden Schwärme geflohen wären. Wie nun die edlen Nordlands-Krieger sich vor dem Symbol des Einen und Wahren beugten, da hob es sich glänzend und flammend in die Höhe, von lichten Silberwolken getragen, und melodische Gesänge, wie der Sphären ewige Harmonien, schwebten von ihm hernieder, bis es vor den Menschenblicken im reinen Aether sich verlor. Auf der Stelle, wo es stand, pflanzte Hugo seine Blume ein, die, schnell in einem Busch erblühend, sich ausbreitete, freudig die blauen Kronen und duftenden Kelche der geliebten, heimathlichen Luft zuwendend.

Und wie die Blumen nun so herrlich sich erschlossen hatten und Alle freudig bewundernd da standen, trat aus ihrem hellem Gewinde schön, wie eine verklärte Lichtgestalt, Hedda hervor, geschmückt mit allen Reizen der Schönheit und Unschuld. Nach Hugo breitete sie die holden Arme aus, und wie dieser, im schüchtern nur geahndeten höchsten Entzücken des Lebens, im seligen Vergessen der Erde, sie umschlang und an das heiße, klopfende Herz drückte; da trat der Pilgrim zu ihnen heran und legte segnend seine Hände auf sie.

Wie sie aber auch ihn umschlingen wollten, den sie für ihres Glückes Schöpfer erkannten, da wandelte sich seine Gestalt und Hilarada stand vor ihnen, im Arm das tönende Saitenspiel. Einen Augenblick stand sie neben ihnen, dann griff sie sanft in die goldenen Saiten, und langsam in Nebelduft zerfließend sang das leuchtende Phantom:

Die Liebe stellt die Nachtgestalten schwinden,

Am Kreuzesstamm erblüht ein neues Leben.

Kann Liebe auch sich reiner wo verkünden,

Als wo sie weihend Alles hat gegeben?

Sie strahlt herab im Glanz von tausend Sonnen;

Mich ruft sie hin zu ew'ger Freuden Bronnen.

**2.**  
**Gustav und Ida.**

Eine Erzählung.



## 1.

»Willkommen mir, stille Nacht, die du deinen Mantel um die ruhende Schöpfung hüllst, wie eine sorgende Mutter. Jetzt träumen Tausende einen schönen, lichten Traum, der auf einige Stunden doch die Last der kalten Wirklichkeit ihnen abnimmt, bis die Morgenröthe wieder sie zurückführt an das harte Tagewerk, an dem so oft die Herzen brechen.«

Also sprach Gustav, an einen Felsenblock gelehnt, in die milde Sommernacht schauend. Sein warmes, tiefes Gefühl, seine bewegliche, blumenreiche Phantasie, ließen höchst selten ihn den gebahnten Mittelweg finden, auf dem der große Haufe so gemächlich seine Tage hinschleudert. Sein Künstler-Talent — er war Musicus — sicherte seine Unabhängigkeit und begünstigte seine ausschließende Neigung zu einem unstäten Leben. Bittere Erfahrungen, wie es denn nicht anders bei einem so beweglichen Menschen seyn konnte, hatten sein Gemüth reizbar gemacht, und nur die große Portion leichten Sinnes, die in ihm lag, behüthete ihn bisher dafür, ein finsterer, abstoßender Träumer zu werden. Unwillkührlich riß ihn oft der Strudel der Freude mit fort, dann schloß er mit seiner ganzen, warmen Lebendigkeit sich auf und an, um — seine gemachten Erfahrungen zu wiederholen und einige Zeit dann schmerzlichem Trübsinn sich hingegen zu sehen.

In dem Augenblicke, da wir ihn hier finden, war er auf einer Reise durch die herrlichen Gegenden Frankens begriffen, wo er, verlockt durch die Reize der gleich schönen Nacht und Natur, die einbrechende Finsterniß vergaß und seinen Träumereien sich überließ. Immer tiefer verwickelten sich seine Gedanken, immer mehr entschwand ihm das Gegenwärtige, verlor er sich im Anschauen der Unendlichkeit, da trafen die leisen Klänge einer Gitarre sein Ohr, die wie auf Windes Fittigen herüber zu schweben schienen über den dunkeln Strom, der das Thal durchschlängelte. Bald vernahm er auch begleitenden Gesang, der wunderbar des Einsamen Herz ergriff. Behuthsam näherte er sich dem Wasser, deutlicher schlugen die süßen Accorde an sein Ohr, seine Neugier stieg aufs höchste. Im Schimmer des Mondes entdeckte er eine Stelle im Fluß, die den Durchgang zu erlauben schien — kühn wagte er sich hinein, bald stand er triefend am jenseitigen Ufer — aber die Töne waren verklungen und nur des Windes Athem lispelte durch die Bäume.

Höchst unmuthig wanderte er eine Zeit lang am Ufer auf und nieder, horchte bei jedem Schritt, aber Gesang und Gitarre schwiegen.

Unter diesem Suchen und Irren war es dunkler geworden, trübes Gewölk umgab den Sternenhimmel und des Mondes Scheibe verbarg sich hinter die Riesenschatten der Berge. Vergebens suchte Gustav die Furt im Strome wieder, zu wenig hatte er auf die Umgebung gemerkt, um in der immer zunehmenden Finsterniß den Rückweg finden zu können, und es blieb ihm nur die Wahl, durch ein am Ufer fortlaufendes Gehölz sich einen Pfad zu Menschen zu suchen oder die Ankunft des Morgens im Freien zu erwarten.

Er wählte das erstere, tappte brummend und ziemlich verstimmt in das Holz hinein, stieß oft mit der Stirn an einen überhängenden Ast, stolperte noch öfter über die knorrigten Wurzeln der alten Eichen, und hielt auf dieser Wanderung der heiligen Nacht einen Panegyricus, der seltsam abstach gegen seine kurz vorher über sie gehegten Gedanken und Worte.

Auch über die Töne, die erst so wunderlieblich zu seinem Herzen sprachen, ergoß er jetzt seine Galle, und die unbekanntes Sängerin, die sein inneres Auge vorher in der Glorie der holdsten

Reitze sah, verwandelte jetzt sich in eine Unholdinn der Wüste, die mit tückischer Schadenfreude den nächtlichen Pilger in bodenlose Sümpfe lockt.

Seine rege Phantasie arbeitete diese Vorstellung mit vieler Emsigkeit aus, und jedes neue Bild, das die Zauberinn geschäftig vorspiegelte, veranlaßte ihn zu einer ziemlich ungalanten Apostrophe auf das weibliche, und vielen sehr wahren auf sich und sein eigenes Geschlecht.

Mitten im Laufe dieser Herzens-Ergießungen fühlte plötzlich die Stirn unseres Wallers sich von einem festen Körper unsanft berührt, den er — der betäubende Stoß beraubte ihn einige Augenblicke jeder andern Reflexion — für ein Felsenstück hielt, von der Hand bössartiger Dämonen zu seinem Verderben ihm in den Weg geworfen. Bald aber überzeugte er sich vor einer Mauer zu stehen, die einem Garten zur Umzäunung zu dienen schien.

Hatte gleich das erste Zusammentreffen mit dieser Steinmasse nichts Angenehmes für Gustav, so eröffnete es ihm doch auch die Aussicht, in der Nähe von Menschen zu seyn, ja vielleicht gar doch noch die Bekanntschaft der lieblichen Sängerrinn machen zu können, deren Bild wieder mit blühendem Farben sich ihm darstellte, als wenige Momente vorher.

Vorsichtig ging er nun die Mauer entlang, wo möglich einen Eingang zu entdecken, doch bald hemmte ein tiefer Graben seinen Weg und es blieb kein ander Mittel ihm, falls er nicht im Angesicht des ersehnten Hafens dennoch unter freiem Himmel übernachten wollte, einen Uebergang zu versuchen. Die Höhe der Mauer war nicht beträchtlich, eine etwas verfallene Stelle leicht aufgefunden und mit einem raschen Sprunge saß Gustav auf derselben. —

Schon wollte er den andern Fuß nachziehen, schon sah er sich im Geiste der Sängerrinn gegenüber, die, erstaunt über diesen unverhofften Besuch, geschmeichelt durch die Mühe, die er sich gegeben, sie zu finden, liebeich ihn bewirthete, und wie Armida den bezauberten Rinaldo der Erde schönste Freuden ihn ahnden ließ — als plötzlich Doggengebell sein Ohr traf, und, ehe noch der Besinnungslose den schon in Feindesland hängenden Fuß zurückzuziehen vermochte, grimmige Zähne sein Bein verletzten.

Wer schildert hier des armen Gustavs Lage, seine Verzweiflung, seinen Schmerz! Wer die Reue, die ihn befiel, so unbedacht durch einige leichte Klänge sich verlocken zu lassen; wer endlich die Scheltworte, die Schmeicheleien, die Lockungen, die er an die Dogge verschwendete, im eigentlichen Sinne des Wortes, denn, gleich vielen Kritikern und Philosophen gewisser Schulen, war dieses Vieh taub gegen jeden vernünftigen Zuspruch. Nichts half, immer tiefer drückte sich der Zahn des Unthiers ein, und weit und breit war kein rettender Genius.

Laut ließ er zwar seine Stimme ertönen durch Feld und Wald, aber nur das Echo erwiederte sie. Vergebens entriß der gänzlich Unbewaffnete der Mauer manchen Stein, den er von seinem erhabenen Sitze herabschleuderte auf seinen Feind; die Hand der Natur schien ihn mit einem Felle begabt zu haben, so undurchdringlich, wie die Stirne des Verfassers der neuesten Offenbarungen.

## 2.

Also saß rettungslos der Held unserer Geschichte, der Schmerzensmann, zwischen Himmel und Erde, festgezaubert wie Prometheus und zerfleischt wie dieser von einem Unthier, da ertönte durch die grause Nacht ein lieblich Stimmchen, Engelslaut dem Dulder. »Timur! Timur!« rief die Stimme in der Nähe, und gehorsam ließ Timur seine Beute fahren und sprang der Retterinn entgegen. —

Schnell, zog Gustav das leidende Glied in die Höhe, nicht eines neuen Anfalls gewärtig zu seyn und strengte umsonst seine Augen an, die Nahende zu erblicken, da dieß aber durchaus nicht gelang, so hob er wie folget zu sprechen an:

»Holde Schöne, verzeihet einem verirrtten Pilger, der, von der Nacht überfallen, Eure Ruhe stört, und auf einem etwas ungewöhnlichen Wege den Eingang hier suchte. Zufrieden, in der Nähe von Menschen zu seyn, würde ich mich in diesen Garten gebettet haben, den Morgen zu erwarten, hätte nicht Eures Hundes Grimm mich genöthigt, Hülfe zu begehren, wo Ihr denn wie ein rettender Genius mir erscheint.«

»Aber wer sind Sie denn und wie kommen Sie hierher?« erscholl es zurück.

»Dieses hier zu erzählen, dürfte zu weitläufig seyn, auch ist in der That, ich gestehe es, mein Sitz nicht so behaglich, daß ich nicht gern ihn bald verlief. Erlaubt mir denn, daß ich mich nahe, vor allem aber beschwichtigt den Cerberus, der hier, nicht wie in der Fabelwelt, finstere Schatten, sondern des Lebens schöne Blüthe bewacht.«

»Kann ich auch trauen und ist es wahr, was Sie erzählen?« kam die Erwiderung.

»Wahrheit spricht mein Mund und trauen könnt Ihr mir wie Euch selbst,« — fügte mit bescheidenem Lobe Gustav hinzu — »auch bin ich lahm und ermüdet, und zum Ueberfluß ist ja in Timur ein unerbittlicher Wächter Euch zugesellt.«

Nach einigen Einwüfen von der einen, und Versicherungen von der andern Seite, streckte sich endlich eine Hand die Mauer empor, ihm herabzuhelfen, von deren sanfter Weiche Gustav einen sehr vortheilhaften Schluß auf das übrige Dehors seiner Befreierinn machte. Mit einem Satze war er im Garten und — in den Armen des Mädchens, die erschrocken laut schreiend zurücksprang. Laut knurrte der kaum besänftigte Timur, der Listige aber schob auf seinen verwundeten Fuß die Schuld so natürlich, klagte so rührend, daß die entzogene Hand zur Stütze und Führerinn ihm wieder gereicht wurde.

Mit Wärme drückte er die Dargereichte und begann mit vielem Pathos die Erzählung seiner Abenteuer von dem Augenblicke, da er gelockt durch die süßen Töne, die Fluthen durchwatete, bis zu dem, wo aus Timurs Rachen die holde Begleiterinn ihn erlöst und er endlich den Lohn aller Drangsale ernte.

Bei diesen Worten schlang er dreist seine Rechte um des Mädchens schlanken Leib und drückte, ehe sie es wehren konnte, seinen Mund in die Rosen ihrer Lippen. Zürnend stellte die Nachbarinn das Ungeziemende seines Betragens ihm vor, erinnerte an sein gegebenes Wort und den begleitenden Wächter; Gustav aber sprach mit dem Dichter:

Der hat nie das Glück gekostet,

Der die Frucht des Himmels nicht

Raubend an des Höllenflusses

Schauervollem Rande bricht.

Hierauf ließ sich nun freilich nichts erwidern, die Schöne aber eilte mit geflügelten Schritten weiter, nicht achtend der Klagen des Hinkenden, und so standen sie nach einigen Minuten vor

einem ansehnlichen Gartenhause, dessen weißgetünchte Wände wie leichte Schatten durch die sternenlose Nacht blinkten.

### 3.

Eben wollte Gustav mit seiner Befreierinn in die geöffnete Hausthür schlüpfen, als ein Fenster sich aufhat und mit Flötentönen eine Stimme fragte:

Bist Du es Amalie? Du bleibst so lange und Timur bellte so sehr.

Ich bin es, erwiderte die Gefragte, und bringe Gesellschaft mit, einen Fremden, der sich verirrt.

Das Fenster schloß sich, Lichter eilten hinter den dunkeln Scheiben weg und ein reich gekleideter Diener stand vor dem geblendeten Gustav, der überrascht eine Entschuldigung seiner Störung hervor stotterte.

Die Charis, die den Dulder bis hierher geführt, war entflohen, an ihrer Stelle stand der Parzen eine und nöthigte unter wortreichen Complimenten, hereinzutreten und zu befehlen, was ihm mangle. Unmuthig folgte Gustav der Redseligen, trat in ein elegant verziertes Gemach und bat um Speise für seinen verlangenden Magen, um Heilmittel für den verwundeten Fuß. Der Diener eilte das Gewünschte zu holen, die Duenna unterhielt aber mit einem Strom von Beredsamkeit den Ermüdeten.

Gestärkt durch die Kraft des Kochs, erheitert wieder durch den endlichen Abzug der Alten und eine Flasche edlen Weins, erfuhr Gustav von dem dienstbaren Geist hinter seinem Stuhl, daß Ida von Auenfeld die einzige Tochter des verstorbenen Grafen, daß Amalie Eichen ihre Gesellschafterinn, oben benannte Duenna aber ein altes Stiftsfräulein sey, die zum Schutz und Trutz gegen Lästereien, Tisch und Einsamkeit mit Ida theile.

Bald sank Gustav in die seidenen Kissen seines Lagers. Träume mancher Art umgaukelten ihn; oft hörte er noch die verführenden Töne über die stille Fluth hinschweben, er durchschnitt den Strom noch einmal, jenseits winkte zauberisch lächelnd die Sängerin, schon breitet er die Arme aus, sie zu umfassen, da fühlt er Timurs Zahn in seinem Bein, sich aber auf der scharfen Mauer. Unmuthig wendet er sich um, von neuen spiegelt der Traumgott ihm liebliche Gesichte vor, an einen schönen blühenden Busen wähnt er zu sinken, da umfassen ihn die dürrn Arme des Stiftsfräuleins und ihre welken Lippen berühren seinen Mund.

Schauernd rafft er sich auf, die Sonne stand schon hoch, der Diener von gestern aber vor seinem Lager, sich zu erkundigen, wie er geruht und zu fragen: ob die Damen mit dem Frühstück im Park seiner warten dürften.

Mit einem Sprunge war Gustav aus den Federn, bald der Anzug vollendet und er vor den Damen in einer Eremitage.

Amaliens Wangen übergieß eine sanfte Röthe bei seinem Anblick, denn sie dachte seiner gestrigen Dreistigkeit, Ida aber lächelte mild, wie die Frühlingssonne, als Gustav, auf ihr Begehren, sein nächtliches Abenteuer wiederholen mußte, das ihm, wie er versicherte, jetzt eben die schönste seiner Lebensstunden verschaffe. Herzlich bedauerte sie, durch ihr Spiel ihn in Gefahr gestürzt zu haben, er aber segnete sein Geschick nochmals, das durch Stromes-Wellen, durch Nacht und Unthiers Rachen hierher ihn geleitet hatte.

### 4.

Schnell entflohen unserm Gustav in diesem Zirkel die Stunden, und freudig nahm er die Einladung seiner holden Wirthinn an, einige Tage zu verweilen.

So wie in den Kreisen der großstädtischen Gesellschaften man leichter an einander vorüber gleitet, weniger sich bemerkt und anschließt, weil stets neue Erscheinungen sich darbieten und die Aufmerksamkeit ablenken, so ist es im Gegentheil mit dem gesellschaftlichen Leben auf dem Lande. Hier, auf die wenig wechselnde Umgebung beschränkt, lernt in kurzer Zeit man sie genau kennen, und mit Innigkeit hängt bald sich das Herz an das Gewohnte. Tritt dann einmal ein Fremder in den kleinen Kreis, so schließt sich auch an ihm, gewohnt der offenen Mittheilung, gar bald und schnell der Sinn, besonders wenn er vermag, das auf ihn gerichtete Interesse festzuhalten und theilnahmenvoll den Theilnehmenden sich hinzugeben.

Es bedurfte daher nur weniger Tage, um Gustav in dem Hause der liebenswürdigen Ida einheimisch zu machen, und mit wahrhaften Erschrecken über den schnellen Flug der Zeit, bemerkte er am Schlusse der Woche, daß sein erst sich gesetztes Ziel bereits überschritten war. Gerne hätte er diese, ihm so heiter entschwundenen Stunden, wieder zurückgelebt, denn unerfreulich zum ersten Male war ihm der Gedanke der Trennung geworden, ihm, den sonst nichts fesselte und dessen die Ruhe fliehender Geist bisher nur im ewigen Wechsel sich heiter fühlte.

Auch Ida gedachte nicht ohne ein leises Gefühl von Mißbehagen an die so nahe Abreise eines ihr werth gewordenen Gesellschafters, der durch seine Bildung und Gewandtheit die ziemlich monoton dahin gleitenden Tage angenehm belebt, und für den in ihrem Herzen anfang, leise und schüchtern vor dem eigenen Blick, eine Stimme zu sprechen.

Ziemlich einsylbig brachte daher die kleine Gesellschaft, gegen sonstige Gewohnheit, den Abend vor dem zur endlichen Abreise bestimmten Tage zu. Jeder war zu sehr mit sich selbst, mit Erinnerung und Zukunft beschäftigt, als daß ein allgemeines und interessantes Gespräch hätte Fortgang haben können, obgleich Alle sich recht sichtlich Mühe gaben, den sonst so fließenden Unterhaltungston herbei zu führen und fest zu halten, da Jedem, durch die immer sich erneuernden und verlängernden Pausen, das Unbehagliche nur fühlbarer wurde. Dem Stiftsfräulein allein war die gewöhnliche Beweglichkeit der Zunge geblieben, da aber heute noch weniger wie sonst, ihre Gespräche Eingang fanden, so ermüdete die Unermüdliche endlich auch, und begnügte sich von Zeit zu Zeit, eine Apostrophe an ihren schnarchenden Mops zu richten.

Man sollte, unterbrach endlich Gustav das lange Schweigen, nicht, wie so häufig fast allgemein geschieht, das Loos des Reisenden so unbedingt ein fröhliches, über die gewöhnlichen Lebensverhältnisse schön hervorragendes, nennen, da er so häufig in den Fall geräth, einen schnell vorüberfliehenden Genuß durch langes schmerzliches Andenken bezahlen zu müssen, ja sich ihm selbst in dem Augenblicke des Besitzes immer schon der Gedanke an das Bevorstehende aufdringt, und er daher gewissermaßen ein immerwährend Verlierender ist.

Wer, erwiderte Amalie, ist nicht in gleicher Lage, wie Sie die des Reisenden allein schildern, und wem kann sich nicht die Idee des Wiederverlierens bei jedem Besitz, oder bei jeder erscheinenden Freude darstellen? — Lieber möchte ich behaupten: daß das Loos des Reisenden gerade auch hierin Vorzüge darbietet, die andern Lagen mangeln, und er daher sorgloser und heiterer den sich anbietenden Genuß ergreifen kann.

Allerdings, fiel Ida hier ihrer Freundinn ins Wort, denn, zeigt sich bei ihm gleich näher das Ende

der Gegenwart, so winkt ihm auch desto freundlicher die Hoffnung, recht bald bei veränderter Umgebung das Verlorene in neuer, vielleicht anmuthigerer Gestalt wieder zu finden, auch hat Gewohnheit, die so oft auch selbst Kleinigkeiten den Herzen theuer macht, über ihn seine Gewalt.

Abgerechnet, sprach Gustav, daß diese Hoffnung, die Sie erwähnen, wie so viele andere, ewig nur Hoffnung bleiben kann und sich zu dem Gefühl des Verlustes auch noch das der Täuschung gesellt, so kann es durchaus doch nur untröstlich und schmerzhaft seyn, in einem immerwährend wechselnden Zustand von Verlieren und Erwarten sich zu befinden, da das Schwebende dieser Lage gar keinen Ruhepunct erlaubt, und man so auf einem bewegten Meere sich zu befinden scheint, wo man bald hoch empor gehoben, bald tief herabgestürzt, nur bei dem nächsten Steigen das nahe Sinken im Voraus fühlen kann.

Für den flüchtig Reisenden, nahm Ida wieder das Wort, der rastlos nur von einem Orte zum andern eilt, mag Ihr Bild passen, weil bei diesem schwerlich ein anderer Zweck denkbar ist, als eben in dieser beweglichen Unruhe Ruhe zu suchen — doch nicht dürfte es bei dem Manne seyn, der ein bestimmtes Ziel Anfangs sich gleich nahm, da dieses dann als die Hauptepoche und der Strebepunct seines Beginnens ihm immer vor Augen bleibt, und er die sich außer und zwischen dem darbietenden Gegenstände nur als Episoden zu betrachten hat, die mit leichter Unbefangenheit sich an den Hauptfaden anknüpfen, wodurch auf eine ungesuchte und daher desto willkommenere Weise die Monotonie schwindet, die selbst bei den interessantesten Dingen auf Augenblicke sich einstellen kann, wenn nicht dann und wann eine Anregung von Außen sich einfindet.

Ja, und diese Lebensmonotonie, fiel Amalie hier mit dem ihr so eigenen Gemisch von Wehmuth und kindlicher Fröhlichkeit ein, ist gerade das Uebel, zu dem nur uns Frauen das strenge Schicksal verurtheilt, und von dem sie, wie von so vielen andern Erdenübeln, die Herren der Schöpfung mit Vorliebe entbunden hat.

Rechnen Sie auch, entgegnete Gustav, als Wirkung dieser, der Alma mater beschuldigten ungerechten Strenge, den eigenen, ruhigen Reitz, das Stillleben der holden Weiblichkeit im begränzten, aber liebevollen Kreise des Hauses und der Familie, den das aufblühende Mädchen mit sich hinüber nimmt in den Frauen- und Mutterstand, und der um sie einen dauernden Kranz lieblicher Blumen windet, wenn schon längst in der Flucht der Jahre alle andern ihr verblühten?

Nach einer augenblicklichen Pause, in der Amalie die kleine Verwirrung nicht ganz verbergen konnte, in welche der leise Vorwurf dieser Frage sie versetzte, wendete sie sich wieder gegen Gustav und sprach:

Wenn ich auch so demüthig-stolz bin, den in Ihrer Frage aufgestellten Satz gelten zu lassen, so werden Sie mir dagegen zugestehen müssen, daß dieses gepriesene, im stillen Reiz der Häuslichkeit verborgene Glück, wohl auch Ihrem Geschlecht zu Theil werden kann, sobald nur den Sinn dafür in ihrer Brust sie erwecken. Aber eben dieser Sinn, den Sie auch in der Männerbrust zu finden glauben und voraussetzen, da in der eigenen er liegt, ist es, der uns fehlt, und so uns eine Glücksquelle mangelt, die um so reiner ist, je stiller und anspruchloser sie dahin fließt.

Ich sehe wohl, fiel lächelnd Ida hier ein, daß beide Theile nur darum sich nicht vereinigen, um durch gegenseitigen Widerspruch sich recht anschaulich machen zu lassen, wie groß eines Jeden eigenthümliches Glück über das des Andern hervorragt.

Lebhaft wurde sie hier von Amalien und Gustav unterbrochen, die nicht übel Luft zu haben,

schiene, schnell sich zu vereinigen, um gemeinschaftliche Sache gegen sie zu machen.

Wenn ich hoffen darf, nicht zu ermüden, sprach endlich Gustav, so wollte ich wohl eine kleine Skizze mittheilen, die, in einer einsamen Stunde entstanden, näher andeuten wird, was ich empfinde.

Bei diesen Worten zog er aus seinem Portefeuille ein Papier hervor, und fing, nachdem die Damen ihren Wunsch um Mittheilung geäußert hatten, Folgendes zu lesen an:

In wilder Unordnung brausten die Elemente durch einander; kämpfend rangen sie, suchten sich zu scheiden und zu bilden, aber in formlose Massen stürzten stets die gährenden Stoffe zurück; ein schauervolles Bild ungezügelter Kräfte. Dichte, undurchdringliche Finsterniß umhüllte das Ganze und vermehrte seine Schrecken. —

Da durchging Wischnu seine vielfachen Verwandlungen<sup>11</sup> und es strahlte die erste Morgenröthe. Die Elemente sonderten und setzten sich ab, die Erde grünte, die Wasser bespülten und tränkten die Küsten und Länder, zum blauen Dom wölbte sich der Bogen der Lüfte mit Sternen ohne Zahl bedeckt, und mildes, erwärmendes Feuer entfloß der Sonne. Aber die Erde war leer und unbewohnt, und noch schlug kein Herz in das fröhlich heitere Leben.

Da warf der Gott von den Gebirgen herab ein Blatt in die wogenden Fluthen und es trieb fort auf den Wellen; aus dem Blatt aber keimte eine Blume empor, und aus der Blume der erste Mensch. Und er trat an die grünende Küste, und freute sich des neuen, jugendlichen Daseyns, und lagerte sich in das schwellende Grün und in die duftenden Schatten der Bäume. —

Aber nicht lange war es, da erwachte eine gewaltige Unruhe in seiner Brust, und es trieb ihn fort und fort hinaus aus den friedlichen Schatten. Wohl schmerzte es ihn, wenn er schon den Fuß erhob, diese stillen Gegenden zu verlassen, aber immer stärker und mächtiger wurde die Sehnsucht nach dem Unbekannten, nach dem Fremden und Fernen in ihm, und er vermochte sie nicht länger mehr zu unterdrücken. —

Mit Thränen in den Augen, mit Schmerz in der Brust, verließ er sein blühendes Thal, und wandte sich zu den fernen, in blauen Düften schwimmenden Bergen. Dort hoffte er, zu finden, was ihm fehlte, was ihm vorwärts trieb, und wofür er keinen Namen hatte. Als er sich aber den Gebirgen genah, da umfingen ihn steile, himmelanstrebende Felsenwände und verwachsener Wälder düstere Schatten. Sein Ohr schreckte der Donner stürzender Waldströme, sein Auge gähnende Klüfte, und er sah wohl, daß hier das nicht war, was er suchte.

So wanderte er fort und fort mit stets neuen Hoffnungen in der Brust, welche die immer sich vor ihm ausbreitende Ferne neu erzeugte — und immer fand er sich getäuscht. Da gesellte sich zu dem Schmerz betrogener Erwartung, die Sehnsucht nach dem Verlassenen, aber zu spät! Er konnte den Rückweg nicht mehr finden. Die blühenden, lachenden Gegenden, die mit unwiderstehlicher Kraft ihn immer vorwärts gezogen hatten, waren verschwunden, und er sah nur eine öde, freudenleere Wüste, so weit das Auge trug. Die heitern Bilder waren entflohen, das gräßliche Gefühl der Täuschung geblieben! —

Weinend warf er sich in den brennenden Sand der Wüste, und klagte laut sein Geschick an. Und als Wischnu seines Lieblings Klagen vernahm, da jammerte es ihm und er beschloß zu helfen, denn ohne eigene Schuld war der Mensch in diese Lage gerathen, da im Keim seines Entstehens der Grund lag, daß eine nimmer rastende Unruhe ihn treiben solle zum Fernen und Unbekannten hin, damit er nicht versinke in Abspannung, und seine hohe Geisteskraft sich verzehre und verderbe, wie das Meer verderben würde, wenn wohlthätige Stürme es nicht bewegten.

Und Wischnu pflückte eine Blüthe von einem Baum und hauchte sie an, und im reinsten Glanz vollendeter Schöne stand das erste Weib da. Um sie herum blühte die Flur in erneuter Pracht, und milder wehten die Lüfte durch die Gefilde, die sie betrat. Wohl lachte auch ihr die Ferne, aber nicht jene tobende Unruhe stürmte in ihrer zartern Brust; es war das Sehnen einer reinen Seele nach dem Hohen und Schönen, die das Naheliegende aber darum nicht vergißt. Ihre Hände bogen die üppigen, überhängenden Zweige zu einer Laube, die einzelnen Blumen wand sie zum Kranz; in erfreulich heitere Ordnung und Einheit verwandelte sie das Zerstreute und Getrennte. —

Da nahte sich dem stillen Eden mit wankenden, trostlosen Schritten der Mann, geführt von des Gottes unsichtbarer Hand. Als er das ruhige Thal betrat, ging zuerst ein Strahl wehmüthiger Freude ihm wieder auf; die längst entflohenen Bilder einer bessern, reinern Vergangenheit kehrten ihm wieder; mehr und mehr fühlte er sich angeregt von den Empfindungen früherer Tage, jener kindlichen Unschuldswelt, aus der der Sturm seiner Brust ihn gerissen.

Endlich trat ihm unter Palmenschatten die zarte, hohe Gestalt, wie übergossen mit Verklärungsschimmer, entgegen. Staunend, verwirrt, wurzelte er fest, aber bald enthüllte sich ihm das Räthsel seines Herzens. Zu ihren Füßen stürzte er, und fühlte zum ersten Mal die Wonnen der Liebe und des erfüllten Sehns. Betroffen und hoch erröthend blickte mit den Unschuldsgaugen sie auf ihn — dann sank sie, überwältigt von glühendem Gefühl, weinend in seine Arme, und geschlossen für alle Zeiten und Geschlechter war der heilige Bund. —

Jetzt fühlte er zum ersten Mal Befriedigung aller Wünsche; was in weitere Fernen vergebens er gesucht, blühte still und freundlich ihm in des Thales kleinem Kreise, denn:

— — — Sie stand neben ihm

Und machte ihm das Wirkliche zum Traum,

Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge

Den gold'nen Duft der Morgenröthe webend.<sup>12</sup>

Schweigend hatte Ida und Amalie der kleinen Erzählung zugehört, und nachdenkend die Blicke der Ersteren auf Gustav geruht, der schnell sein Papier zusammenfaltete, mit einer leichten Verbeugung ihre Hand küßte, und hinter den Hecken verschwand.

## 5.

Zwei Jahre waren verflossen, in denen Gustav einen großen Theil Europa's, geführt durch seine Kunst, durchzogen hatte, da brachte Zufall oder Verhängniß ihn zu Anfang des Sommers nach ....

Nicht so wohl auch hier seine Kenntnisse öffentlich zu zeigen, als einige Wochen in dieser von der Natur so anmuthig geschmückten Gegend, im belebten Kreise munterer Badegäste, die von allen Enden Deutschlands hierher zu strömen pflegen, sich zu ergehen und herumzudrehen, bestimmten ihn, einige Wochen hier zu verweilen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft, da eben er von einem ziemlich weiten Spaziergange



zurückkommend, sich ermüdet in die Schatten eines dichten Gehölzes niedergeworfen hatte, nahten seinem Ruheort zwei verschleierte Damen, die, im Gespräch vertieft, seine Gegenwart nicht bemerkten, und auf eine Bank in der Nähe sich niederließen.

Du scheinst Dir auch hier nicht zu gefallen, sprach die Eine der Verschleierten zu der Andern gewendet, und doch war es erst Dein recht warm geäußerter Wunsch, .... zu sehen.

Ist es meine Schuld, war die Antwort, daß die Menschen hier so uninteressant wie irgendwo sind, und daß vor dem ewig gleichen Tagewerk, so auch hier sie treiben, und Vergnügen und Ergetzung nennen, mir anfängt zu ekeln wie vor einer Empfindung und Sinn leerlassenden Musik, deren geistesarmer Componist das einmal ergriffene Thema hundertmal uns aufischt?

Es gab eine Zeit, fuhr die Erste fort, wo Du nicht also dachtest, und nicht so leicht wie jetzt der Ueberdruß Dir nahte.

Das gestehe ich zu, entgegnete die Zweite, aber Du wirst auch bekennen müssen, daß mit den Fortschritten, die wir im Wissen und in der Ausbildung des Innern machen, sich die Ansichten ändern, aus denen wir das Aeußere betrachten, und — wohl auch die Ansprüche daran sich mehren.

Schalkhaft erwiderte die Freundin hierauf:

Dieß gestehe ich sehr gern zu, und es freut mich nur, so genau die Zeit bestimmen zu können, seit welcher jene von Dir berührte Fortschreitung und Veränderung des Innern bei Dir erfolgt ist, worauf meine Psychologie sich nicht wenig zu gute thut.

Nun, und die wäre? war die Frage.

Seit jenem Tage, da ein auf so sonderbare Art sich bei uns einführender Künstler eine Phantasie uns vorlas, die, wie er sagte, in einer einsamen Stunde entstanden, allerdings recht anmuthig und gefühlvoll war.

Ueberrascht und betroffen stand die andere Dame auf, und sagte mit fast unwilligen Tone: Du irrst und brauchst hierüber weder Deiner Seelenkunde, noch sonst etwas ein Compliment zu machen; und somit ging sie die Allee hinab, immer einige Schritte vor ihrer Begleiterinn her, die langsam und kopfnickend ihr folgte.

Unwillkürlich war während des Gesprächs Gustav aufgestanden, und hatte still sich den Damen genähert; jetzt, als er sie mit Gewißheit erkannte, als er die Ueberzeugung hatte, daß sie es war, deren Bild ja noch immer in seiner Seele thronte, trotz allen Zerstreungen und dem emsigen Bemühen es zu entfernen, entfuhr ihm der Ausruf: Gott, es ist Ida! Die Damen waren schon zu entfernt, ihn zu vernehmen. Er wollte nach, die alte Bekanntschaft erneuern, ihr sagen, wie er ihrer und der seligen Tage gedacht, in denen er bei ihr lebte; schon hatte er den Fuß gehoben, da sie ihm plötzlich der Gedanke ein: Was willst Du?

Willst Du Dir selbst für einige wenige glückliche Tage eine lange Reihe schmerzlicher Empfindungen wieder bereiten, die Du kaum überwunden hast? Es würden gewiß, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, gewiß schöne Stunden seyn, die ich nun bei ihr verleben könnte, denn sie gedenkt ja meiner noch; o, sie fühlt vielleicht für mich — vielleicht? Nein, gewiß, gewiß! Amalie sagt es ja; aber muß ich nicht schon darum sie meiden? Muß ich nicht? Darf der Namenlose nach der ersten Blume des Landes seine kühne Hand ausstrecken? Nein, Ida, ich sehe Dich nicht wieder! Heute reise ich noch, und — es ist besser für uns Beide.

Getreu diesem Entschluß wendete sich Gustav schnell um, und ging raschen Schrittes dem

entgegengesetzten Ende der Allee zu. Da stieg der Wunsch in ihm auf, sie nur noch einmal zu sehen, nur in der Ferne; nur noch einmal den Ton der lieben Stimme zu hören, eh' er auf ewig von ihr schied, und er bog einen kleinen Nebenpfad in das Gesträuch ein, auf dem er hoffte, sich unbemerkt nähern zu können.

Nicht lange war er ihm nachgegangen, da kam Ida an Amaliens Arm denselben Weg daher. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, und Gustav sah nun das schöne, geliebte Gesicht, die zarte Röthe der frischen Wangen, die holden blauen Augen, die schüchtern den Boden suchten, denn eben bekannte sie der Freundinn, wie das Bild des Künstlers seit jener Zeit ihr jungfräuliches Herz erfülle.

Hätte Gustav auch in diesen Augenblicken noch die Vorsätze gehabt, die kurz vorher so männlich er faßte, sie wären doch vergebens gewesen. Zu nahe war er schon, um unerkant zu bleiben. Aber sie waren auch entschwunden. Er sah nur die Geliebte, das Idol des Herzens, das so lange Zeit er still in der Brust getragen hatte, und mit sichtbarer Bewegung, die ihm einen sonst ganz fremden Anstrich von Schüchternheit und Blödigkeit verlieh, näherte er sich.

Man denke sich Ida's Gefühl. In dem Augenblicke, wo der schüchtern und schamhaft zögernden Lippe das Geständniß einer Jahre lang mit aller Sorge verborgenen Flamme entschlüpft, den Mann vor sich zu sehen, unerwartet, ungehofft selbst je wieder ihn zu erblicken, der die Empfindung dieser Zeit, aller geheimen Stunden war, und man wird es natürlich finden, daß Ida mit dem Ausruf des höchsten Schreckens der Freundinn in die Arme sank.

Schnell war Gustav hinzugesprungen, mit seiner und Amaliens Hülfe Ida auf eine nahe Bank und bald wieder zur Besinnung gebracht. Als sie die Augen aufschlug, fand sie sich in den sorgenden Armen der treuen Freundinn, Gustav aber zu ihren Füßen, der mit glühender Inbrunst ihre kalte Hand an seine Lippen preßte, und mit feurigen Küssen bedeckte.

Sie haben mich sehr erschreckt, sagte sie mit ihrer milden Stimme zu dem Knieenden, hier, und — gerade jetzt erwartete ich nicht, Sie wieder zu sehen.

O, wenn Sie mir nur nicht zürnen, antwortete Gustav, und sah bittend zu ihr empor.

Statt Antwort erinnerte ihn Ida aufzustehen, und entzog ihm, sanft erröthend, die Hand. Gehorsam folgte er dem Befehl, und setzte sich neben den Freundinnen nieder; Amalie aber, der sichtbaren Verlegenheit, in der Beide schwebten, einiger Maßen Erleichterung zu verschaffen, fragte ihn nun nach seinen Schicksalen und Reisen während der Zeit ihrer Trennung, wofür ein dankender Blick Ida's sie belohnte.

Anfänglich wollte es Gustav nicht recht gelingen, sich in den ihm sonst eigenen leichten Ton des Erzählens und Mittheilens hineinzufinden, denn zu heftig hatte das Wiedersehen und das belauschte Geständniß von Ida's Herzen ihn erschüttert und alle die Bilder hell hervorgezaubert in seiner Brust, an denen er mit so inniger Liebe hing, und die, wiewohl vergebens, lange er bekämpft hatte, — denn blüht nicht gleich Immortellen wahre Neigung und Liebe immer im Herzen fort, mag man auch noch so sehr sie decken und verschleiern — doch bald verlieh ihm die Erinnerung an hohe und reiche Naturscenen, an seltene Kunstgenüsse, den Schwung, der nöthig ist, um Interessantes interessant darzustellen, und seine frische, lebendige Phantasie mahlte und bildete zu einem anmuthig heiteren Ganzen den kleinen Bericht, den von seinem seitherigen Leben er entwarf.

Oft entschlüpfte freilich unwillkürlich bei Schilderungen, die das Gemüth ansprachen, ihm eine Wendung, die den Zustand seines Innern, die verborgene Gluth des Herzens anzeigte, und den scharf sehenden Auge der Liebe und der Weiblichkeit nicht ganz entging; aber schnell besonnen

lenkte Gustav jedes Mal früh genug ein, und eine eingestreute Bemerkung, eine leichte Andeutung irgend einer merkwürdigen Scene der Kunst, der Natur oder des Lebens, brachten dann immer seinen Vortrag in die freundliche, aber nicht tiefer ergreifende Form einer geselligen Unterhaltung.

Mit warmer Theilnahme hatte Ida, mit herzlichem Wohlgefallen. Amalie seiner Rede gehorcht, der er die Bitte um eine gleiche Mittheilung nun anhing, als ein ältlicher Herr, an dessen Arm das wohlbekannte Stiftsfräulein dahertrippelte, den einsamen Pfad herab, gerade auf unser Kleeblatt zukam.

Mein Onkel, der Chevalier d'Allard, sprach Ida zu dem sich verneigenden Gustav, und nachdem sie auch ihn den Angekommenen vorgestellt, das alte Fräulein aber in mancher wortreichen Phrase sich seines Wiedersehens gefreut hatte, begann die Unterhaltung einen allgemeinem Charakter anzunehmen.

Dem gewandten Gustav war es bald gelungen, sich die Gewogenheit des biederherzigen Malthesers zu erwerben, der freundlich den offenen Gesprächen des jungen Mannes horchte, und als spät, bei sinkender Sonne schon, man sich trennte, eine herzlich innige Einladung an ihn ergehen ließ, während seines Aufenthaltes in .... recht oft, ja täglich, wenn seine Verhältnisse es erlaubten, seine Gesellschaft ihm und den Damen zu gönnen.

Schnell sah bei diesen gewünschten Worten Gustav zu Ida auf, und wie ihr sich sanft neigender Blick der Bitte des alten Ritters nicht entgegen zu seyn schien, so gab er freudig die Versicherung, recht oft in einem Zirkel zu erscheinen, dessen Mitglieder ihm so werth und lieb wären.

## 6.

Von nun an war Gustav der tägliche Gesellschafter Ida's und ihrer Umgebung. Das anfänglich zwischen Beiden obwaltende Gefühl einer schüchternen Zurückhaltung, das oft, besonders wenn der Zufall sie allein zusammenbrachte, in Aengstlichkeit und Beklommenheit überging — was ja auch so natürlich war in einem Verhältnisse, wo beide Theile recht gut die Empfindung des gegenseitigen Innern durchschauten und kannten, und von Convenienz und unübersteiglich scheinenden Hindernissen getrieben nicht allein zu schweigen, sondern sich aufs sorgfältigste zu verbergen für Pflicht hielten — fing an, durch öfteres Sehen einen angenehmem Anstrich, jenen leichten, anmuthigen und doch herzlichen Ton anzunehmen, den Feinfühlende auch in die höheren gesellschaftlichen Verhältnisse des Lebens überzutragen wissen, und der der eigentliche *gute* Ton ist, und sich zu dem gemüthleeren, leider so häufig als den rechten und feinen anerkannten und affectirten verhält, wie ein heiterer, belebender Frühlingstag zu einem November-Abend, oder wie ein durch Kunst und Natur in üppiger Fülle geschmückter Park mit seinen hinschlängelnden Laubgängen zu jenen nach Schnur und Richtmaß abgezirkelten holländischen Gärten, deren verstümmelte und beschorene Hecken und mit bunten Steinchen, Glas- und Porcellanscherben belegte Gartenfelder, den unfreundlichsten und kläglichsten Anblick der Welt gewähren.

Doch konnte unmöglich auf lange Zeit dieses, mehr der Freundschaft als der Liebe zusagende Verhältniß dauern, und bald mußten die immer wärmer werdenden Gefühle auch ein wärmeres herbeiführen.

An einem heitern Morgen war die kleine Gesellschaft nach einem nahe bei .... gelegenen

Dörfchen gefahren, dort, in der lieblich schönen Gebirgsgegend einen Tag ganz im Genuß der herrlichen Natur zuzubringen. Angelangt da bereiteten die Damen, die zu der kleinen ländlichen Reise sich auch ganz ländlich und einfach costümiert hatten, auf einem die Gegend romantisch beherrschenden Berggipfel, im Schatten einiger alten majestätischen Eichen, das Frühstück, und nie, Gustav mußte es sich gestehen, war Ida ihm reizender erschienen, wie heute.

Wie sie im aufgeschürzten weißen Kleidchen, den einfachen Strohhut auf den blonden Locken, geschäftig hin und her lief, und alles so zierlich ordnete und beschickte; wie drängte sich ihm da der heiße, der glühende Wunsch auf: o wäre sie wie du von dunkler Geburt, daß nicht das Gespenst der Convenienz zwischen sie und dich träte, vor dem ja alle deine Blüthen, alle deine Hoffnungen welken.

Nie so wie heute traten die Wünsche seines Herzens so frei vor sein Inneres, sprachen so deutlich sich aus; nie, nie war sie ihm lieblicher erschienen, nie hatte sie sich ihm so freundlich, so vertrauensvoll, so hingebend genahet, ach! nie fühlte er mehr, wie sehr alles von dem Höchsten seines Lebens ihn trennte. —

Ein Gang in das höhere Gebirge nach einer einsamen Waldhütte ward beschlossen. D'Allard und das Stiftsfräulein, des Steigens und Kletterns bald überdrüssig, schlugen einen minder schönen und langen, aber bequemern Weg ein; Ida, Amalie und Gustav den romantisch lieblichen, an reizenden, pittoresken Aussichten reichen Fußpfad, der steil zwischen und an den Bergwänden hinlief, bald sich durch ein freundlich stilles Thal, bald durch einen schattenreichen Wald wand.

Wie schlug Gustavs Herz! mit welchen vor Freude und Sehnsucht glänzenden Augen betrachtete er Ida, wie sie vor ihm vorauf schwebte den engen Pfad mit leichten, geflügelten Tritten, Anmuth in jeder Bewegung, der holdeste Reitz der Liebe und Jugend über die ganze Gestalt ausgegossen.

—  
Man muß selbst geliebt haben, selbst empfunden haben mit warmem, treuem Herzen, um Gustavs Gefühl in diesen Augenblicken würdigen zu können, um zu wissen, welcher magische Reiz, welcher Duft der Grazie die Geliebte umgibt, wie mit tausend, tausend Fäden die Seele, die Empfindung sich hingezogen fühlt, und Alles vor den seligtrunkenen Blicken schwindet, Alles! und nur das einzige, das theure Wesen den ganzen Raum erfüllt. — —

So war unter traulichen Gesprächen die kleine Gesellschaft zu einer schroff sich emporgipfelnden Felsspitze gelangt, die ein enges Thal beherrschte, in dem ein schäumendes Waldwasser sich reißend ergoß. Die Aussicht von hier hinab war, wenn man den äußersten Rand betrat, entzückend schön, schauererregend groß der jähe Felsenabsturz. Auf der hervorspringendsten Platte stand Ida, neben ihr Gustav.

Plötzlich rief sie aus: Mein Gott, wie wird mir!

Ein Schwindel hatte sie erfaßt, die Knie wankten, schon öffnete sich gräßlich vor ihren umflorten Augen der Abgrund, sein Opfer zu empfangen, da ergriff Gustav mit von Liebe und Angst zur Riesenstärke erhobener Kraft, sie noch hinten am Gewande, und riß sie zurück; doch vermochte er, selbst durch die rasche Bewegung des Gleichgewichts beraubt, nicht, die Ohnmächtige zu halten, sie sank leblos auf das scharfe Gestein hin, und verletzte sich stark an der Stirn.

Mit einem Schrei des Entsetzens war Amalie, die weiter zurückgestanden hatte, herbeigesprungen, und richtete das blutende Haupt der Freundinn auf; neben ihr nieder sank Gustav, und trocknete mit seinem Tuch das hervorströmende Blut.

Sie ist todt! rief er im höchsten Accente des Schmerzes und der Verzweiflung aus, und drückte

sie in seine Arme, als wollte er ihr Leben einhauchen, und seine Thränen flossen auf das geliebte, bleiche Gesicht.

Da öffnete Ida einen Augenblick die matten Augen und lispelte: »mein Retter!« und von neuem schloß sie sie wieder.

Sie lebt! Sie lebt! rief nun Gustav mit Entzücken, mit dem ganzen Taumel der Freude und des Glückes, und schnell sprang er auf, und mit Blitzesgeschwindigkeit den Pfad herab, Wasser aus einer Quelle zu schöpfen. Doch eh' er noch zurückkehrte, hatte Ida sich schon erholt, und wie er nun keichend damit den Weg heraufkam, saß sie auf dem mosigen Boden von Amaliens Armen umschlungen.

Wankend kam sie ihm einige Schritte entgegen.

Ihnen danke ich mein Leben, sprach sie, und überwältigt von Gefühlen sank sie an seine Brust, und ihre holden Lippen berührten seinen Mund.

Geschlossen war in diesem Augenblick das Bündniß ewiger, unwandelbarer Liebe, das Versprechen der Treue, ohne daß ein Wort es aussprach. Wozu hätte es dieses auch bedurft? — In solchen Momenten ist die Sprache zu arm, und das Herz ja reich genug, sich zu verstehen und zu verkünden.

Einen seligen Augenblick ruhte sie in seinen Armen, dann entwand sie sich ihm sanft, und reichte ihm die Hand. Man schlug nun den kürzesten Weg zu dem bestimmten Zusammentreffensort ein, da Ida sich doch durch Schreck und Blutverlust sehr ermattet fühlte.

Als der Chevalier die Gefahr hörte, in der seine Nichte geschwebt, und wie ohne Gustav sie rettungslos verloren war, da drückte er den ohne dem ihm schon Liebgewordenen mit väterlicher Inbrunst ans Herz, und versprach, es ihm nimmer zu vergessen.

Früher als anfänglich man gewollt hatte, kehrte die Gesellschaft nach .... zurück, denn Ida's Blässe und Mattigkeit ließen nachtheilige Folgen fürchten, auch erklärte der Arzt, der sogleich geholt wurde, daß wohl ein Fieber als Folge des gehabt Schreckens im Anzuge seyn dürfte.

## 7.

Nur zu gut erfüllte sich dieser Ausspruch. Mehrere Zeit mußte Ida das Bett hüten, und selbst, als sie es wieder verlassen konnte, fühlte sie sich so schwach und angegriffen, daß jedes unvermuthete Geräusch, ja beinahe jeder harte Tritt oder lautes Wort, sie heftig erschütterte.

Da saß denn Gustav neben ihr mit treuen, sorgenden Blicken, jede Bewegung der Geliebten beobachtend, und suchte durch Erzählungen die einsamen Stunden ihr zu verkürzen, und als sie endlich so weit wieder hergestellt war, um ohne Nachtheil die freie Luft genießen zu können, führte er sie in die schöne, heitere Natur.

Welche Tage des Glückes, der seligsten Wonne lebte er da! Tausend kleine Dienste und Sorgen hatte er ja der zu erzeigen, die sein Alles war, und was ist dem liebenden Herzen wohl süßer als das Gefühl, der Schöpfer einer kleinen, schuldlosen Freude, einer Erholung für das geliebte Wesen zu seyn! O, keine Krone wiegt den Lohn auf, der dann aus dem dankenden Auge der Geliebten schimmert, die Seligkeit selbst nicht die Thräne, die es in solchen Momenten netzt. —

Hätte es noch Anregungen bedurft, ihre Herzen zu nähern, nie konnten sie besser seyn, als hier; aber dieß brauchte es ja nicht mehr, und mit neuen und immer festeren Banden, mit den heiligen

Gefühlen, die Dankbarkeit und Sorge um das Liebste erwecken, umschlang sich ihr Bund für das ganze Leben.

Wenn sie neben ihm saß, wenn ihre Hand in seiner ruhte, sein Auge auf der holden Gestalt weilte, wenn die Blicke sich begegneten, und stummbereit sich sagten, was keine Zunge ausdrückt, da fühlten sie Beide, daß Leben nur in ihrer Liebe, nur im ewigen Verein, daß Trennung — Tod sey, und ergriffen von dem gemeinschaftlichen Gedanken umschlangen sich die Arme, fest, wie sich die Herzen umschlungen hielten, glühend, bis in einem seligen Kusse den Glücklichen Zeit und Außenwelt verschwand.

Schon nahte sich der Herbst und die Badegäste fingen an, in ihre Heimathen zurückzukehren. Auch Ida's Onkel begann Anstalten zur Abreise zu treffen, und in die Brust der Liebenden fiel seit langer Zeit der erste Schmerz, die Vorempfindung der Trennung, da kamen noch Fremde an, die entschlossen den Rest der milden Jahreszeit in .... zuzubringen, sich gerade dem Hause, wo Ida und ihre Angehörigen wohnten, gegenüber einmieteten. Es war eine ältliche Dame in Trauer, auf deren Gesichte neben den tiefen Spuren eines langen Schmerzes, unverkennbar die Züge ehemaliger glänzender Schönheit hervorleuchteten. Ihr Gefolge bestand, außer einigen Dienerinnen, in einem alten Ordens-Geistlichen.

Mit trüben Blicken in die dunkle Zukunft spähend, die ihnen nur eine lange, ach! vielleicht ewige Trennung weissagte, saßen Gustav und Ida Hand in Hand, verloren in ihren Gefühlen, da, und mühsam unterdrückte Thränen netzten des Mädchens Augen. Gustav hatte ein spätes Vergißmeinnicht gepflückt, und mit folgendem kleinen Gedicht es Ida übergeben:

Da mir zum ersten Mal

Erschien in Deinen klaren, hellen

Geliebten Augen, Deiner Liebe Strahl,

Da öffneten sich aller Freuden Quellen!

Versunken wie in Nacht und Nebel schwanden

Die Jahre, die ich einsam stand;

Und gold'ne Träume fröhlich mich umstanden

Da ich Dich fand;

Vergiß mein nicht! Gedenke mein, Geliebte

Wenn fern der Fremdling weilt,

Sein Geist mit Sehnsuchtgluth und Liebe

Hin zu Dir eilt.

Vergiß mein nicht, so wie ich Dein gedenke,

Und trübt sich einst mein Bild,

O, daß ein Traum sich dann hernieder senke

Wie Morgenroth so mild,

Der bittend wie die Blume zu Dir spricht:

Vergiß mich Ida, o vergaß mich nicht! —

Tief ergriffen hatte Ida eben die kleine Blume an ihren Busen gesteckt, und mit dem ganzen Accent der Liebe dem Geliebten gesagt: Nie, nie werde ich Dich vergessen, nie mein Herz von Dir trennen, nie eines Andern werden — da trat der Chevalier plötzlich mit ungewohnter Heftigkeit in das Zimmer.

Erschrocken fuhren Beide auf; unruhig und heftig bewegt ging d'Allard einige Mal auf und ab, dann wandte er sich zu seiner Nichte und sprach mit fast zitternder Stimme:

Wir können morgen noch nicht reisen, liebe Ida, ich habe — ich muß — — Es ist Dir doch nicht unangenehm?

Freudig blickte Gustav auf, eben so Ida. Entfernte sich doch durch dieses Wort vielleicht noch auf einige Tage die schmerzliche Trennung, ach! und ist nicht ein gewonnener Tag, dem liebenden Herzen ein Leben? Wie viele Minuten, wie viele Secunden zählt er nicht, und wie viel Glück vermag nicht in einen Pulsschlag die Liebe zu legen —

Warum, fragte schüchtern, mühsam nur ihre Freude verbergend, Ida, warum nicht?

Weil ich, — o Gott! weil — — Ihr sollt es wissen, ich will endlich von meiner Brust eine Last laden, die wie Felsen sie drückte so lange Jahre lang, aber jetzt, jetzt kann ich nicht; ich muß mich erst sammeln. O, wenn ich vergüten könnte! o Gott, wenn ich vermöchte! — —

Bei diesen Worten verließ der Chevalier schnell wieder das Zimmer, und Gustav und Ida blieben neugierig und erstaunt, im Geheim aber zufrieden über den so gewünschten Aufschub, zurück, voll Muthmaßungen, voll Plane, voll Hoffnungen. An welchen Strohalm knüpft Liebe nicht eine Hoffnung an, wie leicht führt sie nicht ihre schönen, luftigen Schlösser, ihre Paradiesgärten auf, die oft so schrecklich das Wirkliche zerstört.

## 8.

Nach einigen Stunden kam d'Allard wieder. Er war jetzt gefaßter, doch leuchtete durch all' sein Thun und Sprechen eine gewisse Weiche hervor, die sichere Verkünderinn eines bewegten Gemüthes.

Ich will jetzt, sprach er, sich zu Ida wendend, Dir eine Periode aus meinem Leben erzählen, die, wäre es möglich, Geschehenes aus der Reihe der Dinge zu tilgen, meine Schmerzen, meine bitteren Thränen längst verwischt haben müßten. Auch Sie, Gustav, mögen mich mit anhören; ich habe Sie lieb wie einen Sohn, und vielleicht rettet einst das Geständniß eines alten Mannes, Sie, ehe Sie taumelnd wie er, dem Abgrund zu eilen.

Vor sieben und zwanzig Jahren, wenige Zeit, nachdem ich gegen den Willen meiner Verwandten das Maltheserkreuz genommen hatte, führten mich die Befehle meiner Obern nach ..., dort einige Geschäfte des Ordens zu betreiben. Der Rang und das Ansehen meiner Familie, die Empfehlungen des Ordens, dessen Glied ich war, mein Reichthum, und mehr als dieß alles, meine offene, muntere Geselligkeit führten mich bald in die ersten Zirkel dieser Residenz, und in das Haus des damaligen Lieblings des Fürsten, des Grafen von ... ein.

Der Graf hatte eine Tochter, ein Engel würde ich sagen, wäre dieser Ausdruck im Munde eines alten Mannes nicht zu leidenschaftlich — damals war sie es mir. Ich hatte, eh' ich Antonien sah, die Liebe nicht gekannt, diese gefährliche Leidenschaft, die über sich so leicht alles andere vergißt, oft bespöttelt — nun sollte ich, da auf ewig sie meinem Herzen verboten war, da durch freiwillige heilige Gelübde ich ihr entsagt hatte, in ihrer ganzen Stärke sie kennen lernen. In dem Augenblick, da ich Antonien sah, war meines Lebens Geschick entschieden.

Vergebens rief ich alle Vernunftgründe in mir auf, eine Empfindung zu bekämpfen, die mich nur elend, und, fand sie Erwidern, auch Antonien unglücklich machen mußte, denn mich banden der Kirche unverletzliche Gesetze auf ewig. Vergebens! hat je ein Gelübde die Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht?

Ich wollte den Ort fliehen, der mir so gefährlich war, und mich hielt der Befehl des Comthurs; ich wollte die Zirkel meiden, die Antonie besuchte, und mich trieben meine Verhältnisse, meine Pflichten, und — mein Herz hin. So mußte sich alles vereinen, eine Flamme zu nähren, die mich elend machte. Antonie theilte meine Gefühle, die Liebe nährte uns, und uns Beiden schwand im Taumel unsers Glückes jedes Nachdenken. —

Doch bald, nur zu bald sollten wir furchtbar erwachen. Ich bekam Befehl, nach einer entfernten Compturei zu gehen, und mußte gehorchen. Ach, warum erhielt ich ihn nicht einige Monate früher!

Hier hielt der Chevalier einige Augenblicke inne, dann fuhr er fort:

Ich war noch nicht lange an meinem neuen Bestimmungsorte angelangt, als ich einen Brief von Antonien empfing, worin sie mir mit aller Verzweiflung der Liebe und des Schmerzes schrieb: sie fühle sich Mutter! —

Ich sage nicht, was ich empfand. Die Qualen der Verdammten können dagegen nur Wollust seyn. Es ist ein gräßlich Gefühl, einen Menschen unglücklich gemacht zu haben, das gräßlichste, die Geliebte und nicht helfen können. —

Den Tod suchte ich und fand ihn nicht. Meine Pflichten riefen mich nach Malta; ich kreuzte gegen die Ungläubigen, ich war stets im Gefecht der Erste; meine Gefährten sanken neben mir, und nur ich, ich der Unglückliche blieb! Es war, als wenn die Waffen der Feinde nur mir nicht schaden könnten. Ach, ich erkannte die Nemesis, ich mußte leben! —

Zehn Jahre nachher kehrte ich zurück, geschmückt mit Würden, geehrt von meinen Brüdern, die Hölle in der Brust. Meine erste Frage war nach Antonien. Ihr Vater, hieß es, ist todt, sie seit Jahren schon im Auslande, wo? wußte Niemand. Ich suchte nun eine alte Dienerinn Antoniens



auf, die einzige Vertraute unseres Geheimnisses. Sie sagte mir, Antonie habe unentdeckt einen Sohn geboren, der in der Schweiz erzogen würde, wohin, nach ihres Vaters Tode, sie gleichfalls gereist wäre.

Mit stürmender Eile flog ich dahin. Es gibt keinen Winkel, kein Thal, das ich nicht durchspähte, lange vergebens, ohne alle Spur; endlich in einem abgelegenen Theil des Kantons Glarus erhielt ich Nachrichten, aber welche! — Hier war bei einem Landmanne mein Sohn erzogen worden, hier hatte einen Monat seine Mutter, seine unglückliche Mutter bei ihm gelebt, dann war sie in die Bäder von Pisa gegangen, ihre zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, und nachher auf immer hier bleiben wollen.

Aber das Schicksal versagte ihr auch diesen Wunsch. Die Revolution war ausgebrochen; die Heere der Neufranken überschwebten mit Mord und Verwüstung die stillen Thäler der Schweiz, und als sie endlich wiederkehren konnte stand die Hütte nicht mehr, in der ihr Sohn und seine Pfleger waren, und keine Spur war von dem Verlorenen zu entdecken. Da war nach langem, vergebendem Suchen Antonie, verzweifelnd, wie die guten Landleute mir sagten, abgereist, und keiner wußte wohin.

Ach! auch ich entfernte mich verzweifelnd, mit verstärkten Qualen im Herzen, unglücklicher, gebeugter denn je. Ich hatte gehofft, mein Kind zu finden, ihm mein Unrecht zu vergüten nach Kräften, und ich fand nur die hohe Wahrscheinlichkeit seines elenden Todes. —

Von Antonien hörte ich nie etwas wieder, bis — heute. Heute sah ich sie; sie ist jene angekommene Fremde. Jetzt will ich hin zu ihr, o vielleicht hat sie Nachricht von unserm Sohne, vielleicht lebt er noch, und ich, ich vermag meine Schuld zu sühnen; vielleicht lächelt mir noch am Grabesrande das Glück, das ja mein ganzes Leben floh! —

Mit der heftigsten Bewegung hatte Gustav bisher dem Chevalier zugehört, jetzt sank er vor ihm nieder, faßte seine Hand, die er mit Thränen benetzte, und rief mit halb erstickter Stimme aus:

O mein Vater, segnen Sie ihren Sohn!

Versteinert, unfähig zu antworten, saß der Chevalier da, wie einer, der aus einem Traum sich zu ringen strebt, und dem die Kräfte versagen.

Du, Du Gustav!! stotterte er endlich, o täusche mich nicht Gott! Du mein Sohn? Ich bin es, fuhr Gustav fort. Im Dorfe Walden, im Kanton Glarus, ward ich erzogen bei Landleuten, die ich für meine Aeltern hielt und so sie ehrte und liebte. Als ich sechs Jahre alt war, kann eine fremde Dame, es war meine Mutter. Da erfuhr ich zuerst, daß ich nicht meiner Pflegeältern Sohn wäre, doch den Namen meiner Mutter habe ich nie gehört. Sie blieb einen Monat bei uns. Ich wollte sie noch kennen, so tief prägten sich damals die theuren Züge in die Kindesseele ein. Als sie wegreste, versprach sie bald wieder zu kommen, und dann immer bei mir zu bleiben; ach! ich sah sie nicht wieder. Wenige Zeit nachher rückten die republikanischen Heere bei uns ein. Meiner Pflegeältern Wohnung wurde geplündert und ein Raub der Flammen; sie selbst starben Beide bald darauf. Verlassen von der ganzen Welt, arm und hilflos, nahmen gute Hirten sich meiner an, bei denen ich so lange blieb, bis ein Mönch vom Orden des heiligen Benedict als Vater an mir handelte, mich in sein Kloster nahm, und mich erzog. Er selbst lehrte mich, da er meine entschiedene Neigung zur Musik bemerkte, die Anfangsgründe der Kunst, die bisher mein ganzer Reichthum, mein Alles war. Von meiner Mutter habe ich nie wieder etwas erfahren können, so viele Länder ich auch auf meinen Reisen durchzog; und wie konnte ich auch, da ich weder ihren Stand noch Namen wußte. Dieß Gemählde, das sie damals, als ich sie sah, mir schenkte, — hier zog er ein kleines Medaillon hervor — ist alles, was ich von ihr besitze. Es ist

ihr Bild, so war sie damals, genau so.

Ja sie ist es! sie ist es! rief mit Entzücken d'Allard, meine Antonie, und Du, Du bist mein Sohn!

—

Wer je ein theures Wesen, das er für verloren für sich auf ewig hielt, ungehofft fand, der wird fühlen können, was Vater und Sohn in diesen Augenblicken empfunden — wer je mit wahrer, treuer Liebe sein Herz an den Geliebten hing, wer gefühlt hat, was Liebe ist; wem je eine Nacht des Kammers umgab — und welches Herz umgab die nicht! — und ihm leuchteten denn plötzlich alle Sonnen der Freude und des Lebens, alle Erhörungen der geheimsten, der heiligsten Wünsche — der wird wissen, wie Ida war, wie Antonien war, da die Glücklichen zu ihren Füßen sanken.

Es gibt eine Finsterniß der Schmerzen, die keines Menschen Feder beschreibt; es gibt aber auch — und Dank sey dafür den guten Göttern — eine Morgenröthe der Freude, die selbst Engel, fliegen sie zur Erde hernieder, nicht auszudrücken vermöchten, und billig läßt da der Dichter den Vorhang niederrollen.

**3.**  
**Achmet.**

Eine Erzählung.

Welches ist, sprach Achmet zum weisen Mirza, das höchste Gut, um das die Sterblichen, wir, bitten sollen?

Ernsthaft blickte der Greis dem Jüngling ins Auge, dann antwortete er: daß sie ein edles Leben mit einem edlen Tode krönen mögen.

Tief griffen diese Worte in des Jünglings Flammen-Seele, ob er gleich nicht wußte, was der weise Greis hiermit verstand. Nachdenkend und mit langsamen Schritten kehrte Achmet zurück ins Gebirge und in seine Wohnung, denn Mirza's Rede wich nicht aus seinem Geiste.

Im Schmuck der Jugend blühte der Jüngling, und der Keim aller Tugenden lag in seinem Herzen.

Bei seiner Heimkehr fand er Boten von Ispahan vor, die meldeten: Persien sey in Gefahr, die Beute räuberischer Horden, das Eigenthum eines blutigen Tyrannen zu werden.

Ich verstehe Dich, Mirza! rief Achmet mit dem schönen Feuer der Begeisterung aus. Wohl dem, dessen Blut für die Freiheit seiner Brüder fließt, — ihm geben die Unendlichen des Lohnes schönsten Kranz. Möge, fuhr er fort, aus meinen Grabe Persiens Freiheit blühen, gern weihe ich dafür mein Leben den dunkeln Schicksalsmächten.

Schnell versammelte der muthvolle Jüngling die Bewohner des Gebirges, stellte sich an ihre Spitze, und ging dem eindringenden Feinde entgegen.

Der Sieg schien sich an seine Schritte zu fesseln, freudig schlossen sich die größern Völkerschaften Persiens seinem kleinen Haufen an, der bald ein furchterregendes Heer bildete. Ein Tag sollte das Geschick des Vaterlandes entscheiden; zahllos standen die Heere der Feinde, und sahen verachtend, des gewissen Sieges sich rühmend, auf Achmets ungleich kleinere Schar. Aber dieser wandte sich nach Osten, hob seine Hände empor zu den leuchtenden Gestirn und sprach:

Vor deinen Augen, großes, ewiges Licht, weihe ich mich dem Tode; gib meinem Volke Sieg und seine Freiheit wieder, und nimm, was ich geben kann: nimm dafür mein Leben!

Das Geschick von Persien wurde entschieden; die Feinde flohen; aber Achmet lag durchbohrt von einem Pfeil unter den Leichen.

Man trug ihn zu einer Hütte, zog den Pfeil aus der Wunde, und erkannte, daß noch nicht alles Leben aus seiner Brust gewichen war. Seine jugendlichen Kräfte und die Zeit heilten ihn, und er empfing den Lohn seiner edlen Aufopferung; denn er sah auf dem alten Throne seines Vaterlandes den rechtmäßigen, guten Herrscher wieder, sah seine Mitbrüder glücklich und frei von fremden Ketten.

Als er heimkehrte, kam ihm Mirza, der Greis, entgegen, schloß ihn gerührt an seine Brust, und nannte ihn einen großen Menschen; und Achmet fühlte sich herrlich belohnt.

Am Abhange des Gebirges, da wo es sich nach Süden zieht, lebte einsam in seiner Hütte, Athamar, der Koraide. Er war reich und mächtig gewesen, hatte viele Heerden und Länder gehabt: von allem aber war ihm nichts geblieben als diese Hütte, und Thirza, seine Tochter.

Schön blühte Thirza unter den Töchtern des Landes, wie die holde Maienrose; wem ihr dunkles Auge lachte, dem leuchteten die Gestirne; und der Ton ihrer Stimme war wie der Hauch der nächtlichen Philomele.

Einst kann Achmet, ermüdet von der Verfolgung des Wildes, zu des Koraiden gastlicher Hütte. Er sah Thirza, und des stolzen Jünglings Herz schlug zum ersten Mal in Liebe. Auch Thirza

fühlte sich ergriffen, und als der alte Vater des Fremden Hand nahm und sagte: Ich grüße Dich, Achmet, den Retter von Persien, da heftete Thirza einen Blick unendlicher Liebe auf den Jüngling, und reichte, verschönert noch durch den Schleier zarter Schamhaftigkeit, ihm zitternd auch ihre Hand.

Kehre wieder ein in die Wohnung deines Freundes, wenn Du das Gebirge durchzieht, sprach Athamar zu dem Jünglinge, als der Abend gekommen war, und Achmet sich rüstete, die Heimath zu erreichen. Thirza's Lippe schwieg: in ihrem seelenvollen Auge aber wiederholte sich die Bitte des Vaters.

Achmet kehrte wieder, und mit immer neuem Entzücken weilten seine Blicke auf des Mädchens lieblicher Gestalt. Oft sah er schon von fern ihr weißes Gewand durch die dunkeln Zweige schimmern, wenn er in das Thal, wo des Koraiden Wohnung lag, eintrat; denn war in ein Paar Tagen der geliebte Fremdling nicht gekommen, so trieben geheime Sehnsucht und Bangigkeit das schüchterne Mädchen auf den Hügel hinter dem väterlichen Hause, nach ihm sich umzusehen. Tausend Mal hatten seine beredeten Blicke das Geständniß seiner Liebe ihr schon gegeben, seine Lippen aber wagten es nicht auszusprechen; doch Thirza verstand ihn, und die Thränen ihres schönen Auges, ihre Seufzer, waren die Antwort auf seine stumme Sprache.

Länger als gewöhnlich war er einst nicht hier gewesen, durch Geschäfte abgehalten. Mit der ganzen Sehnsucht eines liebenden Herzens eilte er den ersten freien Tag, der ihm ward, über das Gebirge, nur an seine Thirza denkend, und mit dem Vorsatze, heute noch von ihren Lippen das Geständniß seines Glückes zu hören. Schon neigte sich die Sonne über die dunkeln, waldichten Rücken der Berge nach Westen, und die alten Cedern warfen ihre ungeheuern Schatten in die Thäler, als Achmet erst bemerkte, daß er den rechten Weg verfehlt und in unbekannte Wildnisse gerathen sey. Vergebens suchte er mit beflügeltem Schritte den verlorenen Pfad; immer länger wurden die Schatten, immer dichter der Wald und kein Ausweg zeigte sich. Die Sonne sank, dichtes Gewölk umgab den Himmel, und nur spärlich blinkte durch die zerrissenen Wolken der Sterne freundliches Licht.

Ermüdet warf er sich an dem Ufer eines Waldbaches nieder, stillte seinen brennenden Durst — und dachte an Thirza. Da tönte plötzlich ein ferner Ruf in sein Ohr: er richtet sich empor und glaubt in den Tönen die Stimme eines Hülfe rufenden Wanderers zu vernehmen. Schnell sprang Achmet auf und eilte der Gegend zu. Je näher er kam, je deutlicher unterschied er jetzt das Angstgeschrei eines Bedrängten.

Ismael war es, ein Jüngling aus Kandahar, der, von einem Tiger angefallen, den verzweiflungsvollen Kampf für sein Leben kämpfte.

Seit Jahren schon war er Achmets bitterster Feind; denn sein Herz war verdorben, und er haßte in dem edlen Jünglinge die beleidigte Tugend. Achmet hatte einst ihn an der Vollendung eines Bubenstücks gehindert, hatte ihn die Würde der zürnenden Tugend fühlen lassen, und dieß vergißt der Bösewicht nie. Knirschend schwor Ismael bei Arimanus grauenvollem Sitze dem edlen Achmet ewige, unversöhnliche Rache, und nicht an ihm lag es bisher, daß sein gräßliches Gelübde noch nicht mit dem Tode seines Gegners gelöset war.

Jetzt kämpfte er mit den letzten schwindenden Kräften gegen das grimmige Thier, als Achmet sich, nur bewaffnet mit einem Dolche, dem Tiger entgegen warf, um seines Feindes Leben, den er bei dem matten Lichte der Sterne und an seiner Stimme erkannte, zu retten. Wüthend wandte sich das Unthier gegen seinen neuen Angreifer; Ismael war befreit — und entflo. —

Lange kämpfte Achmet. Endlich gelang es ihm, das wüthende Thier niederzustrecken: aber auch

er sank, erschöpft von starkem Blutverluste, zur Erde; seine Sinne schwanden, und nächtliches Dunkel umgab seine Seele.

In Thirza's Armen, am Busen der Liebe, schlug er zuerst die Augen wieder auf; der weise Mirza und Athamar saßen an seinem Lager.

Wo bin ich! rief der Jüngling, und sah mit Verwunderung in der Hütte umher.

Erröthend beugte Thirza sich zurück, und ihre Lippe lispelte Ormuzd stillen Dank für des Geliebten wiederkehrendes Leben.

Achmet, sprach Mirza, wir glaubten nicht, daß dein Auge des Tages schönes Licht wiedersehen würde. Mitleidige Hirten fanden Dich blutend und entseelt neben einem todten Tiger, und trugen deine Leiche, wie sie wähten, zu dieser gastlichen Hütte. Sey uns willkommen, Du Wiedergeborner, den der gute Geist gnädig uns wiedergab.

Monden vergingen, ehe Achmet wieder zum Besitz seiner verlorenen Kräfte kam. Als er das erste Mal die Hütte verließ, der Sonne erquickende Strahlen zu genießen, feierten seine Freunde ein Dankfest, und als Thirza sich einen Augenblick entfernte, ergriff Achmet des Koraiden Hand und sprach: Du hast mir das Leben wiedergegeben, Athamar, gewähre mir nun auch das, was allen ihm Reiz verleiht: gib mir Thirza, deine Tochter, zum Weibe: denn sie liebt mich, und ich sie.

Da erhob der Greis seine Hände, und Freudenthränen netzten seine ehrwürdigen Wangen; er zog den Jüngling an seine Brust und nannte ihn Sohn; und als Thirza wieder eintrat, legte er ihre Hand in die seine, und flehte Ormuzd an um seinen Segen; Mirza aber schloß ihn in seine Arme und sagte leise zu ihm: so lohnen sich gute Thaten.

Mit seinem Weibe zog Achmet höher ins Gebirge und baute das Erbe seiner Väter.

Schnell waren ihm an Thirza's Hand im stillen Genuß häuslicher Freuden eine Reihe von Jahren verflossen. Nur in dem kleinen Kreise, den Liebe und Genügsamkeit um ihn zogen, bewegten sich noch seine Wünsche; jene hochfliegenden, weit aussehenden Entwürfe, die so oft den Kopf des Jünglings entzündet hatten, kannte der Mann nicht mehr, und gleichgültiger waren dem zufriedenen Hausvater die Begebenheiten geworden, die jenseits seiner Berge sich zutrug und nur selten sein Ohr erreichten.

Auf Persiens Thron saß jetzt ein Ungeheuer, der unedle Sohn eines edlen Vaters. Seufzend trug das Volk die Ketten, die sein Despot ihm auflegte, und gehorchte murrend der Geißel, die des Tyrannen Knechte über ihn schlangen. Schamlos und mit mehr Härte noch als der Schach drückten seine Günstlinge das unglückliche Volk. Vergebens trug dieses seine Klagen vor den Thron: die Nichtswürdigkeit siegte, und die Unschuld mußte dulden und schweigen.

Auch Achmet sollte diese traurige Erfahrung machen. Einst, da er von einer Reise, die er gen Kom gemacht hatte, voll freudiger Sehnsucht zurückkehrte, scholl ihm von fern aus seinem stillen Thale das Getümmel vieler Reisinge entgegen. Betroffen drängte er sich durch den Haufen und erblickte Ibrahim, den Statthalter von Ghilam, den raubsüchtigen und verabscheuten Günstling des Schachs, bei seiner Thirza stehen, deren sanfte Schönheit der Lüstling mit brennenden Augen bewunderte.

Ehrerbietig, aber kalt trat Achmet zu ihm, ihn zu fragen nach seinem Begehre.

Bist Du Achmet, der Sohn Alzoars? sprach der Satrap; und als dieser es bejahte, fuhr jener fort: Persiens großer Monarch, der lange regieren möge zum Heil der Welt, befiehlt Dir durch mich, den geringsten seiner Diener, Dich nach Ispahan zu begeben, und an den Stufen seines Thrones

seinen königlichen Willen zu hören, womit er Dich beglücken wird.

Hoch erstaunt vernahm Achmet diese Worte, und konnte nicht begreifen, wie auf ihn des Monarchen Willen gefallen war, der nie sich zu seinem Throne gedrängt, schon so lange in die Dunkelheit sich zurückgezogen hatte.

Herr! sprach Achmet, dein Wort verwundert mich: wie erinnert sich Persiens großer Herrscher seines armen Knechtes? Zu schwach sind meine Kräfte, ich fühle es, zur Ausführung seiner Befehle, und andere Herzen, andere Arme erfordert sein Dienst, als ich ihm weihen kann. Doch er gebietet und ich gehorche. Mit der frühen Morgensonne werde ich in starken Tagreisen nach der Hauptstadt aufbrechen.

Daß Du mir sogleich folgest, erwiderte Ibrahim, ist meines Herrn Wille; ich selbst werde Dich begleiten.

Bange Besorgniß füllte Achmets Brust bei dieser Rede, schmerzlich drückte er zum Abschiede seine Thirza ans Herz, und flüsterte ihr zu, sich ungesäumt mit den Kindern in die Wohnung des weisen Mirza zu begeben und dort seine Rückkunft zu erwarten. Noch einmal umarmte er sein Weib und seine Kleinen, dann folgte er dem Statthalter. Weinend stand Thirza auf einem Hügel, den Fortziehenden nachzusehen: bald entzog ein Wald sie ihren Blicken. Zu ihrer Wohnung kehrte sie zurück, nahm ihre Kinder, die theuren Pfänder ihrer Liebe, und ging zu Mirza den Weisen.

Als Achmet mit seinen Begleitern vor den Mauern Ispahans anlangte, empfing mit lautem Jubel ihn das Volk; denn unvergessen war in allen Herzen des Vaterlandes edler Retter; und als nun endlich Achmet, der Sitte seines Landes gemäß, mit tiefgebeugter Stirn vor dem Schach stand, sprach dieser also zu ihm:

Sohn Alzoars, schon einmal befreite dein Arm das Vaterland und stützte den alten Thron — es ruft zum zweiten Male Dich, die Uebel, die ihm drohen, zu wenden.

Großer König! erwiderte Achmet, Ormuzd gebe dem Beginnen des geringen Knechtes Gedeihen und stärke meinen schwachen Arm.

Wohl, sprach der Schach, deine Seele füllt Muth, und Kraft deinen Arm. Du kennst meinen Bruder, den Fürsten der Afganen: Er ist mein — er ist Persiens Feind! Nimm diesen Dolch, ziehe hin zu ihm und bohre ihn nieder. Dein Muth und der gute Geist werden Dich schützen, und dankbar wird dein Herr und das Vaterland Dir lohnen.

Erstarrt fand Achmet bei diesen Worten und vermochte lange nicht seinen eigenen Sinnen zu trauen. Karistan, der Fürst der Afganen, war ein edler Mensch, und die einzige, die letzte Hoffnung der gedrückten Völker. Lange schon hatte sein unwürdiger Bruder ihn gehaßt; jetzt hatte er beschlossen, verführt noch mehr durch den nichtswürdigen Ibrahim, seine vom Blute der Unschuld rauchenden Hände noch mit dem Blute des Bruders zu beflecken, und zu diesen Bubenstück den edlen und muthvollen Achmet erwählt. Seine schwärmerische Vaterlandsliebe, hoffte der Tyrann, würde Achmet zu dieser That vermögen: Gold sollte vollends ihn bestimmen.

Großer König, sprach endlich der edle Perser, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, Du willst deinen Knecht prüfen; denn wie könntest Du deine Hände meuchlings in Bruderblut tauchen!

Sollte ich mich geirrt haben, erwiderte die Stirn runzelnd der Schach; sollte Achmet es wagen, sich dem Willen seines Herrn zu widersetzen; oder, fuhr er mit Spott fort, ist aus deiner Brust der Muth gewichen, und Du wägt nur ängstlich die Gefahr?

Herr! versetzte Achmet mit edler Gluth und entblößte seine narbenvolle Brust, diese Zeugen werden für mich sprechen. An dem Tage, der die Krone auf dem Haupte deines edlen Vaters wieder befestigte, schlugen sie die Osmanen mir. Zwar rinnt nicht mehr des raschen Jünglings Blut in meinen Adern, aber noch kann ich sterben, wenn die Pflicht, es gebeut. Fordere Herr und ich stürze mich willig in die Schwerter deiner Feinde, aber kein Meuchelmörder bin ich nicht.

Mit des Zornes wüthender Geberde hatte der Schach Achmets Rede gehört. Elender Slave, rief er ingrimmvoll, Du wagst meinen Befehlen zu widerstehen? In Ketten mit dem Frevler, damit er lerne zu gehorchen, oder sterbe.

Wachen bemächtigten sich des Unglücklichen, und schleppten ihn zwischen finstere Mauern.

Hier saß Achmet auf feuchtem Gestein, und überdachte sein Schicksal, gedachte seiner Thirza, seiner Kinder, und Thränen traten in sein Auge. Ist dieß der Lohn eines vorwurfslosen Lebens? klagte er laut. O, Thirza! Thirza! was wird aus Dir werden, wer wird Eurer sich annehmen, ihr, meine nun verwaisten Kinder!

Als der Sturm des ersten Schmerzes sich gelegt, kehrte zwar das Vertrauen auf Ormuzd und seine Freunde wieder in seine Brust, und er dachte nun ruhiger an das Geschick der Seinen; aber der Gram nagte an den Blüten seines Lebens.

Schon waren dem Unglücklichen in seiner finstern Wohnung drei Wochen entflohen, da öffneten sich die Schösser seines Kerkers, und Ibrahim trat herein.

Achmet, sprach er, mich sendet mein Herr und König, zu sehen, ob eines Bessern Du Dich bedacht. Gold und Ehre auf der einen, einen qualvollen Tod auf der andern Seite, stehen in deiner Wahl. Bedenke wohl, was Du thust, und handle weise; denn wisse, als Unterpand deiner Treue dient dein Web und deine Kinder. Doch solltest Du wahnsinnig noch immer bei deinem ersten Entschlusse verharren, so büßest Du nicht allein dafür: auch Thirza, auch deine Kinder ziehst Du ins Verderben.

Ewiger! rief Achmet, und warf sich zerrissen von Schmerz in den Staub, was verbrach ich, daß so fürchterlich mein Schicksal ist?

Wähle, sprach Ibrahim noch einmal, mit einem Blick wie Arimannus ihn hat, wenn er in Ormuzd lichte Gefilde hinüber sieht, wähle! In deiner Hand liegt dein, liegt ihr Loos. Bei der neuen Morgenröthe kehre ich wieder, deine Antwort zu holen. Vergiß aber nicht, daß Tausende bereit sind, dem Wink des Schachs zu dienen, wenn Du es verweigert, und daß dein Nein das Todesurtheil der Deinen ist.

Ibrahim ging, und Achmet blieb den bittersten Schmerzen überlassen. Fürchterlich war der Kampf seiner Brust, denn es galt allem, was dem Menschen theuer ist — es galt dem Wohl, dem Leben seiner Lieben. Die Tugend aber siegte, und Achmet brachte ihr das schwere Opfer des Duldens, es komme über ihn und seine Familie auch was da wolle.

Nacht hatte Ispahans Mauern und Zinnen umgeben, und Stille ruhte auf der ganzen großen Stadt; alles schlief; der einsame Denker, der Liebende, die Geliebte nur wachten, ach! und der Unglückliche auch, der sein kummervolles Lager mit heißen Thränen befeuchtete. Ihn flieht der Schlaf, so wie jene Glücklichen. Mit gleichen Schwingen schlagen ihm die Pulse der Zeit, wie jenen; derselbe Schleier deckt den Elenden und die Kinder des Glücks, und was dem Einen Freuden bringt, mehrt des Andern Schrecken.

Da öffnete sich still und leise des dunkeln Kerkers Pforte, und herein trat Ismael mit Mirza, dem Weisen.



Du hier! und an meines Mirza's Hand! rief erstaunt, sich vom Lager aufrichtend, Achmet.

Ich komme, erwiderte Ismael mit gesenktem Blicke, ich komme, Achmet, Dir den Freund deines Lebens, deinen Mirza zuzuführen; ich komme, um Dir den Trost zu bringen, daß, wenn Du sterben muß, dein Weib, deine Kinder gerettet sind; ich komme, um an der Schwelle des Todes deine Vergebung zu erhalten. Achmet, fuhr er fort, es gab eine Zeit, wo ich Dich haßte, wo ich bei Arimanus schwur, Dich zu verfolgen bis ins Grab; Achmet, Du rettetest mein Leben, Du erkanntest mich und warfst dennoch das deine hin, — und ich — ich entfloh; — gern, gern rettete ich Dich jetzt mit Aufopferung des meinigen, die Ewigen sind meine Zeugen; aber ich kann nicht; dein Tod ist unvermeidlich, wenn Du Dich dem Willen des Tyrannen nicht fügst — und das wirst Du nicht. Du wirst sterben, Achmet, aber deine Thirza, deine Kinder sollen leben. Ich will sie schützen mit meiner Brust, und sie sicher ins Reich der Afganen führen. Ormuzd hört meinen Schwur und mein Versprechen, und seine schrecklichsten Blitze mögen mich verfolgen, wenn ich es nicht erfülle.

Da zog wieder Glaube an die ewige Güte in Achmets Herz, als er diese Rede hörte, und laut weinend sank er in den Staub.

Mirza der Greis nahm ihn in seine Arme und fragte: was bist Du entschlossen zu thun? —

Zu sterben! antwortete er.

So komm an mein Herz, sprach der Greis, Du edler Mensch. Ja, Du mußt sterben, aber der Menschheit schönste Blume, die Blüthe der heiligsten Tugend schmückt dein Grab. Nimm, fuhr er begeistert fort, nimm diesen Dolch. Dein Freund, dein Lehrer gibt Dir ihn. Deine Thirza, deine Kinder werden weinen; aber dein edles Leben, dein edler Tod wird ihr Trost seyn. Ein martervolles Ende hat der Tyrann Dir geschworen — der Ohnmächtige! Dieser Stahl erhebt Dich über ihn, über Zeit und Grab.

Also sprach Mirza. Da umarmten sie sich alle drei, und Achmet stand da, stolz wie ein Sieger nach überstandnem Kampf. Er nahm aus Mirza's Händen den blinkenden Stahl, schloß Ismael, den gewonnenen Feind, noch einmal an sein Herz, und beschwor Beide bei des Lichtes ewigen Mächten, der Verwaisten Vater und Freund zu seyn.

Verlaßt mich nun, meine Freunde, sprach er; ruhig und mit heiterem Muthe gehe ich dem dunkeln Pfade jetzt entgegen, der sich vor mir öffnet, da ich weiß, daß *sie* einen Retter finden. Und Du, Mirza, Du Führer meiner Jugend, lebe wohl! und auch Du, Ismael! O, daß erst hier an der Gränze des Lebens wir uns finden mußten! — Doch dort — dort sehen wir uns wieder! —

Ja dort, wo keine Thräne mehr fließt, in Ormuzd lichten Gefilden, antwortete Ismael und Mirza, dort warte unser, dort sehen wir uns wieder!

Als sie ihn nun verlassen hatten, da warf Achmet sich zur Erde, und betete zu den Unsterblichen; und als die Morgenröthe ihre ersten Strahlen in seinen Kerker warf, da nahm er Mirza's Dolch und sprach: so habe ich Dich noch einmal gesehen, holdes Licht! sey mir willkommen, Botinn eines bessern Tages! nimm Ormuzd, nimm Du mich rettend auf!

Rasch stieß er den Stahl in seine Brust, und Thirza war der letzte Hauch seiner sterbenden Lippe.

Wuthvoll stampfte der Tyrann die Erde, als er vernahm, sein Opfer sey ihm entrückt; aber Ibrahim, den Bösewicht, den Verderber des Edlen, ergriff bald der Nemesis rächender Arm.

**4.**  
**Die Brüder**

oder

unter zwei Streitenden siegt der Dritte.

## 1.

»Nun soll sie mir nicht wieder entwischen!« sagte der Kammerjunker von Kent zu sich selbst, schloß die Thür zu, und hing leise noch ein großes Vorlegeschloß an; die Schlüssel steckte er zu sich. Jetzt hielt er das Ohr ans Schlüsselloch, hörte aber nichts, als das ruhige Athemholen eines Schlafenden. Verdrüßlich richtete er sich auf und wollte gehen; da wurde auf einmal der sanfte Schlaf durch einen erstickenden Husten unterbrochen, seine Züge erheiterten sich, und lächelnd rief er aus:

»Süße Musik! du bestätigt meine Hoffnung, sie wird mich nicht täuschen, und mir reichen Lohn gewähren!« —

Während der Zeit war die Frau Kammerjunkerinn aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen. Sie frug nach ihrem Mann und ihr Mädchen erzählte mit der Beredsamkeit einer Kammerjungfer:

Der gnädige Herr sey gleich nach ihr ausgefahren, und habe anstatt des Kutschers den alten Jacob, und sonst niemanden, mitgenommen; er wäre erst seit einer halben Stunde zurück, und sey anfänglich gar nicht ausgestiegen, bis der alte Jacob die Thüren an den Domestiken-Stuben verschlossen, und so die ganze Dienerschaft eingesperrt habe. Nur das Küchenmädchel habe der Alte vergessen, und diese wolle vom Holzboden herab, durch die Sparren, eine ganz verummte Person bemerkt haben, die der gnädige Herr aus dem Wagen gehoben, und die Treppe heraufgeführt.

Die gnädige Frau versank in ein tiefes Nachdenken, und Hannchen durch spähte mit einer Kennermiene ihre Gesichtszüge, in denen sich bald Freude, bald Verdruß mahlte, und die Kleine war gar nicht zufrieden, da sie, die doch in so manchen Fällen das Vertrauen der Frau Kammerjunkerinn besaß, das Zimmer mit dem Bescheid verlassen mußte: das Küchenmädchel sey ein albernes Ding, das wohl auch den Jagdhund für eine Person gehalten haben könne.

Hannchen tröstete sich mit der Hoffnung, daß die gnädige Frau aus Verdruß über den Herrn Gemahl wohl noch beichten würde, sie sah schon Ehestandsszenen mit Donner und Blitz, wie sie in dem Kent'schen Hause nichts seltenes waren, entgegen, und nahm sich vor, alsdann ein bißchen über die Zurücksetzung zu schmollen; allein wie groß war ihre Verwunderung, da nicht allein die Gewitter, die sie vermuthet hatte, glücklich vorüberzogen, sondern auch der Ehestandshimmel so hell und rein war, als sie ihn noch nie gesehen. Sonst hieß es in guten Tagen: Herr Kammerjunker! — Frau von Kent! — jetzt hörte man nichts als: Mein Engel! — Mein Kind! — Mein theurer Adolph! — Geliebte Laura!

## 2.

Von diesem Tage an trug man sich im Kent'schen Hause mit mancherlei Gerüchten, von denen jedoch keines der Wahrheit auf die Spur kam; und der alte Jacob, der allein um das Geheimniß wußte, war stumm wie ein Fisch, und selbst das hübsche Hannchen, die sonst so viel bei ihm galt, hatte in diesem Punkte alle Gewalt über ihn verloren. So viel war gewiß, daß man in dem Zimmer, dessen Fenster auf den öden Wall gingen, oft gehen, und noch öfter husten hörte; aber eben dieser Husten war es, wodurch diejenigen, die in dem, was in dem Zimmer verborgen war, eine heimliche Liebe des gnädigen Herrn suchten, irre geführt wurden.

Daß sich wirklich noch jemand im Hause befand, wußten alle, und der sicherste Beweis davon war, daß die Herrschaft täglich eine Portion mehr zu essen verlangte, die der alte Jacob erhielt, um sie an die Behörde zu befördern, und selbst dann, wann Kents auswärts speisten, mußte der Koch dem Alten sein bescheiden Theil ausliefern.

Eines Tages, da Hannchen des schönen Wetters wegen ein wenig in die Hausthür getreten war, und den Vorübergehenden mit freundlichen Blicken entgegen sah, ward sie einen hübschen, schlanken Jäger gewahr, der mehrere Male vorbei ging, und sich an allen Fenstern umsah. Hannchen, die sich auf eine Eroberung gefaßt machte, und alles, was der Fremde vornahm, dreist auf sich zog, suchte ihn durch noch größere Freundlichkeit zu ermuntern, und es glückte ihr auch so weit, daß sie der hübsche Mensch höflich grüßte, und endlich bei ihr stehen blieb, und sich nach der Wohnung von einer Herrschaft, die hier in der Nähe seyn sollte, erkundigte.

Nun gab ein Wort das andere, und ist kurzer Zeit war man so bekannt, daß Hannchen wußte: der schöne Jäger habe sich mit seinem Herrn verunreinigt, und suche eine neue Herrschaft. Hannchen wünschte, daß er in ihre Nachbarschaft, und noch lieber ins Haus kommen möchte, und schlug ihm vor, er solle sich doch bei ihrem Herrn melden, der gerade mit einem von seinen Leuten unzufrieden wäre, und sich entschlossen hätte, ihn fortzuschicken.

Derselbe, von dem Hannchen sprach, war zwar bis jetzt ihr Liebhaber gewesen, und sie hatte ihm noch vor ein Paar Stunden versprochen, bei der gnädigen Frau ein gutes Wort für ihn einzulegen; was konnte sie aber dafür, daß ihr der schöne Jäger besser gefiel? Genug, sie sagte diesem, daß sie bei der Frau Kammerjunkerinn viel gelte, und für ihn gern alles thun wolle, was in ihren Kräften stände.

Sie hielt, ihrem armen Verschwägerten zum Trotz, ihr Wort, und wußte ihren neuen Protegé so heraus zu streichen, daß die gnädige Frau selbst neugierig auf ihn wurde, und ihren Mann bat, den Phönix in seine Dienste zu nehmen. Hannchens Wunsch wurde erfüllt, und man war allgemein damit zufrieden, denn der Jäger war ein schlauer Fuchs, der jedem sagte, was er gern hörte, und der sich selbst bei dem alten Jacob so einzuschmeicheln wußte, daß er, der so selten jemanden traute, ihm sein volles Vertrauen schenkte, und sein Glaube an ihn stand so fest, daß er ihm sogar eines Tages, da die Herrschaft abwesend und er selbst nicht recht wohl war, die Schlüssel zu dem geheimnißvollen Zimmer in die Hände gab, und ihm, nachdem er sich die heiligste Verschwiegenheit hatte geloben lassen, auftrag, ein Gericht, was er dem Koch abfordern mußte, in jenes Zimmer zu tragen; doch band er ihm auf das schärfste ein, sich nicht groß umzusehen, und mit der Person, die er finden würde, nicht ein Wort zu sprechen.

Der Jäger richtete seinen Auftrag pünktlich aus; aber noch denselben Abend schnürte er heimlich sein Bündel, und den andern Morgen war er nirgends zu finden. Niemand konnte begreifen, was ihn zu diesem Schritte bewogen haben sollte, da er, außer seinen Effekten, nicht das Geringste mitgenommen hatte.

Hannchen weinte über den Verräther, und der alte Jacob schüttelte den Kopf; er allein glaubte ihm auf der Spur zu seyn, und kränkte sich tief, daß er sich noch auf seine alten Tage von so einem jungen Laffen hatte hinters Licht führen lassen; doch war er klug genug, seine Vermuthungen für sich zu behalten.

### 3.

Wolf und Otto von Kent waren Brüder, und so wie Wolf über die Sorge, die ihm die Erziehung

seiner drei Söhne verursachte, klagte, so seufzte Otto über die wunderbare und oft eigensinnige Weise, wie das Glück seine Gaben austheilt; denn er, der durch seine erste Heirath und mehrere günstige Umstände ein großes Vermögen erlangt hatte, beneidete seinen Bruder um die Ursache seiner Klagen. Kinder zu haben, war in seinen Augen das höchste Gut, und ihm hatte sie der Himmel versagt.

Lange hatte er seinen Bruder umsonst gebeten, ihm einen seiner Söhne abzutreten, und so gern ihm dieser seine Bitte gewährt hätte, so war doch, so lange seine Gattinn lebte, ihre Mutterliebe der Stein des Anstoßes, der sich seinem Willen widersetzte. Sie starb, und Wolf entschloß sich, die Vaterrechte über seinen jüngsten Sohn Heinrich auf seinen Bruder übergehen zu lassen; denn dieser brauchte zur Zeit noch die meiste Pflege, und Otto's Gemahlinn, die zwar keinen Reichthum, aber ein weiches, lenksames Gemüth zu ihm gebracht hatte, trug das Herz einer Mutter in der Brust, und mit der Liebe, mit der sie an einem eigenen Kinde würde gehangen haben, hing sie sich an den kleinen Heinrich fest, der von ihren stillen Tugenden geleitet, zu einem edlen Jüngling heranwuchs, und der sich aus mehr als einer Rücksicht glücklich schätzen konnte, daß er von seinen Brüdern getrennt worden war.

Moritz und Adolph, Heinrichs Brüder, hatten nach ihrer Mutter Tode wenig Aussicht gehabt. Ihr alter pedantischer Hofmeister sah ihnen sehr durch die Finger; denn wenn seine Zöglinge nur in seiner Gegenwart eine fromme Miene anzunehmen verstanden, so glaubte er nicht, daß sie, wenn die Schulstunden vorbei waren, die gottlosesten Streiche auszuüben im Stande wären. Daß sie wenig lernten, hielt er für Mangel an Fähigkeit, doch würde seine Lehrart selbst für die talentvollsten Kinder unschmackhaft geblieben seyn, da er größeren Werth auf lateinische und griechische Floskeln, als auf deutlichen und leichten Vortrag setzte, und seine Kenntnisse im Fache der schönen Wissenschaften nicht weit reichten, und zu ernster Gelehrsamkeit waren die jungen Kents nicht bestimmt.

So wurden sie unwissende, rohe Menschen, Heuchler im strengsten Sinne des Worts, und durch den Tanz- Fecht- und Sprachmeister erlangten sie so viel Geschicke, um, mit Hülfe ihrer Verstellungskunst, ihre groben Mängel zu verstecken.

Auch das Band der Bruderliebe war nur sehr locker um sie geschlungen, und vereinigte sie immer nur dann, wann gemeinschaftliches Interesse ihre Handlungen leitete.

So war ihnen ihr Bruder Heinrich ein Dorn im Auge, den sie auf alle ersinnliche Weise verfolgten, und noch ehe sie die zeitlichen Vortheile, die seiner harrten, berechnen konnten, war ihnen seine Wahrheitsliebe, sein Fleiß und seine überwiegenden Kenntnisse zuwider. In seiner Gegenwart wurde es ihnen nicht schwer, bei ihrer gewohnten Heuchelei, seine herzliche Liebe zu erwidern, und nur hinter seinem Rücken traf ihn Spott und Hohn, und da sie das Alter erreichten, wo sie anfangen, den Werth des Geldes kennen zu lernen, da schalten sie ihn, der öffentlich als der angenommene Sohn und Erbe des reichen Onkels bekannt war, einen Räuber ihres Eigenthums, und faßten den Entschluß, mit vereinigten Kräften seinem Glück entgegen zu arbeiten.

#### 4.

Wolf lebte gerade so lange, um seine Kinder gut versorgt zu sehen. Moritz hatte die Jägerei gelernt, und war Oberforstmeister; eine Stelle, die er so jung nicht würde erlangt haben, wenn sich der Onkel nicht, auf Heinrichs Bitten, bei dem Fürsten, wo er viel galt, für ihn verwendet hätte. Adolph hatte sich anfänglich dem Soldaten-Stande gewidmet, da er aber das Glück hatte,

eine reiche Frau zu finden, so nahm er seinen Abschied als Lieutenant, und wurde bald nachher zum Kammerjunker ernannt. Seine Frau lebte, mit ihm auf einem ziemlich ungenierten Fuße; sie wußte, daß sie reich war, und brauchte selbst viel Geld, und da sich auch seine Depensen täglich vermehrten, so gab das oft zu Scenen, wie sie Hannchen kannte, Anlaß.

Heinrichen konnte es nicht fehlen; er würde mit seinem Kopf und Herzen fortgekommen seyn, auch wenn er nicht die Aussicht auf die reiche Erbschaft gehabt hätte. Er hatte studirt und war seit wenig Wochen auf Reisen, als sein Vater starb; und es fiel ihm gar nicht auf, daß er von ihm im Testamente nur auf das Pflichttheil gesetzt worden war, und mit Bewilligung seines Onkels überließ er auch dieses noch seinen Brüdern, wobei ihm nichts mehr leid that, als daß ihr Antheil dadurch nicht beträchtlicher vermehrt werden konnte.

Heinrich liebte Wissenschaften und Künste mit einem Feuer, wie es selten in der Seele eines Jünglings glüht, und so gern es die Zärtlichkeit seiner vortrefflichen Pflegemutter verhindert hätte, so bat er doch so lange, bis ihm die Erfüllung seines Wunsches, Italien zu sehen, gewährt wurde.

Die Trennung von seiner guten Tante fiel ihm unbeschreiblich schwer, und wenn nicht der heiße Trieb, zu sehen und zu lernen, so gewaltig in ihm gewirkt hätte, er würde noch von seinem Vorhaben abgestanden seyn. Sie hatte einen schwachen, reizbaren Körper, und ob sie gleich mit der Sanftmuth eines Engels ihre innern Leiden zu verbergen suchte, so redete doch ihr bleiches Gesicht desto stärker zu seinem Herzen, und er kehrte mit der Furcht, sie nicht wieder zu finden, beim Abschied immer von neuem in ihre Arme zurück.

Moritz und Adolph kamen selten zu einander, bis zu der Zeit, da Heinrich fort, und ihr Vater todt war: denn da hätte jedermann gezweifelt, auf der ganzen Welt ein Paar zärtlichere Brüder zu finden. Man sah keinen ohne den andern, und sogar ihre Weiber (auch Moritz war verheirathet) nahmen oft an ihren freundschaftlichen Zusammenkünften Antheil; doch würdigten sie sie ihres Vertrauens nur zum Theil, weil das, was sie unter einander abhandelten, und was sie so fest an einander kettete, mit dem Schleier der tiefsten Verborgenheit bedeckt werden mußte.

## 5.

Jeder Brief von Heinrichen verbreitete in dem Hause seines Onkels eine allgemeine Freude, und der Tag seiner Ankunft wurde wie ein Festtag gefeiert; denn bis auf den geringsten Domestiken herab war ihm alles mit Liebe und Achtung ergeben, und auf die Gesundheit seiner Tante, deren Uebel immer zunahmen, hatte eine gute Nachricht von ihrem Heinrich auf Wochen hinaus den besten Einfluß.

Man denke sich nun die Leiden der guten Frau, die bangen Sorgen ihres Mannes, und die Angst aller, die ihn liebten, als auf einmal seine Briefe ausblieben! Der letzte war von Rom aus geschrieben, und hierin bat er seine Pflegeältern um die Einwilligung zu einer Heirath mit der Tochter eines deutschen Edelmannes, der aus Liebe zu der Kunst in Rom einheimisch geworden war. Heinrich schilderte seine Euphrosine so schön, so gut, so geistreich, er wußte ihre Tugenden, ihre Talente in ein so vortheilhaftes Licht zu stellen, daß sie alle die Vorzüge, die er ihr gab, auch nur zur Hälfte hätte wirklich besitzen dürfen, um ein vollendetes Weib zu seyn; und da er sie liebte, und dadurch der Wunsch, ihn verheirathet zu sehen, erfüllt wurde, so war es kein Hinderniß, daß sie, bei einer Menge Geschwister, und dem nur mäßigen Wohlstande ihrer Aeltern, auf keine reiche Aussteuer Rechnung machen konnte.

»Wenn Dich nicht die Liebe täuscht« — antwortete ihm der »Onkel — »und alles das wahr ist, was Du schreibst, so bringe uns deine Euphrosine, sie soll uns eine liebe Tochter seyn.« —

Aber er brachte sie nicht, und es verging beinahe ein halbes Jahr, ohne daß irgend eine Nachricht von ihm einging.

Heinrichs Brüder fragten fast täglich nach in des Onkels Hause, ob kein Brief aus Rom angelangt sey, und jede solche Anfrage gab der kranken Tante einen Stich ins Herz, und sie konnte nie ohne Thränen die verneinende Antwort geben. Moritz besann sich endlich, daß ein Freund von ihm nach Rom gereist sey, er versprach, an diesen zu schreiben, und hoffte, in kurzer Zeit bestimmt durch ihn zu erfahren, was aus Bruder Heinrichen geworden sey.

Nach mehreren Wochen kam endlich ein Brief von diesem Freunde an, aber leider war er nichts weniger als erfreulich; er bestätigte das, was Moritz und Adolph immer gefürchtet, doch nur leise geäußert, und was seine Pflegeältern nie von ihm geglaubt hatten. Da hieß es denn: Heinrich würde in den Gesellschaften, in denen er täglich sey, keine Zeit zum Schreiben übrig haben; er lebte in einem Taumel von Zerstreuungen, und das Haus seiner Geliebten sey sein Ruin; diese wäre nichts weniger als die Tochter eines Edelmanns, sondern ihr Vater sey ein Mahler, lebe größtentheils davon, daß er mit ihrem schönen Gesichte junge Leute zu sich locke, und ihnen durch hohes Spiel das Geld abnähme. Heinrich käme nicht zu sich, und ob er gleich, als ein reicher deutscher Edelmann viel Credit hätte, so würden ihn doch seine Schulden bald zur Flucht, oder zum Einverständniß mit seinem künftigen Schwiegervater nöthigen, wenn sich sein Onkel nicht dazu verstehen sollte, sie zu bezahlen. Die schöne Euphrosine hielt ihn so fest in ihren Schlingen, daß er nicht entgehen könne; doch sey es nicht in ihrem Plane, nach Deutschland zurückzukehren, weil sie in Italien freieres Spiel habe, und ihre Verwandten ihr keinen Zwang auflegten.

Der Onkel war zweifelhaft, ob er dem Briefe glauben sollte, oder nicht, und die arme Tante konnte viele Tage des Bett nicht verlassen, ihre Augen wurden nicht trocken und sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie in seine Reise eingewilligt hatte.

Noch gab es Stunden, wo sie hoffte, Heinrich würde, wenn er auch wirklich durch Verführung hingerissen wäre, zum Guten zurückkehren; aber Moritzens Freund schrieb oft, und eine Nachricht war immer schlimmer, als die andere. Umsonst schrieb der Onkel, versprach seine Schulden zu bezahlen und beschwor ihn unter Androhung seines Fluches, er solle zurückkommen. Er kam nicht, und schrieb auch nicht.

Endlich brachte Moritz, der Schreckensbote, einen Brief, der auch die letzte Hoffnung zertrümmerte: Heinrich fand — so hieß es — einen glücklichen Nebenbuhler bei seiner Geliebten, er zog den Degen gegen ihn, und wurde schwer verwundet nach Hause gebracht. Man zweifelte an seiner Genesung.

## 6.

Gern würden ihm seine gütigen Pflegeältern sein Vergehen verziehen haben, hätten sie ihn damit retten können, doch hier war alles verloren; denn kurz darauf brachte ihnen Moritz den Todenschein, und die Attestate der Aerzte.

Dieser Schlag war zu hart! — Die Tante, deren Kopf bei ihrem schwachen Nervensystem durch das stille Grämen und Sinnen ohnedieß schon viel gelitten hatte, verfiel in eine gänzliche Gedankenlosigkeit, aus der sie nur manchmal erwachte, um den Tod ihres Lieblings zu beweinen,

und die Hinfälligkeit ihres Gemahls zu beklagen.

Sie sah ihrer Auflösung gleichmüthig entgegen, doch der Tod verschonte sie, die ihn erwartete; ihr schwacher Körper unterlag nicht, weil ihr niedergedrückter Geist nicht mehr den Einfluß auf ihn hatte, wie ehemals; ihr Gemahl hingegen konnte es nicht vergessen, wie er über Heinrichs vollendete Erziehung triumphiert hatte, und wie sein Triumph nun zu Schanden ward; dazu kam noch die väterliche Liebe, die er für seinen Zögling fühlte, und die ihn so lange vergessen machte, daß er selbst Kinder hätte haben können.

Auch der Zustand, in den er sein gutes Weib versetzt sah, ging ihm nahe ans Herz, er war zwar an ihre Kränklichkeit gewöhnt, und ein Uebel, das man gewohnt ist, schmerzt weniger; aber jetzt ergriff es ihn desto mehr, daß er gerade in dieser Trauerzeit auch ihren liebevollen Trost, mit dem sie ihn sonst über manche trübe Stunden wegleitete, und dabei ihren eigenen Schmerz vergaß, entbehren mußte.

Er kam sich mit all seinem Reichthum allein vor auf der Welt; denn Moritz und Adolph hatten immer nur in so fern, als sie seines Bruders Söhne waren, Anspruch auf sein Wohlwollen gehabt, er selbst tadelte die Erziehung seines Bruders oft, aber ohne Erfolg. Sie hatten sich nie besonders Mühe um seine Gunst gegeben, und nur seit Heinrichs Tode suchten sie sich ihm beliebt zu machen; allein er konnte kein Vertrauen zu ihnen fassen, denn keiner von ihnen glich seinem Heinrich. Er war jetzt oft nicht wohl, und eines Morgens fand man ihn todt im Bette.

Moritz und Adolph wollten sich nun schnell, als die rechtmäßigen Erben, seiner Güter bemächtigen; allein es fand sich ein Testament, in welchem der Verstorbene hauptsächlich auf diejenige Bedacht nahm, die ihm bei seinem Leben das Liebste gewesen, und wodurch er bewies, wie gleichgültig ihm seine Neffen waren. Er verordnete, daß sein sämmtliches Vermögen, außer einigen Legaten, ungetheilt bleiben, und es derjenige von seinen Neffen erhalten sollte, in dessen Behausung seiner Gattinn letztes Stündlein schlüge. Er wollte, da er der Guten den letzten Dienst, sie zum Grabe zu begleiten, nicht selbst leisten konnte, durch sein Testament seinen Erben zwingen, sie in Ehren zu halten, damit sie nicht von dem, wo sie ihren Aufenthalt wählen würde, wegzuziehen sich genöthigt sähe, und wenn dieß ja der Fall seyn sollte, von den Andern einer guten Aufnahme versichert wäre.

## 7.

Von dem Augenblicke an, da das Testament publicirt wurde, war es mit der Freundschaft der beiden Brüder aus. Jeder hatte gehofft, die Hälfte von des Onkels Vermögen zu erhalten, und hier ein würden sie sich ohne Neid gefügt haben; aber nun, da das Ganze auf dem Spiele fand, wollte keiner etwas von einer Theilung wissen, und jeder der einzige Erbe seyn.

Die kranke Tante, auf die vorher keiner geachtet hatte, ward nun auf einmal der Stern, um den sich ihre Wünsche und Bestrebungen drehten. Einer wie der andere eilte sogleich nach der Publication des Testaments zu ihr, um sie zu bitten, bei ihm vorlieb zu nehmen; und Adolph fiel dem alten Jacob dankbarlich um den Hals, da er hörte, daß dieser sie, aus Mitleid mit ihrer Schwäche, und in der Furcht, daß sie in lichten Augenblicken bei den schmerzlichen Umgebungen zu viel leiden würde, aus dem Trauerhause weg, und in sein eigenes, das nicht weit entfernt war, geschafft hatte.

Moritz kochte innerlich vor Wuth, doch ließ er es sich nicht merken, denn er begriff wohl, er durfte es mit seinen Bruder nicht ganz verderben, um Gelegenheit zu haben, die Tante in seine



Gewalt zu bekommen, und er wünschte ihrem morschen Lebensfaden nur noch eine so lange Dauer, bis er sie in seinen vier Pfählen haben würde.

Die Tante wurde auf das Beste gepflegt, doch würde die Gute in diesem Hause die Liebe ihres Mannes und ihres Heinrichs am ersten vermißt haben, wenn sie mehr Besonnenheit gehabt hätte. Ihr kam es vor, als wäre sie in eine andere Welt versetzt, und hätte nur eine bleiche Erinnerung aus der vorigen mit hinüber genommen. Ihr Geist war nicht zerrüttet, nur niedergedrückt; nicht Wahnsinn, nur eine sanfte Melancholie war es, die sich über ihr ganzes Wesen verbreitete. Sie nahm keinen Antheil mehr an dem, was um sie her vorging, sie sprach nicht mehr, und man hörte sie nur zuweilen seufzen. Ihre Gesundheit nahm nach dem Tode ihres Gemahls nicht ab, doch erlangte sie auch ihre Kräfte nicht ganz wieder, und der dumpfe, erstickende Husten drohte oft, wenn er sie überfiel, ihrem Leben ein Ziel zu setzen.

Der Oberforstmeister besuchte sie oft; da sie aber seine Fragen nicht beantwortete, und mithin wider seinen Bruder nicht klagte, so konnte er kein Mittel finden, sie diesem zu entreißen, und er war wüthend, wenn er dachte, daß Adolph allein den Lohn seiner Arbeit genießen sollte. Er suchte seinen Bruder zu bereden, daß er sich dazu verstehen möchte, ihm freiwillig die Hälfte der Erbschaft abzutreten. Der Kammerjunker versprach es zwar, war aber nicht dazu zu bringen, eine schriftliche Versicherung darüber auszustellen, weil er nicht gesonnen war, sein Versprechen zu halten, und Moritz, der zwar seinen Vorsatz, die Tante in seine Behausung zu bringen, nicht aufgab, allein im Fall er nicht auszuführen wäre, doch lieber etwas, als nichts, gehabt hätte, wollte verzweifeln, da ihm auch das nicht gelang.

## 8.

Endlich half der Zufall da, wo List und Ränke scheiterten! — Die Frau Kammerjunckerinn hatte der Tante, eine treue, ehrliche Frau zur Bedienung gegeben, auf die sie sich unbedingt verlassen konnte. Sie war in Rücksicht ihrer Bildung weit über den Platz erhaben, auf welchen der Drang der Umstände sie setzte; und da sie nicht allein zur Bedienung, sondern auch zur Wartung und Gesellschaft bei der alten Frau von Kent seyn sollte, so traf es sich nicht selten, daß sie ihre Begleiterinn seyn mußte, wenn sie der Kammerjunker bei heiteren Tagen spazieren fahren ließ.

Eines Tages fuhren sie etwas weiter als gewöhnlich, sie kamen auf einen ungebahnten Weg, und hatten das Unglück, umgeworfen zu werden. Die Frau von Kent hatte zwar keinen Schaden genommen, doch zog ihr die heftige Erschütterung eine Ohnmacht zu, und ihre Gesellschafterinn war herzlich froh, daß aus einem nahen Gartenhause Leute hierbei eilten, und sich erboten, sie indessen, bis sich die kranke Dame erholt hätte, in ein Zimmer zu führen.

Sie kam wieder zu sich, war aber so matt, daß ihre Wärterinn unmöglich riskieren konnte, sie wieder in den Wagen zu setzen. Sie blieb also bei den freundlichen Gärtners-Leuten mit ihr, und schickte den Wagen nach Hause, um ihrer Herrschaft keine Sorge zu machen.

Kaum war dieser fort, so hielt eine elegante Equipage vor dem Gartenhause, ein Herr und eine Dame stiegen aus, und kamen herein, und als sie zu der Kranken ins Zimmer traten, und sie erkannten, da jubelten beide laut, denn es war niemand anders, als Moritz von Kent, und das Haus sein Gartenhaus, wo er zuweilen den Sommer zubrachte. Nun war an kein Fortkommen zu denken, so sehr auch die Begleiterinn der alten Frau von Kent, nach dieser Entdeckung darum bat. Moritz schrieb seinem Bruder ein Billett: der Himmel habe die Ungerechtigkeit, mit der er sich weigerte, ihm wenigstens die Hälfte der Erbschaft zukommen zu lassen, nicht mit ansehen können und ihm das Ganze zugewendet: denn die Tante wäre in seinem Hause, und er würde

gewiß Sorge tragen, daß sie nicht lebendig heraus käme, wozu ihm auch ihre Mattigkeit alle Hoffnung gäbe.

Adolph wollte rasend werden, er wüthete gegen sich selbst, gegen seine Frau und alle, die ihm zu nahe kamen; der Kutscher erhielt auf der Stelle seinen Abschied; aber wozu half ihm das? Die Tante war und blieb bei dem Oberforstmeister, und dieser hüthete sich, sie heraus zu geben. Indessen seine Hoffnung, durch den letzten Zufall ihren Tod befördert zu sehen, ward nicht erfüllt; sie besserte sich wieder, und ihr Leben fristete sich von einem Tage zum andern.

So verging eine geraume Zeit, ohne daß von Seiten des Kammerjunkers etwas geschah, was den Wünschen seines Bruders entgegen gestanden hätte; doch ließ sich dieser durch die scheinbare Ruhe nicht täuschen, und er würde gewiß jeden Versuch, sich der Tante zu bemächtigen, hintertrieben haben, wenn er immer in ihrer Nähe hätte bleiben können.

Er bekam den Auftrag, ein Stück Holz zu besehen, das der Fürst kaufen wollte, und ob er schon davon eigentlich nicht viel verstand, und Brennholz kaum von Nutzholz unterscheiden konnte, so mußte er doch reisen. Mit schwerem Herzen stieg er in den Wagen, und bat seine Gemahlinn beim Abschiede nochmals, von der Tante nicht zu wanken und zu weichen. Sie würde seine Bitte auch gewissenhaft erfüllt haben, wenn nicht noch denselben Abend die Nachricht an sie gekommen wäre: ihre Mutter sey gefährlich krank, und wünsche sie noch einmal zu sehen. Sie warf sich voll Angst sogleich in den Wagen, und fuhr nach den Hanse, wo jene wohnte. Sie trieb den Kutscher zur Eile, und fand die Kranke völlig gesund am Spieltische. Nur wenig Worte bedurfte es, um sie zu überzeugen, daß man sie hintergangen hatte, sie dachte an die Tante, und ein Grausen überfiel sie.

Schneller noch als sie gekommen war, fuhr sie zurück, um das Unglück, wenn es möglich wäre, zu verhüthen, und sie sprang gleich beim Eintritt ins Haus nach dem Zimmer der Hochverehrten, deren wahren Werth sie nicht einmal kannte; aber — hilf Himmel! — sie war verschwunden. Ihre Aufseherinn, dieselbe, die mit ihr ins Haus gekommen war, erzählte weinend: es habe jemand durchs offene Fenster, das in den Garten ging, die Lichter ausgelöscht, sie sey darnach gegangen, eines wieder anzuzünden, weil niemand auf ihr Rufen gehört habe, und in demselben Moment müsse die Frau von Kent geraubt worden seyn.

## 9.

So war es auch, der Kammerjunker hatte Nachricht von der Reise seines Bruders erhalten, und er machte schon den ersten Abend einen Versuch, seine Abwesenheit zu benutzen: denn er schloß sehr richtig, daß man sichs da am wenigsten vermuthen werde. Er war es, der durch eine falsche Nachricht seine Schwägerinn aus dem Hause lockte; darauf stieg er mit Hülfe einer Leiter über die Gartenmauer, und öffnete von innen die Thür, die nur verriegelt war, und aufs Feld ging, nachdem er dem alten Jacob, der den Kutscher machen mußte, in einer kleinen Entfernung zu halten, befohlen hatte. Das Zimmer, welches die Tante bewohnte, kannte er durch seine Nachforschungen recht gut, und so kletterte er, um sie zu belauschen, an dem Weingeländer am Hause in die Höhe. Sie saß ruhig auf dem Sopha, und da er noch über das, was weiter geschehen sollte, nachdachte, putzte ihre Gesellschafterinn, die bei ihrem Strickstrumpf schläfrig geworden war, ein Licht aus.

Adolph wußte den Augenblick zu benutzen, er warf schnell sein Schnupftuch auf das andere Licht, und da die Alte, nachdem sie mehrmals gerufen und das Fenster, des Zuges wegen, zugemacht hatte, endlich zur Thür hinaus ging, eines wieder anzuzünden, schlug er rasch die

Scheiben entzwei, stieg zum Fenster hinein, nahm die Tante auf den Arm, trug sie die ihm wohl bekannte Hintertreppe in den Garten hinab, und eilte mit ihr zum Wagen. Glücklicherweise hatte er wegen des kühlen Abends einen Mantel mitgenommen; er hüllte jetzt seine Geraubte hinein, brachte sie nach Hause, und schloß sie sorgfältig ein.

Das Zimmer, worein er sie führte, war schon lange im Stillen auf ihre Ankunft vorbereitet worden. Denn der Kammerjunker hatte den Plan, daß, wenn er sie nur erst in seine Gewalt bekäme, kein Mensch von ihrer Anwesenheit in seinem Hause etwas erfahren sollte, seine Frau und den alten Jacob ausgenommen, der eine Art von Familienstück war, da er sich seit seiner Jugend im Dienste der Kent'schen Familie befand, und sich zu allem möglichen brauchen ließ, weil man ganz auf seine Verschwiegenheit und Treue bauen konnte. Alle übrigen Domestiken waren bald nachher, als die Tante aus dem Hause gekommen, mit neuen vertauscht worden, die die Verhältnisse ihrer Herrschaft nicht kannten.

Der Kammerjunker hatte zu diesen Maßregeln keinen andern Grund, als daß er dadurch in Hinsicht des Geheimnisses Sicherheit zu erhalten glaubte, und nun, da ihm das Glück wieder günstig war, seinen Schatz in seiner Verwahrung zu behalten hoffte; denn wäre es bekannt geworden, daß die Tante sich bei ihm befand, so hätte er sie nicht verschließen dürfen; und da sie ohnedieß nur noch vegetierte, so sollte ihr Jacob die nöthigen Dienste leisten, und er und seine Frau wollten die Aufsicht über sie haben.

Der Oberforstmeister kam zurück, und das häusliche Ungewitter abgerechnet, ließ er sich gegen niemand das geringste merken. Er wußte, daß ihm sein Bruder die Tante geraubt hatte, konnte aber lange nicht erfahren, wo er sie hingethan. Er hielt im Geheim Nachforschungen, ob sie bei ihm im Hause wäre; allein es war vergebens, sie ward darinnen nicht mit Namen genannt.

Er fuhr auf das Gut, was seine Schwägerinn ein Paar Meilen von der Stadt besaß, aber auch hier war nichts von ihr zu hören und zu sehen. Er wollte Gewißheit haben, es koste was es wolle, und in der Verlegenheit, wie er sie sich verschaffen sollte, wurde ihm ein listiger Streich von seinem neuen Jäger erzählt, den er nur erst auf der letzten Reise angenommen hatte, und nun warf er seine Augen auf den. Er fand, was er suchte: einen listigen, intriganten Menschen, der seinen Plan bald durchsah, und dem es durch seine hübsche Figur gelang, in das Haus selbst zu kommen, in dem er nur eine Bekanntschaft gesucht hatte.

## 10

Der Flüchtling kehrte aus dem Hause des Kammerjunkers zu seinen vorigen Herrn zurück, und brachte ihm, außer der bestimmten Nachricht von dem Aufenthalte der Tante, ein köstliches Kleinod mit, nämlich: einen Wachsabdruck der Schlüssel, die in ihr Zimmer führten, den er sich schnell verfertigt hatte, da er, in allen Ränken geübt, zu diesem Behuf lange das Wachs bei sich trug.

Der Oberforstmeister machte dem Jäger ein Geschenk, versicherte ihn seiner Zufriedenheit und ließ nun eilig die Schlüssel besorgen, und bis diese fertig waren, wurde der Plan zu einer anderweitigen Entführung ausgedacht.

Man wählte einen Tag, von dem man wußte, daß der Kammerjunker mit seiner Frau die halbe Nacht außer dem Hause zu bringen würde. Der Jäger mußte sich mit den Schlüsseln verkleidet ins Haus schleichen, und so lange versteckt halten, bis alles zur Ruhe war, wo er alsdann bis um Mitternacht, zu welcher Zeit sich derjenige Theil der Dienerschaft, den die Herrschaft noch

bedurfte, wieder ermunterte, sicher seyn konnte; und weil er sich nicht zugleich mit einem Hausschlüssel versorgt hatte, was ihm leicht gewesen wäre, und woran er, eben dieser Leichtigkeit wegen, nicht gedacht hatte, so mußte er den Rückweg durchs Fenster nehmen. Die Fenster der Frau von Kent waren zu allen Glücke wegen des Walles nicht hoch, weshalb man leicht mit Hülfe einer mäßigen Leiter hinabsteigen konnte.

Der Jäger hatte sich ein Paar Leute, die ihm glichen, und auf die er sich verlassen konnte, zu Gehülften gewählt, ihnen jedoch nichts weiter gesagt, als daß es darauf abgesehen sey, ein Mädchen mit ihrer Einwilligung in die Arme ihres Geliebten zu bringen, und er nahm sich vor, die Frau von Kent dergestalt zu verummnen, daß es ihnen schwer werden sollte, die Wahrheit zu ahnden.

Glücklicherweise hatte ein Bekannter des Jägers die Wache am Eingange des Walles. Ein Goldstück und das bekannte Märchen gewann ihn, daß er sie mit der Leiter passieren ließ; so nach war für alles gesorgt, und es fehlte nur noch an einem gelungenen Ausgange.

So wie es dunkel ward, schlich sich der Jäger ins Haus, und da er alle Winkel kannte, so wurde es ihm nicht schwer, sich an einem sichern Ort zu verbergen. Hier wartete er, bis alles ruhig war, und ging dann leise, mit Hülfe der Schlüssel, in das Zimmer der Frau von Kent. Er fand sie in tiefem Schlafe, riß sie schnell aus dem Bette, warf ihr einen Mantel um, und verhüllte ihr den Kopf bis auf die Augen, und trug sie so zum Fenster, wo einer seiner Gefährten, denen er ein Zeichen gegeben hatte, schon wartete, indes der andere die Leiter hielt. Er übergab sie diesen, denn er selbst konnte noch nicht hinab, weil er sich noch etwas zu thun ausgesonnen hatte, das ihn und seinen Herrn vor allem Verdacht schützen forte.

Er trug nämlich das Nachtlicht in die Nähe der Vorhänge, und folgte alsdann seinen Gehülften mit der gewissen Hoffnung: daß die Flamme die Vorhänge ergreifen, und der Thürmer das Feuer bald entdecken würde. So, dachte er, könne es keinen großen Schaden thun, und man sollte in Ungewißheit bleiben, ob die Frau von Kent im Tumulte gerettet oder verbrannt wäre.

Er wollte nun die Beute selbst übernehmen, und zu seinem Erstaunen fand er sie nicht mehr. Er suchte, er rief leise, dann lauter, und mußte endlich, ohne sie, auf seine eigene Rettung denken; denn zum Unglück war das Fenster offen geblieben, und durch den Zug der Luft hatte das Feuer schnell um sich gegriffen, und das ganze Haus stand in wenigen Minuten in Flammen.

## 11.

Der Oberforstmeister, der, um keinen Verdacht zu erregen, in derselben Gesellschaft war, in der sich sein Bruder befand, erschrak eben so sehr, wie dieser, bei dem Feuerlärm. So weit war seine Instruction nicht gegangen, und dieser Zusatz seines Vertrauten, den er nicht vermuthete, brachte ihn in nicht geringe Verlegenheit; denn er dachte nun nichts Gewisseres, als daß die Entführung mißlungen wäre, und die Tante in dem Brande ihren Tod gefunden haben würde.

Alles lief aus einander, und er eilte nach Hause, um vielleicht hier eine erwünschte Nachricht zu hören; aber er traf den Jäger nicht. Er schickte nach ihm, und er war nirgends zu finden, denn er hatte die Flucht ergriffen, um nicht als Urheber des Feuers verrathen zu werden, wofür ihn die Wache und seine Mitschuldigen erkennen mußten.

Das Feuer ward gelöscht, und ein Theil des Hinterhauses war ganz in Asche gelegt, der andere aber nur beschädigt worden, und das Vorderhaus blieb unversehrt. Das Zimmer der Frau von Kent war ganz zerstört, und Moritz entsetzte sich bei dem Anblick seines Bruders, der noch in

der Nacht zu ihm kam, und ihm ankündigte: daß das Vermögen des Onkels nun ihm gehöre, da die Tante in seinem Hause gestorben sey.

Er konnte sich nicht sogleich fassen, aber seine Frau fiel ihrem Schwager schnell in die Rede, und frug: ob im Testament vom Verbrennen wohl die Rede seyn könne? —

Die Art des Todes ist nicht genannt, erwiderte Adolph lächelnd, und ich bin gewiß, daß mir die Gesetze die Erbschaft zusprechen.

Aber ihr hättet sie retten sollen! — rief Moritz, der nun einen neuen Weg vor sich sah, wie er die Erbschaft wenigstens zur Hälfte erlangen zu können hoffte.

Sie trennten sich sehr entrüstet, und droheten einander mit den Gerichten, wo beide sich früh am Morgen einzufinden, entschlossen waren.

Den Richtern war ein so seltsamer Fall noch nicht vorgekommen; man stritt hin und her, wem man die Erbschaft zusprechen sollte: denn wie es ihnen schien, war auf keiner Seite die Vorschrift des Testaments erfüllt. Sie bemerkten nicht ohne Vergnügen, daß es einen langwierigen Proceß geben würde, und sprachen schon von einer Versendung der Acten an diese und jene Facultät.

Sie könnte ja aber doch gerettet seyn, und man wüßte nur zur Zeit noch ihren Aufenthalt nicht! meinte der Oberförstmeister.

Nein, das ist unmöglich, ich weiß es nur zu gewiß! — fiel der Kammerjunker ein, der an die verschlossene Thür dachte.

»Warum unmöglich?« — rief jetzt auf einmal eine bekannte Stimme hinter ihnen, und ein Mann, der sich bis jetzt ein Tuch vors Gesicht hielt, und den man übersehen, und für einen Sachwalter von einem der beiden Brüder gehalten hatte, trat hervor.

Moritz und Adolph prallten zurück, als ob ein Geist sie schreckte; denn es war — Heinrich, den sie zwar allein nicht für todt, aber doch für weit entfernt gehalten hatten.

## 12.

Heinrich kannte seine Pflegeältern zu gut, er wußte, wie sehr sie wünschten, ihn glücklich verheirathet zu sehen, als daß er nur entfernt an ihrer Einwilligung zu einer Verbindung mit der reizenden Euphrosine gezweifelt hätte; er betrachtete sich schon als ihren Verlobten, sie als seine Braut, und erwartete so ruhig, als es einem feurigen Liebhaber möglich ist, die Antwort des Onkels, um alsdann sofort durch Priestershand den Geleitsbrief in den heiligen Ehestand zu erhalten. Sein Glaube an die Güte des Onkels stand so fest, daß er sich, als Euphrosinens Vater plötzlich krank wurde, so gar dadurch verleiten ließ, sich an seinem Sterbebette mit ihr trauen zu lassen, um ihm den Trost mit in die Ewigkeit zu geben, daß er eines seiner Kinder versorgt, und seiner Familie einen Beschützer hinterlasse.

Die Flitterwochen des jungen Paares wurden durch die Trauer um einen guten Vater getrübt, und wie sich der erste, tiefste Schmerz in Wehmuth auflöste, da fiel es Heinrichen auf, daß die Antwort seines Onkels so lange außen blieb. Er schrieb wieder, bat um Verzeihung, daß er eine Verbindung, die ihn zum glücklichsten Manne machte, früher geschlossen hätte, als er noch wußte, ob er die Erfüllung seiner Bitte erlangen würde, und glaubte zu seiner Entschuldigung nur die Wahrheit anführen zu dürfen, weil er völlig überzeugt war, daß ihm sein Onkel bei solchen

Verhältnissen seinen Beifall nicht versagen würde.

Es dauerte abermals lange, ehe er eine Antwort erhielt, und er gab sich alle Mühe, seine Unruhe der Geliebten zu verbergen. Zwar kam es ihm auch jetzt noch nicht in den Sinn, an der Liebe seiner Pflegeältern zu zweifeln; er dachte mit Seelenangst an die Kränklichkeit seiner guten Tante: konnte sie nicht kränker geworden seyn, und ihr Gemahl in der Sorge um sie, seiner vergessen haben? — oder wäre sie vielleicht — seine kindliche Zärtlichkeit wagte nicht, den Gedanken auszudenken.

Endlich kam ein Brief. — Eilig riß er das Siegel auf, und zu seinem Erstaunen erkannte er die Hand seines Bruders Moritz.

»Du hast« — schrieb dieser — »durch Deine unselige Heirath Deine Pflegeältern an den Rand des Grabes gebracht. Sie hatten für Dich gewählt, eine Partie, die Dir und ihnen angemessen war, und Du, der ihnen so viel verdankt, konntest ihre Liebe mit solchem Undank lohnen, und Deine Hand an eine Person verschleudern, die kein Mensch kennt, und deren Vorzüge sich wahrscheinlich nur in Deiner verblendeten Phantasie befinden! —

Unglücklicherweise blieb Dein erster Brief unterwegs liegen, und Dein zweiter kam an, als Du eben von dem Onkel Befehl, zurückzukehren, unter Bedrohung seines Zorns erhalten solltest. Du bist so weit gegangen, daß Du denen, die Dich als Kind annahmen, und noch nach ihrem Tode dafür zu erkennen gesonnen waren, nicht einmal die Ehre erzeigtest, mit Deiner Verbindung zu warten, bis Du eine Antwort von ihnen hattest, und sie sehen mit Recht Deine Entschuldigungen für leere Ausflüchte an, die beweisen, daß Du selbst fürchtest, mit der Verwandtschaft, in welche Du sie bringst, keine Ehre einzulegen. Du hast gehandelt, als ob Du völlig unabhängig wärest. Nun wohlan! — sey Dein eigener Herr!

Der Onkel läßt Dir durch mich zu wissen thun, daß er Dich nicht mehr kennt. Er will sich bemühen, zu vergessen, daß sein Bruder mehr als zwei Söhne, seine künftigen Erben, hinterlassen hat. Undankbarkeit ist in seinen Augen das größte Verbrechen, darum darfst Du Dich nicht beklagen, Du hast den Schafspelz abgelegt, und Dich in Deiner wahren Gestalt gezeigt, also wird Dir sein Zorn nicht unerwartet kommen. Du kannst es mir als eine besondere Schwachheit anrechnen, daß ich mich noch nenne

Deinen Bruder  
*Moritz von Kent.*«

### 13.

Heinrich war außer sich. Diese unerwarteten und unverdienten Vorwürfe trafen ihn im so härter, da es ein Bruder war, aus dessen Feder sie geflossen. Anfänglich mußte er sich lange besinnen, ob das, was er las, auch wirklich auf dem Papiere stand; es schien ihm ein Traum zu seyn, der mit der Wirklichkeit gar keine Aehnlichkeit hätte. Sollte der Mann, der ihm so lange Jahre ein zärtlicher Vater gewesen war, sein Herz auf einmal vor ihm verschließen? — und doch mußte es so seyn, sein Bruder war es ja, der es ihm schrieb.

Einen Augenblick drängte sich bei so viel Widersprüchen der Gedanke an einen Betrug in seine Seele, aber auch nur auf einen Augenblick, er verwarf ihn so schnell, als er entstanden war; seine Brüder, die er so herzlich liebte, konnten keine Betrüger seyn.

Je deutlicher ihm die Vorstellung, verstoßen zu seyn, wurde, um so mehr überließ er sich der Verzweiflung, und jetzt wünschte er mit brennendem Schmerz, Euphrosinen nie gesehen zu haben. Er hatte ihr mit seiner Hand ein glückliches Loos zu bereiten gehofft, und nun war er der Aermste, den sie hätte wählen können, da er seinen Brüdern auch das Wenige, was ihm aus der Verlassenschaft seines Vaters zu Theil geworden war, überlassen hatte.

Jetzt konnte er nicht an Schonung für sein armes Weib denken, sie erfuhr alles; allein sie hatte mehr Muth, als er, sie tröstete ihn, und klagte über nichts, als daß sie es war, die ihn um die Liebe seiner Verwandten gebracht und in Armuth gestürzt hatte.

Ihrer Zärtlichkeit gelang es endlich, ihn dahin zu bringen, daß er sich in die Härte seines Geschickes ergab. Sie handelte für ihn, sie nahm alles, was ihm von den reichen Geschenken seiner Pflegeältern übrig war, machte es zu einem Capitale, das sie anlegte, um Antiken und Gemählde dafür zu kaufen, und sie an reiche Ausländer mit Profit wieder zu verhandeln.

Heinrichen gewährte dieses Unternehmen, außer dem Unterhalt des Lebens, noch Zerstreung; er erweiterte täglich seine Kenntnisse, und galt bald für einen der ersten Antiquare. Indessen ließ er nichts unversucht, um eine Aussöhnung mit seinem Onkel zu bewerkstelligen, und jeder neue, mißlungene Versuch traf ihn schwer; er würde seinem Kummer unterlegen seyn, wenn ihn nicht der liebevolle Trost seiner Euphrosine und eine ununterbrochene Thätigkeit aufrecht erhalten hätten.

Alle Briefe, die er an seinen Onkel schrieb, bekam er uneröffnet zurück, und selten begleiteten sie einige harte Worte von Moritzens Hand, bis ihm dieser den Tod des Onkels meldete, den er mit den bittersten Ausdrücken auf Heinrichs Rechnung setzte. Zugleich bedeutete er ihm: daß er nichts mehr zu hoffen habe, da ihn der Onkel enterbt, und die Tante ohne Verstand sey, und ihren Tod täglich erwarten müsse. Zuletzt rieth er ihm, um seines eigenen Besten willen, wie er sich ausdrückte, nicht in sein Vaterland zurück zu kehren, weil seine Geschichte zu bekannt geworden sey, als daß ihm nicht jeder Rechtschaffene mit Verachtung ausweichen würde. Auch könne er sich, setzte der unnatürliche Bruder noch hinzu, die Mühe, an ihn zu schreiben, künftig ersparen, da er ihm jeden Brief zurück schicken würde, und dieses die letzten Zeilen wären, die er von seiner Hand erhielte; denn er sähe ihn als einen Menschen an, der von Jugend an daran gearbeitet habe, ihn und seinen Bruder Adolph um den Antheil an der Erbschaft des Onkels, der ihnen von der Natur und von Rechtswegen zukäme, zu bringen; daß es ihm nicht gelungen sey, wäre gerechte Strafe dafür, daß er mit der Zuneigung seiner Verwandten gefrevelt habe. Ueberdieß setzte er voraus, daß ihm bei der jetzigen Lage der Dinge nicht viel daran gelegen seyn werde, zu wissen, auf welche Art das Geld des reichen Onkels in Umlauf gebracht werde, und er sollte ein für alle Mal die Versicherung annehmen, daß es in guten Händen sey, und daß sich die Besitzer besser damit befinden würden, als derjenige, der schon mit so vielem Stolze darauf getrotzt habe.

## 14.

Heinrich überließ sich ungehindert seinem Schmerz, der jedoch mehr den Verlust seines geliebten Pflegevaters, als dem seines Vermögens galt, das ihm jetzt nur um des Bewußtseyns willen, daß sein Onkel im Zorne auf ihn die Welt verlassen hatte, weh that. Er war mit dem, was sein Weib und er erworben, zufrieden, und Euphrosinens heitere Blicke zeigten deutlich, daß sie es auch war, und daß sie ihr größtes Glück in seinem Besitze fand.

Das treue Weib theilte seinen Schmerz, ob sie ihn gleich nur um seinetwillen mit empfand: denn ihr fehlte die Liebe zu dem Verstorbenen, und so viel Gutes und Vortreffliches ihr Heinrich auch

immer von ihm erzählte, so konnte sie doch einen gewissen Widerwillen nicht unterdrücken, der durch die Ungerechtigkeit, mit welcher sie ihren Heinrich und sich behandelt fühlte, in ihr erzeugt worden war. Sie ließ ihn die erste Zeit ungestört weinen, und suchte nur nach und nach seine Klagen durch die Vorstellung seiner Unschuld, und der Unrechtmäßigkeit der Vorwürfe seines Bruders zu mildern.

Euphrosine war ein Weib, edel und gut, wie die Beste ihres Geschlechtes, aber sie war unter einem Volke aufgewachsen, bei dem jeder Gedanke zum Gefühl reift, wo durch den leisesten Druck die Empfindung zur Leidenschaft empor schießt. Selbst ihre Mutter war eine Italienerinn, und so war es kein Wunder, daß ein Verdacht, den Heinrich in seiner Entstehung vernichtete, in ihrer glühenden Einbildungskraft unverlöschlich eingedrückt blieb, sobald sie ihn nur gefaßt hatte. Die unmenschliche Härte seines Bruders hatte längst ihre Aufmerksamkeit erregt; aber nun, da er des armen Unterdrückten noch spottete, da er ihm den verdächtigen Rath ertheilte, nicht in sein Vaterland zurückzukehren, da zweifelte sie nicht mehr, daß ihr Gemahl durch teuflische Ränke aus den Herzen seiner Pflegeältern verdrängt worden war.

Sie war zu klug und zu gut, um ihre Gedanken gegen ihren Heinrich laut werden zu lassen, und nur als sie sah, daß er sich in seinem Schmerze wirklich der angedichteten Beschuldigungen heimlich anklagte, da sie fürchten mußte, daß das Glück ihrer Ehe dadurch untergraben werden könnte, daß er es vielleicht noch einmal bereuen könne, sie geschlossen zu haben, da hielt sie es für die rechte Zeit, Zweifel an die Wahrheit dessen, was die Briefe enthielten, in seiner Seele zu erregen. Sie forderte ihn auf, seines Bruders letzten Brief noch einmal zu lesen, und machte ihn auf die Stellen, die ihm über der traurigen Botschaft, die er enthielt, entgangen waren, aufmerksam, und als er still darüber sann, da frug sie ihn mit einem flammenden Blick:

Heinrich, könntest Du, wie er, einem unglücklichen Bruder den Dolch ins Herz stoßen?

Das Bewußtseyn seiner Unschuld gab endlich dem tief Gekränkten seine Kräfte wieder, er ward ruhiger, und mit seiner Ruhe reifte der Entschluß in ihm: sein Vaterland nie wieder zu sehen! — Es kostete ihm zwar viel, er liebte es, und selbst die Ueberzeugung, daß er auf classischem Boden wohnte, konnte die Sehnsucht nach der Heimath nicht in ihm unterdrücken; aber er bekämpfte sie mit dem Gefühl eines schwer Beleidigten, und wenn sie ihn einmal ergriff, da warf er sich in Euphrosinens Arme, und verbarg seine Wehmuth an ihrer treuen Brust. Ihre Liebe hatte ihm ja eine neue Heimath bereitet, und an der Wiege seines Sohnes, eines gebornen Römers, schalt er sich undankbar gegen das Land, das den Fremdling so willig aufgenommen hatte.

Er wandte sich mit neuem Eifer zu seinen Geschäften, und mit der Kraft des Lethe gewährten sie ihm Vergessenheit des Vergangenen; auch hatten sich jetzt seine Sorgen vergrößert, er besaß einen Sohn, und mit ihm erweiterten sich seine Plane. Ihm genügte nicht mehr daran, seinen Unterhalt zu gewinnen, nein, er wollte seinem Sohne ein Eigenthum erwerben, und so das einigermåßen wieder ersetzen, was ihm die Härte seiner Verwandten geraubt hatte. Er suchte die Sammlung seiner Antiken und Gemählde zu vermehren, und die Lücken schnell wieder mit, wo möglich, noch seltenern Stücken auszufüllen. Er wagte viel, doch es gelang, und der Erfolg übertraf seine Erwartungen. Es ward bei ihm nicht leer von Fremden, und wer ihn einmal besucht hatte, der kam gewiß wieder: denn mehr noch, als die Seltenheiten, zog sie die Liebenswürdigkeit ihrer Besitzer an.

## 15.

Ein Bruder von Euphrosinens Mutter besaß in der Nähe von Rom eine artige Villa, und war so



glücklich, beim Graben eines Brunnens eine noch ganz unbeschädigte Hebe von weißem Marmor zu finden. Sie war zum Entzücken schön, in ihren sanften Zügen lag eine himmlische Anmuth, und die kindliche Unschuld, die um den lächelnden Mund schwebte, machte sie jedem als die Göttinn der Jugend bekannt, der sich auch nicht auf ihre Attribute verstand. Ueber ihren zarten Bau herrschte das vollkommenste Ebenmaß, und selbst die Falten des leichten Gewandes, das sich um ihre Hüften schlang, waren bewunderungswürdig. Man stritt sich über ihren Ursprung, doch hielten sie die meisten Künstler und Kunstverständige für das Werk des schöpferischen Praxiteles.

Heinrich eilte auf die erste Nachricht davon hinaus, und ließ bei dem Eigenthümer nicht eher mit Bitten nach, bis er die Erlaubniß erhielt, sie in seinem Cabinet aufzustellen. Nun strömten eine Menge Künstler und Freunde der Kunst herzu, und er und sein Handel befanden sich dabei so wohl, daß sein Ruhm und sein Vermögen stieg.

Er nahm jetzt fast täglich ansehnliche Summen ein; aber er suchte mit unermüdeter Gefälligkeit die Wißbegierde eines Jeden zu befriedigen, wenn er auch weder Lust noch Reichthum genug besaß, um das, was er bewunderte, sich selbst zu erhandeln, und Heinrich schämte sich nicht, auf diese Art sein Brot zu erwerben. Er dachte manchmal lächelnd daran, wie verächtlich ihn seine Landsleute ansehen würden, wenn der deutsche Edelmann jetzt als Antiquar vor ihnen fände; doch nahm er die Bessern, die Kunst und ihre Beförderer zu schätzen wissen, davon aus.

Eines Abends brachte ein Cicerone noch spät mehrere Fremde, welche die Hebe bei einer künstlichen Beleuchtung zu sehen wünschten. Heinrich ließ sogleich alle Lampen anzünden, und sie dann herein führen. Sie traten ein, und mit einen lauten Schrei stürzte sich einer von ihnen in Heinrichs Arme; dieser erschrak, sah ihn an, und erkannte seinen Jugendfreund: Ludwig von Mülen.

Lange hielten sie sich sprachlos umfaßt, und Mülen frug endlich ungläubig:

Bist Du es wirklich? — und Du lebst? — wie bist Du dem Tode entgangen?

Heinrich sah Mülen so verwundert an als er ihn, er erwiderte freudig: »Ich erkenne in Deiner Besorgniß den unveränderten Freund, guter Mülen! — Nein, ich war, so lange ich in Rom bin, nicht in Lebensgefahr!«

Und Du warst nicht verwundet? — rief Mülen mit Heftigkeit — lagst nicht wenigstens in einer todenähnlichen Ohnmacht? —

»Nichts von alle dem!« sagte Heinrich mit steigender Verwunderung, und wollte eben nach dem Grunde dieser sonderbaren Vermuthungen fragen, da schlug Mülen die Hände zusammen, und rief mit flammenden Blicken:

Ist es möglich, daß Menschen einer so unermeßlichen Bosheit fähig sind. — und ein Bruder gegen den Bruder!

Die Anwesenden, die die Ueberraschung dieser sonderbaren Scene getheilt hatten, vergaßen die Schätze der Vorwelt, und horchten mit gespannter Erwartung; allein Mülen brach ab, er reichte Heinrichen die Hand, und sagte

»Wie glücklich bin ich, daß ich da, wo ich kalte Steine suchte, einen warmen Freund wiederfand. Es soll Dir alles deutlich werden, ich hoffe, wir trennen uns nun nicht mehr!«

Mülen war erst seit zwei Tagen in Rom, er traf mit mehreren Deutschen zusammen, und sie entschlossen sich, dessen Wunderwerke in Gemeinschaft zu besuchen. Heute waren sie in der Peters-Kirche gewesen, und Mülen wünschte, diesen Tag nichts mehr zu sehen, um den großen erhabenen Eindruck durch keinen neuen Gegenstand zu schwächen, und nur mit Mühe ließ er sich bereden, ihnen zu einem Antiquar zu folgen. Es war ihm lieb, daß dieser Gang erst Abends vorgenommen werden sollte: denn so erreichte er doch zum Theil den Zweck, die Ansicht der Kunstwerke nicht auf einander zu häufen, um sie desto besser zu genießen.

Er trennte sich jetzt von seinen Gesellschaftern, und blieb bei seinem Freunde, und sie saßen mit Euphrosinen, deren Liebenswürdigkeit den Neuangekommenen bezauberte, bis spät in die Nacht, und Mülen erstattete ihm getreuen Bericht über das, was in seiner Vaterstadt von ihm bekannt worden war.

Die ganze Betrügerei lag klar vor ihm, er brach schnell und schauernd davon ab, und frug nach seinen Pflegeältern, und bis zu Thränen war er gerührt, als er von der Güte seines Onkels hörte, von der Einwilligung in seine Heirath, von seiner Vergebung, da er ihn für verführt hielt, und endlich von dem Schmerz, den er bei der Nachricht seines Todes empfand; und nun lag er in der Gruft, und Heinrich konnte nicht mehr zu ihm eilen, und ihm zurufen: ich bin es werth, Ihr Sohn zu heißen!

Noch war es ihm kaum glaublich, daß sich seine Brüder einer solchen That sollten schuldig gemacht haben; aber selbst Euphrosine stimmte in Mülens Beschuldigung ein.

Ich habe den Nichtswürdigen längst in seiner wahren Gestalt erkannt! — so sprach sie von Moritzen, und bat ihren Gemahl, Mülen dessen Briefe lesen zu lassen, die sein Verbrechen bestätigten.

Mülen brauchte nicht viel Ueberredungskunst anzuwenden, um seinen Freund zu bewegen, mit ihm nach Deutschland zurück zu kehren: denn so sehr Heinrichs Wille war, seine Brüder zu schonen, so wünschte er doch eben so sehnlich, sich rechtfertigen zu können, und sein Vaterland wieder zu sehen; auch schmeichelte er sich mit der Hoffnung, seine gute, geliebte Tante noch am Leben zu finden. Und wenn sie ihren Heinrich auch nicht wieder erkennen sollte, so hätte er sie doch so gern in ihren letzten Tagen gepflegt, um ihr einen Theil der Sorge zurück zu geben, wodurch sie sich um seine hilflose Kindheit verdient gemacht hatte.

Er übergab seine Geschäfte Euphrosinens ältestem Bruder, der ihn, trotz seiner Jugend, bis jetzt sehr thätig unterstützt hatte, und ihr Onkel versprach ihm, daß er selbst die Oberaufsicht übernehmen wolle, und so machten sie zur Abreise Anstalt, während Mülen noch alles Sehenswerthe besuchte, und traten hierauf, von den besten Wünschen ihrer Verwandten und Freunde begleitet, ihre Reise nach Deutschland an.

## 17.

Sie trafen, ohne daß ihnen etwas Bemerkenswerthes zugestoßen wäre, glücklich in Heinrichs Vaterstadt ein, wo dieser unter einem fremden Namen ein kleines Logis in der Vorstadt bezog: denn er wollte erst alles in der Ferne beobachten, ehe er öffentlich aufzutreten für gut fand.

Mülen erkundigte sich im Geheim nach der alten Frau von Kent, und erfuhr alles, bis auf den Ort ihres jetzigen Aufenthalts, den ihm kein Mensch zu sagen wußte. Er hinterbrachte seinem

Freunde, den er, um keinen Verdacht zu erregen, nur Abends besuchte, was er gehört hatte, und Heinrich kränkte sich tief über die Fühllosigkeit seiner Brüder, die für die edle Frau so wenig Achtung hatten, daß sie sie zum Spielzeug ihrer Habsucht herabwürdigten. Er wünschte sie nur einmal noch zu sehen, nur noch einmal ihre Hände an seinen Mund, an sein Herz drücken zu dürfen, und er seufzte zu Gott, daß er ihr schwaches Leben nur noch so lange fristen möchte, bis er ihren Aufenthalt entdeckt und sie wieder gesehen hätte.

In demselben Hause, wo Heinrich war, wohnte in einer kleinen Hinterstube ein armer Tagelöhner, der fast immer zu Hause blieb, und dennoch gut lebte, und von dem man nicht wußte, wie er, ohne zu verdienen, so viel konnte aufgehen lassen; der dabei ein wilder, grober Mensch war, sich oft betrank, und alsdann gewöhnlich seine Frau schlug.

Euphrosine erfuhr, ohne daß sie es verlangte, alle die kleinen Anekdoten des Tagelöhners von ihrem Dienstmädchen, und so wenig sie darauf achtete, so konnte sie doch der armen Frau ihr Mitleid nicht versagen, und wenn sie sie sah, so erwiderte sie ihren Gruß freundlich, sprach wohl auch zuweilen einige Worte mit ihr, und dies war genug, um sich die Zuneigung des armen Weibes zu erwerben. Sie hatte ein solches Vertrauen zu der schönen Fremden gefaßt, daß sie sie eines Abends wegen einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen verlangte.

Euphrosine ließ sie kommen, und war über die heftige Bewegung erstaunt, in der sich die Frau befand. Sie warf sich ihr zu Füßen, und bat sie um guten Rath, und zugleich um Verschwiegenheit. Euphrosine suchte sie zu beruhigen, und erfuhr: ihr Mann habe in der Trunkenheit verrathen, daß er diese Nacht ein Frauenzimmer wolle entführen helfen, und daß er in der zwölften Stunde darnach gehen werde. Sie wünschte durch ihre Entdeckung einem wahrscheinlichen Unglück vorzubeugen, aber auch daß ihr Mann nicht erfahre, daß sie es sey, die sein Vorhaben verrieth, weil sie die schrecklichste Behandlung von seiner Seite befürchten mußte.

Euphrosine holte ihren Heinrich und theilte ihm die ganze Sache mit, und er entschloß sich, weil man nicht wußte, wem die Entführung galt, dem Tagelöhner um Mitternacht nachzufolgen. Der Frau rieth er, sie möchte jetzt wieder zu ihm gehen, und sich ja nichts merken lassen, daß sie um die Sache wisse.

Er wartete nun, bis er gegen Mitternacht leise die Hausthür öffnen hörte, und schlich dem Verbrecher nach, der nicht schnell laufen konnte, weil er eine Leiter trug. Bald fand sich noch ein Mann dazu, und er folgte ihnen in einer kleinen Entfernung auf den Wall, und ein freudiges Schrecken überfiel ihn, da er sah, daß sie die Leiter an seines Bruders Haus anlehnten. Die Bösewichter! — dachte er, und sah nun unverwandten Blickes nach dem Fenster, und als er nun eine weiße Gestalt herausbringen sah, da konnte er sich kaum halten, und doch mußte er, aus Schonung für sie, noch warten, bis der Bube mit ihr herunter war. Kaum aber betrat dieser den Boden, da sprang er hinzu, riß ihn die arme Gekränkte mit Riesenkraft aus den Armen, und drohte, sogleich nach der Wache zu schreien, wenn sich einer von ihnen unterstände, sie anzurühren.

Sie bedachten sich nur eine Minute; Bruder! rief Heinrichs Hausgenosse, hier ist nichts zu machen, das ist ein zweiter Liebhaber.

Sie entflohen, und Heinrich, dem eine Ahndung durch die Seele flog, trug in größter Seelenangst seine theure Bürde nach Hause: denn er fühlte, daß sie ohne Bewegung in seinen Armen hing.

In der tödtlichsten Angst erwartete Euphrosine ihren Heinrich am Fenster, und als sie ihn kommen sah, eilte sie mit dem Lichte die Treppe hinab, und ein Blick in das bleiche Gesicht, und Heinrich erkannte seine geliebte Tante.

Sie ist es! rief er seiner Gattinn entgegen, und die Ohnmächtige wurde sogleich zu Bette gebracht, mit heißen Tüchern gewärmt und gerieben, und ihr die geistigsten Dinge vorgehalten; aber der Morgen graute schon, und sie lag noch immer, einer Leiche gleich, ohne ein Zeichen des Lebens.

Heinrich war in Verzweiflung, er stürzte vor ihr auf die Knie, küßte ihre kalten Hände, und fluchte den Bösewichtern, die ihr mit Gewalt das Leben geraubt hatten.

»Nur todt muß ich sie also wieder sehen!« — rief er aus — »wenn sie nur noch einmal die Augen öffnete, nur noch einmal die Lippen bewegte, sollte sie auch ihren Heinrich nicht erkennen!«

Endlich schien sich wieder schwach der Athem zu regen, eine gelinde Wärme fing an sie zu beleben, noch eine Viertelstunde, und sie schlug die Augen auf. Heinrich wußte sich kaum zu fassen, doch folgte er Euphrosinens Warnung, die ihm aus Schonung für die Kranke, Mäßigung empfahl, und sprach seine Freude nur durch die Thränen aus, die ihm unwillkührlich aus den Augen stürzten.

Noch einige Zeit lag sie ohne Bewegung, und schloß die Augen matt, wie zu einem Schlummer wieder; alsdann legte sie langsam eine Hand an die Stirn, als ob sie sich besänne, nun blickte sie wieder auf, und sah Heinrichen an.

Er glaubte ein sanftes Lächeln um ihren Mund zu bemerken, sie öffnete die Lippen, und sprach leise:

Heinrich! —

Entzückt fiel er Euphrosinen um den Hals:

»Sie kennt mich!« — rief er aus — »das ist die glücklichste Stunde meines Lebens!«

Nicht so laut, nicht so laut! erinnerte ihn die Vorsichtige, und verbarg sich, damit die Tante durch ihre fremden Gesichtszüge nicht erschreckt werden sollte; allein sie hatte sie schon bemerkt, sie winkte Heinrichen, und frug matt:

Wer ist denn diese? —

Mein gutes Weib! — gab er zur Antwort.

Sie reichte ihr still die Hand, und ruhte dann wieder eine Weile, darauf sagte sie zu Heinrichen:

Ach ich habe lange und schwer geträumt! — mir war, als wärest Du todt! —

Er bat sie, nicht zu sprechen.

Indessen war schon nach dem ehemaligen Hausarzt der Tante geschickt worden. Heinrich ging ihm entgegen, damit der ehrliche Mann nicht in der Nähe der Kranken über seine Auferstehung von den Todten frohlocken sollte, er versprach ihm über sich selbst eine nähere Erklärung, theilte ihm mit wenigen Worten den Zustand der Tante mit, und führte ihn zu ihr.

Sie war äußerst entkräftet, und lag meistens in einem matten Schlummer; wenn sie erwachte, sprach sie einige Worte, und schlief wieder ein. Der Doctor, den sie jetzt eben so wie ihren Heinrich erkannte, sah bedenklich aus. Er verordnete nichts als einige stärkende Mittel, um den

Lebensgeistern aufzuhelfen, wenn sie nicht schon zu sehr erschöpft wären. Er fand ihren Zustand um so gefährlicher, da ihr Geist jetzt wieder aus der dumpfen Besinnungslosigkeit erwacht war, welches er der schnellen Abwechslung, aus der Wärme des Bettes in die kühle Nachtluft zuschrieb, und er meinte: sie würde bei ihrem schwachen Nervensystem, auf das jede Bewegung der Seele wirkte, ohne die bisherige Bewußtlosigkeit längst nicht mehr am Leben seyn.

## 19.

Während der Arzt noch da war, kam Mülen, den jedoch Euphrosine abhielt, ins Krankenzimmer zu gehen. Er kam so früh, weil er bei dem Feuerlärm erfahren hatte, daß wahrscheinlich die alte Frau von Kent mit verbrannt sey.

Er glaubte nun nicht ohne Grund, daß dadurch um das Testament neuer Streit entstehen würde, und nahm sich vor, seinen Freund zu bereden, auch seine Ansprüche wieder geltend zu machen, und den Seinigen, wenigstens einen Theil von dem Vermögen zu verschaffen, welches ihnen ganz bestimmt war.

Er sprang freudig auf, da ihm Euphrosine die Begebenheiten dieser Nacht erzählte, und befand darauf, Heinrich müsse eilen, um es anzuzeigen. Doch er wollte und konnte sich nicht so schnell von der geliebten Wiedergefundenen trennen, besonders da er fürchten mußte, sie nur noch Stunden, höchstens Tage zu behalten; aber Mülen ließ nicht nach mit Vorstellungen, er erinnerte ihn an seine Gattinn, an seinen Sohn, und frug ihn: ob er es wohl gleichgültig mit ansehen könne, wenn sich seine Brüder in das Vermögen eines Mannes, den sie durch ihre Hinterlist ins Grab gestürzt hatten, theilten, während die Tante, von deren Tode die Erfüllung des Testaments abhinge, noch lebte; und ob er glaube, daß die Bösewichter, die ihren Onkel um die Freude seiner letzten Tage, und sein edles Weib um den Verstand brachten, und dieß alles, um ihren Bruder zu verrathen, ob diese verdienten, den Lohn ihrer Arbeit ungerügt hinzunehmen? —

Er rieth ihm sogar, das schändliche Gewebe von Bosheit öffentlich bekannt zu machen, weil seine Brüder die Bande des Blutes zerrissen hätten; aber dahin war Heinrich nicht zu bringen; wenn er sie auch nicht mehr lieben konnte, so wollte er doch nicht, daß durch ihre Schande sein rechtschaffener Vater noch im Grabe beschimpft werden sollte.

Er gab endlich nach, und ging mit dem Vorsatze, diejenigen zu schonen, die sein Unglück wollten. Mit ihnen zugleich betrat er die Gerichtsstube, und man übersah ihn, in der Meinung, daß er zu ihnen gehöre. Es ergriff ihn heftig, und er hätte beinahe seine ganze Fassung durch ihr Wiedersehen verloren. Sie waren es, die er von früher Jugend an zu lieben gewohnt war, und vor deren Blicken er sich jetzt verbergen mußte!

Er fand die Züge seines Vaters, seines Onkels in ihnen wieder, und eine innige Wehmuth bemächtigte sich seiner; doch bald verdrängte sie der gerechte Abscheu vor ihrem Benehmen. Sie hielten die Tante für verbrannt, und fielen, ohne Rührung über ihren Verlust, ja selbst ohne Gefühl über die Art ihres Todes, einander wüthend an; auf ihren Gesichtern mahlte sich die niedrigste Habsucht, und er konnte sich endlich nicht enthalten, wenigstens die kleine Rache an ihnen zu nehmen, daß er ihnen durch seine unvermuthete Gegenwart einen Todesschreck einjagte.

Sie hatten sich noch nicht erholt, als Heinrich den Gerichten erklärte: die Frau von Kent, seine Tante, sey gerettet, und befinde sich in seiner Behausung. Darauf bat er um die Erlaubniß, mit den beiden Herren von Kent ein Paar Worte allein sprechen zu dürfen. Man öffnete ihnen ein

Zimmer, und Moritz und Adolph folgten ihrem Bruder zitternd, wie Verdammte, dahin. Er redete wenig, aber was er sprach, klang wie Donnerschläge in ihren Ohren; er zeigte ihnen, daß er ihr Verbrechen kenne, und drohte ihnen, es öffentlich bekannt zu machen, wenn einer von ihnen es wagte, sich der Frau, die sie so schwer beleidigt hatten, auch nur entfernt zu nähern.

Hiermit verließ er sie, und kehrte zu seiner Kranken zurück, indessen sich jeder von den Betrügern heimlich vorwarf, daß er ihren Tod nicht ernstlicher befördert hatte, da sie in seiner Gewalt war.

## 20.

Moritz hatte den Gang der Betrügerei, den sie gemeinschaftlich entworfen, geleitet, er hatte alle Briefe unterschlagen, und durch die Härte, mit welcher er an Heinrichen schrieb, suchte er ihn zu dem Entschluß, sein Vaterland nicht wieder zu sehen, zu bringen. Er hatte den Onkel mit falschen Nachrichten und Zeugnissen hintergangen; es glückte alles, und sie hätten nicht gedacht, daß, nach des Onkels Tode, die kranke Tante noch einen Strich durch ihre Rechnung machen würde.

Die erste Strafe lag schon im Testamente, denn nun sahen sie ein, das wenigstens einer seinen Endzweck verfehlt hatte. Heinrichen wiederzusehen, hatten sie nicht gefürchtet: denn sie glaubten, daß er, wenn er auch die ungewohnte Armuth und die ihm zugefügten Kränkungen überlebte, doch wohl nie daran werde denken können, die Rückreise nach Deutschland zu unternehmen, da sie wußten, daß auch seine Frau kein Vermögen hatte, wo sollte er also die Kosten dazu hernehmen? und wäre es ja nichts Unmögliches, so dachten sie sich doch seine Zurückkunft so weit hinaus, daß sie gewiß des Onkels Vermögen nicht wieder herausgeben zu dürfen hofften. Sogar wenn er ihren Betrug entdecken sollte, und ihn bekannt zu machen entschlossen wäre, so mangelten ihm die Beweise dazu, und es bedurfte sehr triftige, wenn er durch sie mit seiner Armuth über ihren Reichthum hätte siegen wollen.

Ihre Projecte waren nun vernichtet, die Tante lebte noch, und hatte, nach dem Zeugnisse des Arztes, sogar ihren vollen Verstand wieder erlangt; und sie durften es nicht wagen, sie dem Bruder, der ihnen nur um so verhaßter war, da sie ihn mit allen ihren Bemühungen nicht hatten verderben können, zu entreißen.

Heinrich fand die Tante matter noch als er sie verlassen hatte, sie las in seinem Gesichte ihre Gefahr, und tröstete ihn. Sie bat, er möchte über ihren Tod nicht trauern:

»Ich habe ihn Längst erwartet« — sagte sie — »er ist mir nicht fremd, und ich verlasse gern die Welt, da ich Dich wiedergesehen habe!« —

Auf die Nacht fiel sie in einen tiefen Schlaf Der Arzt, der da geblieben war, faßte neue Hoffnungen; er meinte, sie würde dadurch gestärkt werden. Sie schlief fort bis gegen Morgen, da fing sie auf einmal an leise zu stöhnen, alle sprangen hinzu, der Arzt suchte den Puls — er fand ihn nicht mehr. Ihr Athem stockte, und ihre Seele war entflohen.

Heinrichs Schmerz war gränzenlos; doch fand er einen Trost in der Erfüllung seines Wunsches, sie vor ihrem Tode noch einmal zu sehen. Und was er sich nicht zu wünschen gewagt hatte, war geschehen; sie hatte ihn erkannt und ihre letzten Worte sprachen Segen über ihn und die Seinigen aus.

Er ward sogleich nach ihrem Tode in den vollen Besitz der Güter und des sämmtlichen Vermögens seines Onkels eingesetzt: denn in dem Testamente waren die Erbfähigen nicht

namentlich angeführt, sondern es hieß: einer von den Söhnen meines Bruders, Wolf von Kent, und dadurch hatte der Verstorbene unbewußt seine Glücksgüter für seinen Pflegesohn gerettet. Die Tante war bei ihm gestorben, und seine Brüder durften keine Ansprüche machen. Sie konnten das Glück ihres Bruders nicht mit ansehen, und wendeten sich ganz aus ihrem Vaterlande, um nicht in seiner Nähe zu seyn.

Heinrich blieb nun in Deutschland, er überließ seine Antiken- und Gemählde-Sammlung Euphrosinens Bruder, und dieser fiel es nicht schwer, ihr Vaterland mit dem seinigen zu vertauschen: denn das liebende Weib kennt keine andere Heimath, als den engen Kreis, der ihren Mann und ihre Kinder umschließt.

**5.  
Freundschaft und Liebe  
im Streit.**



»Was soll ich thun?« — überlegte Gustav Holm in seiner Postchaise, als er zum Thore von W. herein rollte: »präsentiere ich mich diesen Abend schon der zukünftigen Braut, oder — gehe ich ins Theater? — Die Braut zu sehen, ist es eigentlich wohl morgen Zeit genug! — Freilich erfährt sie es, daß ich diesen Abend schon angekommen bin, und ihren Anblick nicht jedem andern Vergnügen vorgezogen habe; das möchte mich in ihrer Meinung nicht ins beste Licht setzen! Das müßte ihr dabei klar werden, daß ich nicht geneigt bin, ihr Slave zu seyn, wenn ich mich entschieße, ihr Mann zu werden, und auch das hätte sein Gutes! — Nun! der Komödienzettel mag entscheiden!«

Bei diesem Selbstgespräch erreichte er den Gasthof zur silbernen Nelke, wo sein Quartier voraus bestellt war. Er verlangte sogleich den Komödienzettel; ehe man aber diesen herbei suchte, ward ihm ein Brief eingehändigt, der allein hinreichte, für den Abend seinen Entschluß zu bestimmen. Er war von seinem Vetter und Jugendfreund, Carl Holm. Hier ist er:

»Lange habe ich gezaudert, ob ich Dir das Geheimniß, das brennend auf meiner Seele liegt, eröffne oder nicht. Um meiner Freundschaft willen möchte ich gern das Geständniß vermeiden; wenn ich aber bedenke, daß es doch nicht verborgen bleiben kann, daß Du es vielleicht zu einer Zeit erfahren möchtest, wo es Dich mit Unruhe erfüllen, mich um deine Liebe bringen könnte, das ertrüge ich nicht!«

»So vernimm mein Unglück, und bedaure mich: Meine Geliebte, die ich Dir so oft mit den reizendsten Farben schilderte, wie sie nur die Sehnsucht der heißesten Liebe mahlt, und deine bestimmte Braut, ist eine und dieselbe Person. Glaube nicht, daß ich Dich durch mein Bekenntniß zu einer großmüthigen Aufopferung bereden will! Ach nein, ich weiß es zu meiner Qual zu gut, Du wirst sie lieben, Du mußt sie lieben, sobald Du sie siehst: denn wer könnte sie sehen und sein Herz in den Schranken des Gleichmuths erhalten? Darum überlasse mich meinem traurigen Verhängniß, und wundere Dich nicht, wenn ich mein von Dir abgedrungenes Versprechen, nach W. zu kommen, unerfüllt zurücknehme. Ich muß mich jetzt von Dir entfernt halten, so schwer es mir auch wird. Vielleicht daß die Ueberzeugung, Dich glücklich zu wissen, nach und nach die Ruhe meiner Seele wieder herstellt!«

Ich gehe ins Theater! — rief Gustav, steckte den Brief ein, und nahm schweigend von seinem Zimmer Besitz. Während er sich umkleidete, schüttelte er mehrmals den Kopf und meinte: »den Weg hätte ich ersparen können!« — Darauf ließ er sich einige Erfrischungen geben, und ging ruhig ins Theater.

Man öffnete ihm eine Loge, und er fand sie schon mit einem bejahrten Herrn, einer Dame, die er sogleich für dessen Gemahlinn erkannte, und einer jungen Person, in der er nicht mit Unrecht die Tochter errieth, besetzt; und noch hatte er keinen festen Platz genommen, als seine Aufmerksamkeit auf die Letztere schon so gespannt war, daß er weder an seine Braut dachte, noch es ihm einfiel, zu fragen, was für ein Stück man aufführe. Er hatte vorher den Zettel wohl in den Händen gehabt, aber ihn, in Gedanken an den Brief seines Veters, ungelesen liegen lassen.

Das liebe, freundliche Gesichtchen, von hellblonden Locken umringelt, mit den unschuldigen blauen Augen, konnte er nicht genug ansehen, und er freute sich innig, als ihr die Mutter zurief: »Rücke doch zu, Sophie, daß der Herr noch Platz bekommt!« — und nahm mit einer Verbeugung und einem: »Wenn Sie es gütigst erlauben!« — die ihn dargebotene Stelle an ihrer Seite ein.

Sophie sprach sehr artig mit ihm, und schien es zu übersehen, daß er bei dem wachsenden Wohlgefallen an ihr, oft einige Zerstreung verrieth. Sie zeigte so viel Geistesbildung, so viel Scharfsinn bei einem richtigen Gefühl des Schönen, was sich ihren Blicken auf dem Theater

darstellte, daß seine Bewunderung immer höher stieg, und sein Herz mit jeder Minute wärmern Antheil an der schönen Nachbarinn nahm, wobei er jedoch ihre Fragen, die größtentheils die Beurtheilung des Schauspiels, das man gab, betrafen, nicht selten verkehrt beantwortete, weil er seine Aufmerksamkeit nur auf ihre Person beschränkte.

Der Vorhang fiel, man empfahl sich, und Gustav ging, oder taumelte vielmehr in die silberne Nelke zurück. Hier besann er sich erst, daß er nicht einmal wußte, unter welchem Namen und auf welcher Straße er sie wieder auf suchen sollte, die ihn so bezaubert hatte; doch ließ er sich dadurch nicht abschrecken, sie mußte er wieder finden, das war sein fester Entschluß, und sollte er die ganze Stadt suchend durchziehen. Er hoffte bestimmt, sie zu entdecken, ja sogar ihr Herz zu gewinnen. — Was hofft die Liebe nicht alles! — denn daß er bis über die Ohren in die schöne Sophie verliebt war, konnte er sich nicht verhehlen.

Er legte sich nieder, nicht um zu schlafen, nein, das wäre Verrath an der neuen Geliebten gewesen! — Er dachte nur an sie, sah nur sie, hörte nur ihre süße Stimme, und die Erinnerung an die ihm bestimmte Braut und den betrübten Vetter war seiner Seele so weit entrückt, daß er nur erst am Morgen, wie er sich die Pfeife anzündete, und ihm, anstatt eines Fidibus, Carls Brief in die Hände fiel, den Zweck seiner Reise ins Gedächtniß zurück rief. Er setzte sich mit Lachen hin und schrieb:

»Komm nur immer, lieber Carl, sobald Du diesen Brief erhältst, nach W. — Ich bin Dir nicht im Wege, im Gegentheil nimmst Du mir eine Bürde ab, wenn Du die mir bestimmte Braut zu der deinigen machst. Ihr Vater wird hoffentlich nichts dagegen haben. Du bist auch ein Holm, hast so viel Vermögen aufzuweisen, als ich; was wollen sie mehr? — Um die Einwilligung meines Vaters ist mir nicht bange, der liebt mich zu sehr, als daß er das Glück meines Lebens einer projectirten Heirath aufopfern sollte. Er glaubte mein Herz frei, darum trieb er mich zur Reise. Jetzt ist das anders; ich liebe ein Mädchen, ein himmlisches Geschöpf, ohne die ich nicht leben kann, nicht leben will. Solltest Du sie sehen, Du würdest deine und alle übrigen Schönen darum vergessen, sie ist der Hub, die Krone der Frauen &c.«

Hier erfolgte noch ein Erguß seines glühenden Herzens, den man mir wohl ersparen wird, zu wiederholen. Der Brief ward gesiegelt, auf die Post gegeben, und Gustav warf sich nun in die Kleider, durchstreifte die Straßen von W., und gab sich alle ersinnliche Mühe, eine Spur von der schönen Unbekannten aufzufinden. Verdrüßlich über seine gescheiterte Hoffnung, sie an irgend einem der unzähligen Fenster, auf die er gesehen hatte, zu erblicken, kehrte er zurück, und fand die Nelken-Wirthinn im Gespräch mit einem Bedienten. Er hörte sie seinen Namen aussprechen, trat hinzu, und vernahm, daß sich der Banquier Braun, der Vater der ihm bestimmten Braut, nach seiner Ankunft erkundigen ließ, die schon vor ein Paar Tagen hatte erfolgen sollen.

Gustav fiel der Wirthinn ins Wort, sagte, daß er eben angekommen sey, und nach Tische aufwarten werde. Der Besuch war ihm so unangenehm, daß er ihn gern noch weiter hinaus geschoben hätte, doch nahm er sich vor, die Sache bald abzuthun. Er wollte das Mädchen in sein Interesse ziehen, ihr eröffnen, daß er um ihr Verständniß mit seinem Vetter wisse, und glaubte, mit ihr vereinigt, die Einwilligung ihrer Aeltern zu erlangen, wobei Carls Ankunft den Ausschlag geben sollte.

Indeß er seinen Plan noch ausputzte, ward er von Herrn und Madame Braun zum Mittag eingeladen. Es ließ sich nicht ausweichen, doch zögerte er lange, ehe er dem Bedienten folgte, der den Auftrag hatte, auf ihn zu warten. Er wurde in ein großes, auf das eleganteste eingerichtetes Haus geführt; durch hohe Flügelthüren mußte er eine Reihe schön möblierter Zimmer passiren, und als sein Begleiter das letzte öffnete, prallte er zurück: denn vor ihm stand

— Sophie!

»Aha!« — rief Herr Braun bei seinem Eintritt lachend aus, — »der junge Herr hat uns belauschen wollen! — Nun, wir sind alte Bekannte, thun Sie hier wie zu Hause!«

Nein! ärger konnte doch der unartige Zufall niemanden mitspielen, als ihm! — Da stand er nun, wußte nicht, ob er vor- oder rückwärts gehen sollte, und hätte in der Bestürzung beinahe Herrn Braun die Hand geküßt, und Madame umarmt. Kaum daß er so weit seine Fassung wieder erhielt, um sein Versehen zu repariren, und er hätte es kaum gewagt, auch Sophiens zartes Händchen an seine behenden Lippen zu führen, hätte sie ihm nicht der Vater mit einem bedeutenden Wink noch besonders vorgestellt.

Nur seine Bestürzung konnte ihn hindern, zu sehen, daß sein Anblick auch sie erschreckt hatte, und als er jetzt die Augen zu ihr erhob, da er fühlte, wie ihre Hand in der seinigen zitterte, und er ihre erbleichten Wangen gewahr ward, da erkannte er mit tiefem Schmerz, daß sie seinen Vetter liebe, und eine Verbindung mit ihm verabscheue. Zum Ueberfluss fiel ihm noch der Brief an Carl ein, worin er ihr in aller Form entsagte, und er ergriff in einer wahren Verzweiflung ihren Arm, den ihm ihr Vater darbot, um sie, anstatt zum Altare — zu Tische zu führen.

Sophie, die gestern so freimüthig, so beredt war, saß nun summ neben Gustav, und wagte er es einmal, seine Worte an sie zu richten, so antwortete sie so einsylbig, in einem so ironischen Tone, der ihn immer auf lange Zeit von einem neuen Versuch, ihr Rede abzugewinnen, abschreckte. Die Mutter hatte auf das Arrangement der Tafel zu achten, und Herr Braun, dem die Unterhaltung fast allein überlassen blieb, mußte sehr oft zwei, dreimal fragen, ehe er Antwort erhielt.

Dem guten Manne entging es gar nicht, daß der junge Holm hier nicht an seinem Platze war, und um seine sichtliche Verwirrung zu enden, nahm er ihn, sobald man aufgestanden war, auf sein Zimmer, und frug ihn theilnehmend: ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sey, und auf Gustavs Verneinung sagte er herzlich:

»Lassen Sie uns ohne Umschweife mit einander umgehen! Sie kennen den Wunsch Ihres Vaters, ich habe meine Einwilligung gegeben, doch nur auf den Fall, daß Sie völlig frei sind, und ihr jungen Leute Gefallen an einander findet. Soll ich nun nach dem schließen, wie ich Sie gestern gesehen habe, und wie ich Sie heute sind, so muß ich vermuthen, daß Sie vielleicht schon eine andere Wahl getroffen haben!«

Ich, Herr Braun? — rief Gustav — Nein, ich hatte noch nicht gewählt; aber —

»Seyen Sie aufrichtig,« ermunterte ihn Braun, »Sie sind der Sohn meines Freundes, Sie sind mir in jedem Falle willkommen! — Haben Sie irgend eine Neigung? — Vielleicht kann ich bei Ihrem Vater etwas für Sie thun!«

Nein, Herr Braun, Sie irren,— erwiderte Holm mit Feuer. — Ich liebe außer Ihrer liebenswürdigen Tochter niemanden; aber ein unglückliches Verhängniß treibt ein grausames Spiel mit mir!

»Nun,« sagte Braun, »zum Vertrauen ist unsere Bekanntschaft noch zu jung, das alles wird sich finden, lernen Sie Sophien kennen; gelingt es Ihnen, ihr Herz zu gewinnen, und ihr, sich Ihnen werth zu machen, so wissen Sie meine Gesinnungen.«

»Könnte mich Sophie wählen, was fehlte dann meinen Glück!« — sprach Gustav mit Enthusiasmus, und Braun führte ihn lächelnd zu seiner Gattinn zurück. Sophie war nicht zugegen, und als sie einige Zeit darauf herein trat, glaubte Gustav Spuren von Thränen auf ihrem Gesichte zu finden. Madame Braun frug, was sie vorgenommen habe, da sagte sie mit

Bedeutung, und sah Gustaven dabei an:

»Ich habe an Henrietten geschrieben, und ihr zugleich Ihre Ankunft gemeldet, Herr Holm!«

Meine Ankunft? — frug dieser erstaunt.

»Das darf Sie nicht wundern,« fiel Madame Braun ein, »Henriette ist eine Niece meines Mannes, und Sophiens Busenfreundinn, da theilt man sich denn alles mit!«

»So!« sagte Gustav mechanisch, indes er verloren in dem Anblick des reizenden Mädchens, kaum zur Hälfte hörte, was ihre Mutter sprach. Er war im Streite mit sich selbst.

Sollte es unrecht seyn, — dachte er, — wenn ich mich mit Carl zugleich um Sophiens Gunst bemühe? — Es ist ja schon großmüthig gedacht, wenn ich, der durch die Uebereinkunft der Väter den Vorzug hat, mit ihm in gleiche Rechte trete, und Sophien die Wahl bleibt!

Es sprach eine Stimme in ihm laut dagegen. Carl, der mit ihm von Kindheit an durch die zärtlichste Freundschaft verbunden war, der ihm, dem Hitzkopf, immer mit Liebe und Sanftmuth entgegen kam, der ihm alles, auch seine Liebe, aufopfern wollte, und den er durch seinen Brief zu neuen Hoffnungen berechtigt hatte, den sollte er nun um das höchste Gut seines Lebens bringen, das er schon mit Gewißheit sein zu nennen glaubte! —

Von diesen Vorstellungen mußte er sich schnell abwenden, um sich nicht selbst in einem verächtlichen Lichte zu erscheinen.

Mißmüthig ging er am Abend in seinen Gasthof zurück; denn das Anerbieten von Herrn und Madame Braun, bei ihnen zu logieren, hatte er, bei so sonderbaren Verhältnissen, bestimmt ausgeschlagen. Er legte sich zeitig zu Bette, hatte ihn aber die vorige Nacht die Liebe kein Auge zuthun lassen, so kam in dieser noch der peinliche Verdruß über seine Lage hinzu, um jeden Schlummer zu verscheuchen. Er nahm sich vor, Sophien zu vergessen, und er konnte sich nicht verbergen, daß sie die stille Trauer, die über das holde Gesicht verbreitet war, noch weit interessanter machte, als er sie am ersten Abend in voller Heiterkeit sah. Er machte den Versuch, sich mit Gewalt von den geheimen Banden loszureißen, die ihn auf Kosten seines Herzens und seiner Grundsätze an ein Mädchen fesselten, das schon einem Andern angehörte; und da noch überdieß dieser Andere sein geliebter Carl war, so faßte er den Entschluß, am Morgen abzureisen.

Es ward ihn sehr schwer, er zögerte von einer Viertelstunde zur andern, und als er endlich den Befehl gab, Pferde zu bestellen, da kam ein Bote von Brauns, mit einer Einladung zum Frühstück in den Garten, den sie vor der Stadt besaßen. Was war zu thun? — Sein Herz sagte zu, und er gab nach.

»Kann ich doch nach Tische reisen!« dachte er bei sich. »Einmal werde ich Sophien doch noch sehen dürfen, ohne meinem Freunde unrecht zu thun.«

Er wurde in den Garten geführt. Herr Braun, den seine Geschäfte an die Stadt fesselten, war nicht mit zugegen, und nach dem Frühstück forderte Madame Braun Sophien auf, Herrn Holm die Anlagen zu zeigen.

Gustav, der nur verstohlen wagte, auf Sophien zu sehen, die in dem weißen Morgenkleide einer aufblühenden Rose glich, folgte ihr stumm und traurig nach, und er hatte schon einen Theil der wirklich vortrefflichen Parteen mit ihr durchstrichen, ohne etwas anderes gesehen zu haben, als ihre zarte Gestalt, und die blonden Locken, die sich unter dem Strohhute hervordrängten.

Jetzt kamen sie vor das Gewächshaus. Der Gärtner war beschäftigt, eine Menge Blumentöpfe mit den schönsten in- und ausländischen Pflanzen auf einer zierlichen Stellage zu ordnen. Sophie

blieb dabei stehen, und der Gärtner sagte beiden unaufgefordert einen Theil des Linné auswendig her, indes er, stolz auf sein Wissen, auf die dazugehörigen Gewächse wies. Sophie zupfte von einem schönen Myrtenbäumchen einige vertrocknete Blätter ab.

»Das bleibt freilich das Lieblingsbäumchen der Mamsell Braun!« meinte der alte Mann, und wendete sich zu Holm. »Nun es ist gewachsen,« setzte er hinzu, »wir können schon davon zum Brautkränzchen abschneiden!« —

Sophie wollte sich schnell abwenden; allein der Alte war damit nicht zufrieden. Der hübsche junge Herr, der nur Augen für Sophien hatte, die ihn, was sonst nicht geschah, allein im Garten herumführte, das hatte wohl mehr zu bedeuten!

»Nun liebe Mamsell,« frug er schmunzelnd, »habe ich es errathen?«

»Daß ich einen Kranz von meinem Bäumchen flechten will,« erwiderte Sophie mit Bitterkeit, »das hast du errathen! Henriette wird bald heirathen!«

»Wirklich?« — sprach jener erfreut, und meinte treuherzig: »Je es gibt auch wohl zwei Kränzchen, wenn wir alles zusammen nehmen!«

»Nein!« — sagte Sophie fest, »ich bedarf nur den einen!«

Gustav stand wie auf Nadeln, doch wollte er die Gelegenheit, ihr Vertrauen zu gewinnen, nicht vorübergehen lassen, so brachte er mühsam die Worte hervor:

»Ich habe einen Freund, wäre der hier, Sie würden doch wohl den zweiten Kranz nicht verschmähen!«

»Wer wäre das?« — frug Sophie beleidigt.

Er wollte Carls Namen nennen, da trat die Mutter hinzu, und das Gespräch war aus.

Der Weg zur Stadt ward nun gemeinschaftlich zurückgelegt, und Gustav zum Mittag eingeladen. Wie hätte er es ausschlagen, wie hätte er mit der Ueberzeugung abreisen können, Sophiens Unwillen auf sich geladen zu haben? — So ging er hin; aber Sophie vermied absichtlich jede Gelegenheit zu einer Erklärung, er befand sich nicht einen Augenblick mit ihr allein: denn wenn auch die Mutter, die diese Verbindung wünschte, es so zu leiten suchte, daß die beiden Leutchen einander näher kommen sollten, so sah die kluge Sophie ihre Absicht immer voraus, und suchte geschickt zu entkommen.

Je länger Gustav um das schöne Mädchen war, um so mehr verlor er den Muth zur Abreise, und als nach einigen Tagen, die er fast ganz in Brauns Hause zubrachte, keine Antwort auf seinen Brief erfolgte, da fing er an sicher zu werden:

Carl hätte gewiß gleich geschrieben, — tröstete er sich, sobald er sich auf dem Wege ertappte, einen Verrath an der Freundschaft zu begehen, — wenn ihm Sophie nur halb so theuer wäre, als sie es mir ist!

Auch Sophie war jetzt zuweilen weniger zurückhaltend gegen ihn; zwar fand er noch oft Spuren von Thränen auf ihrem Gesicht; konnten das aber nicht auch Thränen der Reue über ihre frühere Verbindung seyn? — Ruhten doch manchmal, wenn sie sich vergaß, ihre Augen mit einem Ausdruck von zärtlicher Wehmuth auf ihm, und wenn sich ihre Blicke unerwartet begegneten, warum senkte sie sie dann schnell zur Erde? — Was bedeutete die Purpurröthe, die dabei über ihre Wangen flog, und die unmöglich dem Andenken seines Freundes gelten konnte? —

Noch hatte er es im Philosophiren nicht so weit gebracht, um die Scrupel seines Gewissens, das

in Sophiens Gegenwart nicht ein Wörtchen aufbringen konnte, auch dann zum Schweigen zu bringen, wenn er Abends von Brauns in die silberne Nelke zurückkehrte. Hier saß er oft bis Mitternacht im dumpfen Sinnen über einen Ausweg; denn, wenn er wirklich recht gesehen hatte, und Sophie einer Untreue fähig wäre, war es edel von ihm gedacht, wenn er sich darüber freute, daß seines Freundes Glück durch ihn gestört werden sollte? — Er machte sich bittere Vorwürfe darüber, und doch — wer kennt nicht das schwache Menschenherz! wiederholte er sich in demselben Moment mit Wonne jedes sanfte Wort, was sie ihm gesagt, jeden gütigen Blick, den er von ihr erhalten hatte!

Er nahm Gelegenheit, seinen Freund Carl mehrmals in Sophiens Gegenwart zu erwähnen, und sie, die ihn lieben sollte, blieb so ruhig, so gleichgültig dabei, daß er sich überzeugte, sie liebte ihn entweder nicht, oder sie war eine Meisterinn in der Verstellungskunst.

An einem schönen Nachmittage hatte Sophie mehrere ihrer Freundinnen zu sich in den Garten eingeladen; Gustav und noch einige Bekannte des Braunschen Hauses waren gleichfalls zugegen. Es wurde gespielt, gesungen und gesprungen. Besonders erwählte man ein Stück Wiese, das eben in voller Blüthe stand, und was des Contrastes wegen, mitten in den englischen Anlagen sich befand, zum Tummelplatz. Die Mädchen pflückten Blumen, warfen die jungen Herren damit, die sie dagegen verfolgten und haschten, worauf denn keiner seine Gefangene los ließ, ohne daß er sie nicht durch einen Kuß für ihre Schelmerei bestraft hätte. Sollte er Sophien, die an diesem Tage die Heiterkeit selbst war, gleich den Uebrigen auffangen? —

Er haschte ein Paar andere, die es darauf anlegten, den hübschen Fremdling zu necken, und nun ergriff er auch sie, aber leicht, wie ein junges Reh, wand sie sich aus seinen Armen, und floh. Er folgte ihr über die Wiese, durch mehrere Schlangenwege, und erreichte sie endlich in einem dunkeln Schattengange, von hohen Linden gewölbt. Hier umfaßte er sie im wilden Rausche der Leidenschaft, die um so mächtiger hervorbrach, je mehr er sie zu unterdrücken gestrebt hatte. Er nahm sie an die stürmende Brust, und küßte ihr Wange und Mund mit einem Feuer, das ihn hinderte, gewahr zu werden, wie sie bleich und ohne Leben in seinen Armen hing.

Endlich, da sie sich nicht regte, und er sah, was er angerichtet hatte, da wollte er laut aufschreien, und der Schmerz erstickte seine Stimme. Er trug sie auf eine nahe Bank, kniete vor sie hin, und hielt sie mit einer Angst umschlungen, in der ihm war, als sollte er mit ihr zugleich die Seele aushauchen.

Nach einigen Minuten erholte sie sich, und Gustav, der blaß und entseelt vor ihr lag, vermochte kaum mit seinen zitternden Lippen die Bitte um Vergebung seiner Unbesonnenheit auszusprechen. Sophie bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, um den Tränenstrom, der sich jetzt mit Gewalt aus ihren Augen hervordrängte, vor ihm zu verbergen.

Er war zu sehr bewegt, als daß er hätte wissen sollen, was er sprach, und das Geständniß seiner Liebe riß sich wider seinen Willen aus dem brennenden Herzen los. Sophie weinte still fort, und er flehte mit den süßesten Schmeicheleien nur um ein einziges Wort der Versöhnung.

»Morgen!« rief sie endlich mit sichtbarem Schmerz, — »Morgen soll sich alles entscheiden!«

Er wollte sie noch einmal an seine Brust ziehen, aber sie wehrte ihn ab, und er hatte nicht den Muth, sie aufzuhalten, da sie sich nun von der Bank erhob, und langsam die hohe Lindenallee hinab ging.

Er warf sich auf die Bank, wo sie gesessen hatte, es war ein Tumult in ihm, den er vorher noch nie empfand, die seligsten und die bittersten Momente seines Lebens schlossen sich an einander an. Nein, jetzt konnte er Sophien nicht mehr aufgeben! — Der Schwur der Liebe hatte sich über

seine Lippen gedrängt, er wußte, daß er seinen Freund verrieth; aber sie, die ihm mehr als die ganze Welt war, an die er seine Seele mit tausend Banden gefesselt fühlte, sie konnte er selbst seinem Freunde nicht überlassen! —

Er rief sich mit Entzücken den Augenblick zurück, wo er sie in seinen Armen hielt, wo er die zarte Wange, den lieblichen Mund mit Küssen bedeckte, und versank in süße Träumereien, aus denen ihn, sehr gegen seine Wünsche, Herr Braun erweckte. Dieser war indessen aus der Stadt gekommen, hatte ihn vermißt, aufgesucht, und er mußte ihm wider Willen zur Gesellschaft folgen.

Er fand alle, auch Sophien, in einem Kreise sitzen; man wies ihm einen Platz an, und nun sah er, daß sie sich damit unterhielten, Johannisblumen auszuzupfen, um zu sehen, wer von dem Gegenstande, den er in Gedanken hielt, am meisten geliebt würde. Gustav erhielt von seiner Nachbarinn eine der symbolischen Blumen, und mußte wie die Uebrigen den Spruch beginnen; Sie liebt mich! von Herzen! mit Schmerzen! über alles! ein wenig! gar nicht! — Das wurde so lange wiederholt, bis das letzte Blättchen den Ausspruch that.

Gustav, der in seiner jetzigen Stimmung mehr als bloße Tändelei in dem Spiele fand, hörte immer zugleich auf das, was Sophie sprach; und da sie eben beim letzten Blättchen die Worte nannte: über alles! — da traf ihn der Ausspruch: »gar nicht!« — und er sah Sophien bitter lächelnd dabei an. Er blieb verstimmt, die Ungewißheit quälte ihn, und da er einmal an Sophiens Seite kam, konnte er sich nicht enthalten, sie leise zu fragen:

»Ist es wahr, was die Blume sprach?« — und sie kehrte sich von ihm, und er vernahm das einzige Wort: »Morgen!«

Es war grausam, ihn so zu quälen, doch wagte er nicht, sie noch einmal um eine Entscheidung zu bitten, besonders da auch sie, seit dem Vorgang in der Lindenallee, ihre Heiterkeit verloren hatte, und sein einziger Trost war der: daß sie seiner Unbesonnenheit wegen nicht auf ihn zu zürnen schien, und es ihm sogar vorkam, als ob sie öfter als sonst, wie wohl nur verstohlen, ihre Blicke auf ihn richtete:

»Fasse dich in Geduld mein Herz!« sagte er sich mehrmals, und beim Abschied wagte er es, Sophien die Worte zuzuflüstern:

»Freveln Sie nicht mit mir, ich beschwöre Sie! — Morgen entscheiden Sie über mein Glück und über mein Leben, eines ohne das andere kann ich nicht ertragen!«

Dabei drückte er ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, an seinen heißen Mund, und eilte fort. Es war ein schöner Abend, auf den eine warme Sommernacht folgte. Gustaven graute davor, sich mit seiner bewegten Seele in das enge Zimmer einzuschließen; so lief er die halbe Nacht umher, und kam erst nach Hause, als der wichtigste Tag seines Lebens anbrach.

In der silbernen Nelke lag noch alles in tiefem Schläfe, und da sich die Hausthür öffnete, und man seinen Namen nannte, da schallten ihm, wie ein Ausruf der Freude, die Worte entgegen: »Er ists! ja er ists!« — und Carl, sein Freund Carl stürzte sich jubelnd in seine Arme.

Keine Feder vermag die verschiedenen Empfindungen auszudrücken, die Gustavs Herz bestürmten. Er schämte sich der Kälte, der Nachlässigkeit, mit der er seinen Jugendfreund empfing, der ihm, seit er denken konnte, das Liebste auf der Welt war, und seinen Mißmuth erhöhten noch die Ergüsse von unbegrenzter Dankbarkeit, mit denen ihn Carl überschüttete, und es nicht bemerkte, mit wie weniger Theilnahme sie sein Freund aufnahm.

»Laß uns zu Bette gehen,« sagte Gustav, der es nicht länger ertrug, »ich bin müde, das Uebrige

wenn wir ausgeschlafen haben!«

Sie legten sich nieder, und auf einmal ergriff Gustaven der Gedanke an Sophiens Worte: Morgen soll sich alles entscheiden! — Er stellte Carls Ankunft dazu, und war wie vernichtet. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, sich seinem Freunde zu entdecken, und seiner Großmuth die Entscheidung zu überlassen, vielleicht daß er, der seiner Liebe schon einmal zu Gunsten seiner entsagt hatte, auch jetzt noch sich dazu geneigt finden ließ, jetzt, da die Ruhe seiner Seele, da sein Leben davon abhing. Nun, da er sah, daß Sophie selbst darum gewußt, daß Carl kommen würde, nun schalt er sich einen eitlen Thoren, der ihre Thränen, ihre verstohlenen Blicke für mehr, als höchstens Mitleid mit seiner Qual, genommen hatte, und er verwünschte seine Schwachheit, die ihn hinderte zu fliehen, da die Gefahr noch nicht so groß war.

Was sollte er nun thun? — Er fühlte tief, daß er ohne Sophie nicht leben konnte, sollte er sie seinem Freunde mit Gewalt entreißen? — ihm, der ihn nie beleidigte, der allen seinen Wünschen zuvorkam, der ihm mit beispielloser Treue ergeben war, und der sich nun, wie eine Schattengestalt, zwischen ihn und das Glück seines Lebens drängte?

Nach einem langen Kampfe beschloß er endlich, zu schweigen, und alles gehen zu lassen, wie es sich von selbst machen würde. In der Tiefe seines beängsteten Gemüths lag noch unausgebildet ein Gedanke, von dem er Befreiung der Qualen hoffte, die ihn in Sophiens Verlust bedrohten, und die zu ertragen seine Kräfte überstieg.

Beim Frühstück erst bemerkte Carl den Trübsinn, und das bleiche Gesicht seines Freundes; er vergaß sogleich seine eigenen Angelegenheiten, und drang mit zärtlichem Eifer in ihn, zu sagen, was ihm fehle:

»Ich bin nicht ganz wohl, es wird sich geben!« — erwiderte Gustav, um allen weiteren Fragen auszuweichen; aber er hatte sich geirrt, das hellblickende Auge seines Freundes sah weiter, es war nicht Krankheit, es war Kummer, was aus seinen entstellten Zügen sprach:

»Gustav!« rief er aus, »Theurer Gustav, laß mich alles wissen! — laß mich nicht fürchten, daß ich mein Recht, in dein Herz zu sehen, verloren habe! — Sollte vielleicht die Liebe, von der Du mir schriebst?« —

Das ist vorbei! — fiel ihm Gustav ein.

»Liebst Du sie nicht mehr? — ist sie deiner Liebe unwerth? — oder was ist es?« — frug Carl in gleichem Eifer fort.

Sie liebte vorher schon einen Andern! — sprach Gustav tief erschüttert, und drückte die Hand vor die Augen, um den nicht zu sehen, der ihn ohne es zu ahnden, so schmerzlich peinigte, und der ihn jetzt mit der innigsten Liebe in die Arme schloß, und ihn beschwor, sich seiner Leitung anzuvertrauen.

»Ich kenne ja die Leiden einer unglücklichen Liebe!« rief Carl mit Feuer, »die folternde Angst, ehe ich wußte, daß eine andere dein Herz gewinnen würde! — Komm, laß uns die Welt durchziehen, ich will das geliebte Mädchen nicht eher wiedersehen, bis ich Dich glücklich weiß. Wie könnte auch ein Strahl von Freude in mein Herz dringen, die Du nicht mit mir zu theilen vermöchtest!«

Dabei drangen Thränen der innigsten Teilnahme aus seinen Augen, und Gustav fühlte sich im Innersten der Seele davon ergriffen. Auch ihm, der sonst nie weinte, rollten Thränen über die Wangen, er drückte seinen Freund an die Brust, und alles Fremde, was sich zwischen sie gedrängt hatte, entwich aus seinem erweichten Herzen. Er fing an einzusehen, wie sehr er gegen



seinen Freund im Schatten stand, er wäre fähig gewesen, diesem die Geliebte zu entreißen, und Carl gab alles hin, wollte alles verlassen, und nur ihm angehören! —

Das Bewußtseyn seiner Kraft kehrte zurück, er wollte nicht weniger thun, und beschloß, sogleich mit ihm zu Brauns zu gehen. Carl weigerte sich; da er aber seinen Freund mit einer so sichern Ruhe nach dem Hute greifen sah, so folgte er ihn gern, und seine Sehnsucht nach der Geliebten erwachte von neuem.

Es war Sonntag. Da sie zu Brauns kamen, erfuhren sie, daß die Familie den ganzen Tag auf dem Garten zubringen werde, und daß schon jemand abgeschickt sey, um Herrn Holm davon zu benachrichtigen. Herr Braun war eben im Begriff, hinaus zu gehen, als ihm Gustav seinen Freund vorstellte, der nun zugleich eingeladen wurde, ihn zu begleiten:

»Sie finden noch ein Gästchen draußen,« sagte Herr Braun zu Gustaven. »Meine Nichte, Sophiens Freundin, ist gestern spät noch angekommen!«

Gustav konnte unterweges nicht viel sprechen, und je näher sie dem Garten kamen, um so schwerer wurde es ihm, Theil an der Unterhaltung zu nehmen. Er ging endlich voraus, in der Absicht, sich mit seinem Schmerz in die dunkelste Stelle des Gartens zu flüchten, denn er fühlte sich unfähig, einen Zeugen von dem Wiedersehen der Liebenden abzugeben.

Nicht weit von der Thür begegnete ihm ein junges Frauenzimmer, das er noch nicht im Braunschen Hause gesehen hatte, und mit Recht für Henrietten hielt. Er, der sich jetzt am allerwenigsten zu einer neuen Bekanntschaft aufgelegt fühlte, machte ihr eine stumme Verbeugung, und eilte weiter.

Sein Muth sank, sobald er der angebeteten Sophie näher kam. Der Sturm der Leidenschaft erwachte mit doppelter Heftigkeit, und er glaubte diese Stunde nicht überleben zu können.

So erreichte er fast ohne Bewußtseyn die Lindenallee, und dieselbe Stelle, wo er den Tag vorher Sophien in den Armen hielt, wo er des Lebens höchste Wonne empfand, und wo ihm die Bitterkeit der Entsagung desto näher vor Augen trat, und der finstere Gedanke, der sich immer deutlicher in ihm entwickelte, die Bürde, die er nicht mehr zu tragen vermochte, freiwillig abzuwerfen — war jetzt ein einziger Trost.

Er warf sich nieder auf den kalten Boden und sah mit starren Blicken vor sich hin. Vor seine Augen senkte sich ein dichter Nebel; in seiner Brust regte sich ein Schmerz, den er für die Vorboten des Todes hielt, welchen er mit einer Ruhe erwartete, wie sie nur die Verzweiflung empfinden kann. Das Rauschen des Windes durch die Aeste der Linden, das Klappern der nahen Mühle verschmolz vor seinen Ohren in ein dumpfes Summen. In seiner Seele ward es immer dunkler, der letzte Schimmer des Tages schwand, und er glaubte nur in einer andern Welt wieder zu erwachen.

Endlich hörte er ganz leise, dann lauter und immer lauter seinen Namen rufen, seine Sinne kehrten zurück, das Leben goß noch einmal seinen Zaubergranz über ihn aus: denn sein erster Blick fiel auf Sophien, die neben ihm kniete, und die Hände rang. Sie hatte auf der nahen Bank gesessen, und hielt sich nur mit Mühe zurück, da sie sah, wie er sich in wilder Verzweiflung niederwarf. Zaghafte trat sie näher, und wie sie ihn nun ohne Leben liegen sah, da stürzte sie sich zu ihm hin, und rief in der Angst seinen Namen unzählige Mal, bis der Ruf der geliebten Stimme die Nacht durchdrang, die ihn umhüllte, und er, neu belebt, die Augen öffnete.

Noch glaubte er zu träumen, er sah sie lange an, und wagte keine Bewegung, aus Furcht, das holde Traumbild zu verscheuchen: »Sophie!« — sprach er endlich leise, und da sie nicht von ihm

wich, da breitete er die Arme nach ihr aus, und sie sank, von der Liebe bezwungen, an seine Brust.

Die Seligkeit, die die beiden Glücklichen erfüllte, verdrängte jede Erinnerung, die darüber hinausreichte. Gustav hielt Sophien umfaßt, und vergessen waren alle die qualvollen Stunden, die hinter dem süßen Moment lagen, wo er ihre Liebe erkannte. Noch schwebte von allem, was sie gelitten hatten, nur ein dunkles Bewußtseyn der Gefahr, das Geliebteste auf der Welt verlieren zu können, ihnen vor, und sie hielten einander fest umschlungen, als stände sie noch jetzt ihnen nahe, und wie sie endlich ihren Namen rufen hörten, da fuhren sie erschrocken auf:

»Sophie!« rief Gustav, hast Du mich nur darum aus dem Todesschlafe geweckt, um einem Andern anzugehören?« — und Sophie frug eben so hastig: »Wirst Du Henrietten vergessen können?« —

Da traten Carl und Henriette Hand in Hand vor sie hin, aus beider Augen glänzte der Widerschein des Glückes, das ihre Herzen theilten und empfanden, und Gustav, dem es wie Schuppen vom Gesicht sank, riß Sophien noch einmal laut aufschreiend an seine Brust.

»Gustav!« sprach Carl, da er ihn so wonnetrunken sah: »kann ich mich wirklich meines Glückes erfreuen?« — und dieser umarmte ihn mit Feuer, und drückte selbst Henrietten im Freudentaumel an die Brust.

Sophie sah aus wie eine Verklärte, und sie wehrte es nicht, daß sie Gustav immer wieder von neuem umfaßte, und sie endlich mehr trug, als zu dem Platze führte, wo ihre Aeltern saßen, zu deren Füßen er sich mit lautem Jubel stürzte, und um ihren Segen bat.

Der Irrthum wurde nun klar. Carl lernte Henrietten auf einer Geschäftsreise bei einer Tante, wo sie sich befand, kennen, und hörte, sie sey die einzige Tochter des Banquiers Braun aus W. Beide liebten sich; mußten aber die Erfüllung ihrer Wünsche noch aufschieben, bis Carl einige Hindernisse, die sich ihm von Seiten seiner Familie in den Weg stellten, beseitigt hatte. Es gelang ihm, alles nach seinem Willen zu lenken, und er reiste zu seinem Freund zurück, um ihn, dem er schon mehrmals schriftlich die Vorzüge seiner Geliebten gerühmt hatte, an seinem Glück theilnehmen zu lassen. Zufällig, wie Verliebte selten etwas bei voller Besinnung thun, nannte er nie ihren Namen, und fiel nun auf einmal aus seinem Himmel, als er hörte, die, die er liebte, sey Gustavs Braut.

Gustav war in dieser Zeit eben im Begriff, nach W. zu reisen, und ihre schnelle Trennung verhinderte jede nähere Erklärung, obgleich Gustav, der die Wolke, die der Gram über die Stirn seines Freundes zog, wohl bemerkte, mehrmals vergeblich in Carl drang, ihn zum Theilnehmer seines Geheimnisses zu machen, und der nur dann abreiste, als dieser ihm das Versprechen gab, bald nach W. zu kommen.

Henriettens Vater, Bruder und Compagnon von Herrn Braun, hatte in einer Erbschaftssache eine Reise zur See unternehmen müssen, und ihre Tante, Schwester der beiden Brauns, nahm sie auf die Zeit seiner Abwesenheit zu sich, von wo aus sie nur zuweilen nach W. kam, um ihre Freundinn, ihre Sophie zu sehen.

Diese trat ihr ohne Ueberwindung den unbekanntem Bräutigam ab, was ihr um so weniger gereute, als sie den Abend im Schauspiel mit dem hübschen Gustav zum ersten Mal zusammen traf; aber was sie mit Schrecken erfüllte, wie sie ihn zum zweiten Male sah, und erkannte, daß eben der, der einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte, es war, den man ihr zum Gemahl bestimmte, und dem sie nun, zu Gunsten ihrer Freundinn, entsagen sollte.

Die Liebe zu ihm wuchs, aller Vernunftgründe ungeachtet, die sie sich unaufhörlich vor sagte, mit jedem Tage, und mit einer widersprechenden Empfindung von Bitterkeit und Freude bemerkte sie endlich, daß er aus Neigung zu ihr auf dem Wege war, eine Untreue an ihrer Freundin zu begehen. Sie bat diese nach W. zu kommen, ihre Gegenwart sollte entscheiden, welche er wählen würde.

Die arme Sophie litt so viel, wie Gustav; sie wollte ihre Gefühle unterdrücken, bis endlich die allgewaltige Liebe siegte, und Carl und Henriette die Räthsel lösten. Diese beiden Glücklichen mußten sich indessen noch in Geduld fassen, bis Henriettens Vater zurückseyn würde:

»Laßt euch nicht bange seyn!« — tröstete sie Herr Braun, »er ist schon gelandet, und trifft in ein Paar Wochen bei uns ein!« —

Gern brachte Gustav seinem Freunde das Opfer, seine Verbindung so lange aufzuschieben, um sie mit der seinigen an einem Tage zu feiern.

Der alte Gärtner hatte in der Nähe alles mit angehört. Er trat jetzt, sein Mützchen in der Hand, hinzu und sagte:

»Sehen Sie nun, Mamsell Sophie! Das Myrtenbäumchen wird doch mit zwei Kränzchen aushelfen müssen!«

**6.**  
**Der falsche Verdacht.**

»Folge meinem Rathe, und laß Dir das Mädchen nicht entgehen!« bat die Kammerräthinn Sinner ihren Sohn, »die Tante hat zwar ihre Grillen; aber Nanny ist ein gutes Kind, wenn auch etwas eitel, ein Bißchen launisch! — Nun! das läßt sich ertragen; denn sie ist sehr reich! — das schöne Gut Riedstein und zwanzigtausend Thaler bares Geld bekömmt sie gleich bei ihrer Verheirathung mit, und nach dem Tode der Tante ist Alles ihr, ich sage Dir, Alles wie es steht und liegt! — Schön ist sie nicht! — Doch was ist das weiter? Schönheit ist vergänglich« —

»Wenn sie mir aber nicht gefällt, Mutter?« — frug Hermann, und der Widerwille mahlte sich deutlich auf seinem Gesicht ab, den er gegen eine Verbindung hegte, die wohl der mütterlichen Zärtlichkeit, aber nicht seinen Begriffen von Liebe und Ehe angemessen war.

»Ach, lorum, larum!« erwiderte die Kammerräthinn. »Was schwatz'st Du nun da von gefallen, kann man denn bei so einem Vermögen mißfallen?«

»Ich habe aber selbst mehr als ich bedarf,« meinte Hermann.

»Da hört man den Unverstand!« sprach seine Mutter erzürnt. »Du wärest wohl zufrieden, und wenn Dir nichts als Wasser und Kartoffeln übrig blieben! — Kann man denn in der Welt zu viel haben? — Ich habe so viel für Dich gethan, Du willst nichts für mich, nichts für Dich, nichts für deine Kinder thun!«

»Ich will für sie arbeiten!« — hätte er ihr gern geantwortet; allein er schwieg, weil seine Mutter immer noch aufgebracht wurde, wenn man sie im Fluß ihrer Rede unterbrach; und so sehr er es ihr Dank wußte, daß sie nach dem Tode seines Vaters, den er sich kaum gesehen zu haben erinnerte, aus mütterlicher Zärtlichkeit nicht allein unverheirathet blieb, sondern auch den Eigensinn eines alten Oheims, bei den sie sich aufhielt, geduldig bis an sein Ende ertrug, um mit diesem ihrem Sohn ein schönes Rittergut zuzusichern, so war er doch nicht geneigt, das Glück seines Lebens deshalb aufs Spiel zu setzen, um den Kindern, die er vielleicht bekommen könnte, größere Reichthümer zu erheirathen. Er küßte seiner Mutter, da sie endlich erschöpft war, die Hand, und gab ihr die Versicherung: er wolle sich bestreben, die Cousine Nanny recht liebenswürdig zu finden.

Hermann war nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren, die er theils auf der Universität, theils auf Reisen zubrachte, seit kurzem wieder bei seiner Mutter angelangt, deren einziger Wunsch dahin ging, sein Glück durch eine recht vortheilhafte Heirath sicher zu stellen; und daß sie das höchste Gut im Besitz großer Reichthümer suchte, das konnte ihre Wahl documentieren.

Nanny war von Seiten des verstorbenen Kammerraths mit Sinners verwandt. Ihre Tante, Madame Frenzel, eine Frau, die außer ihrem ansehnlichen Vermögen keine andern Verdienste besaß, als daß sie wußte, reiche Leute könnten sich alles erlauben, hatte sie erzogen; und da sie ihr eigenes Selbst in ihr so trefflich wieder fand, so freute sie sich ihres Werks, und liebte sie mit einer Zärtlichkeit, die sich nur aus der besondern Aehnlichkeit mit ihrem Sinn und Wesen herleiten ließ, weil sie sonst niemals gegen jemand eine besondere Neigung an den Tag legte. Sie war nicht gegen eine Verbindung zwischen ihrem Liebling und Hermann, den man ihr als ein Wunder von Schönheit und Geist geschildert hatte, und weil sie ohnedieß der Kammerräthinn einen Besuch schuldig war, so machte sie sich mit Nanny auf, um den Zukünftigen erst ein Bißchen zu sondieren, und sie trafen an demselben Morgen, wo obiges Gespräch zwischen Mutter und Sohn vorfiel, in Wallheim, so hieß das Gut, was Hermann vom Onkel geerbt hatte, und wo er mit seiner Mutter wohnte, ein.

Hermann war eben im Begriff, mit der Flinte auf dem Rücken ein Bißchen ins Holz zu gehen, als der Wagen in den Hof rollte. Er trat auf die Seite, und hörte zwei weibliche Stimmen, wovon er

die eine, ihren kreischenden Tone nach, sogleich für die der Tante erkannte, auf eine dritte Person schmähen. Da war kein Schimpfwort, das man nicht anwendete, da gab es nichts Ungeschickteres, Unbeholfeneres, Fauleres auf der Welt, man mußte sich noch todt ärgern, und dergleichen Dinge mehr. Statt aller Antwort, vernahm er nur ein leises Weinen. Seine Gegenwart, die man nun erst bemerkte, unterbrach die Debatten, und glättete die erzürnten Gesichter bis zur äußersten Freundlichkeit aus. Er hob zuerst die Tante aus dem Wagen, dann die Cousine, und sah bei ihrem ersten Auftreten mit einem geheimen Grausen, daß sich ihr rechter Fuß um ein Merkliches länger zur Erde herabstreckte, als der linke, was freilich dadurch ein Gleichgewicht erhielt, daß sich die linke Schulter weit über die rechte hinaus in die Höhe dehnte.

Hermann hatte Nanny'n seit ihrem zehnten Jahre nicht gesehen, wo sie zwar nicht hübsch war, aber sich doch ihrer geraden Glieder erfreute. Sie hatte, da sie nie folgte, und ihre Tante ihr Alles hingehen ließ, einen unglücklichen Fall gethan, und dieser, der noch im Anfange zu leicht genommen ward, hatte jene Verunstaltungen veranlaßt, die übrigens in keinem Mißverhältniß mit dem Ganzen standen: denn auch die Seele des Mädchens paßte so vollkommen in die Form, die sie umhüllte, als ob sie so verschoben geschaffen wäre.

Madame Frenzel hing sich sogleich an den Arm des hübschen, lieben Veters, wie sie Hermann einmal über das andere nannte, und verhinderte ihn dadurch, einem dritten Frauenzimmer, die sich das Gesicht in ein Tuch verbarg, denselben Dienst zu leisten. »Die wird schon selbst kommen!« rief Nanny, faßte seinen andern Arm, und so zogen sie ihn ins Haus.

Während die Frau Kammerräthinn, die den Besuch mit unverkennbarer Freude anlangen sah, in der Eile gleich selbst die Flügelthüren aufriß, und mit einer Fluth von Complimenten die theuren Gäste empfing, fielen Hermanns Augen auf ein Mädchen, die ihnen ängstlich mit kleinen Schrittschritten nachgetrippelt kam, die keinen Blick um sich her warf, sondern einzig darauf achtete, daß die große Schachtel, die sie unter dem einen Arm trug, nicht durch den großen Mops, der auf ihrem zweiten Arm ruhte, zu Schaden gebracht werden möchte.

Die Schachtel enthielt eine Markstorte, eine Galanterie von Madame Frenzel für die Frau Kammerräthinn, und ein Werk ihrer Hände, die in dergleichen Bäckereien besondere Vortheile besaßen; und ob der Mops gleich durch sein Ansehen die Fleischtöpfe nicht verläugnen konnte, in denen er sich nährte, so mochte er sich doch durch den Geruch der Torte so angezogen fühlen, daß er stets eine Bewegung nach der Schachtel machte, und dem armen Kinde, das ihn durch die besten Worte zur Geduld ermahnte, mehr als einmal die Zähne wies.

Hermann fand dicht neben ihr, sie sah ihn nicht, und er vergaß bei dem drolligen Anblick die Beziehung, die dieser Besuch auf ihn selbst haben könnte, und mußte laut auflachen. Das Mädchen erschrak, die Schachtel lag auf der Erde, ehe sie es sich versah, der Mops bellte, die Tante schrie! meine Torte! meine Torte! — die schöne Nanny: mein Ami! mei! — und beide fielen mit Wuth über die zitternde Sünderinn her, und sie würde ihren Mißhandlungen nicht entgangen seyn, wenn sie nicht Hermann schnell ergriffen, und durch eine nahe Thür hinaus gerissen hätte.

Hier stand sie ihm nun schüchtern gegenüber, und als sie mit einem dankenden Blick die großen dunkeln Augen zu ihm aufschlug, da wollte er sie um Verzeihung seiner Unbesonnenheit bitten, und konnte keine Worte finden, so rührte ihn das schöne, blasse Gesicht, auf dem er noch die Spuren von den Thränen sah, die sie im Wagen vergossen hatte.

Seine Mutter rief, und er eilte hinaus, wo er die Tante beschäftigt fand, unter Verwünschungen die Ruinen der Torte auf eine Schüssel zu ordnen, und Nanny tröstete ihren Ami mit den Brocken, die sie ihm reichlich vorlegte. Man frug nach der Delinquentinn; Hermann ließ sie aber

nicht eher verabfolgen, bis er ihr Pardon ausgewirkt hatte. Er gab sich selbst alle Schuld, er setzte sogar hinzu: daß er, von der possierlichen Scene verleitet, die Kleine gestoßen habe, wobei er freilich nicht geahndet, daß es so unglücklich ablaufen, und er ein solches Kunstwerk dadurch zerstören würde.

Nanny schlug ihn für seine Leichtfertigkeit auf die Finger, und die Tante nöthigte dem losen Vetter ein Stück von ihrer Hände Arbeit auf. Er aß mit großem Appetit, und lobte die Torte so übermäßig, daß das freundliche Gesicht der Tante sein Signal wurde, die Gefangene zu befreien, und sie kam dießmal mit einem kurzen »So gehts, wenn man nicht auf seiner Huth ist, und nie an das denkt, was man thut!« — davon. Sie küßte Madame Frenzel die Hand, und streichelte den häßlichen Mops, um auch Nanny zu versöhnen, und nun hieß es: Marie! wo ist mein Shawl? — wo mein Arbeitsbeutel? — meine Dose? — meine Handschuh? — Alles sollte Marie wissen, alles herbei schaffen, und Hermann sah mit Verwunderung, wie die Kleine flog, um allen den sich durchkreuzenden Wünschen und Befehlen Genüge zu leisten.

Marie war eine Waise. Madame Frenzel, der sie empfohlen wurde, entschloß sich, ein gutes Werk zu thun, und sie, unter dem Prädicat einer Gesellschafterinn für Nanny, zu sich zu nehmen. Sie hatte als diese gewisse Vorrechte, als: sie aß am Tische der Herrschaft, durfte mit Nanny spazieren gehen, mit ihr und der Tante ausfahren, und hatte die Ehre, zuweilen mitgenommen zu werden, wenn man Visiten ablegte.

Dieß alles wußte Madame Frenzel mit gewissenhafter Treue jedesmal, wenn die Rede auf sie kam, zu wiederholen; indessen vergaß sie immer hinzu zu setzen: daß sie die Ehre, die man ihr anthat, durch die hunderterlei Dienste, die sie überall zu leisten hatte, theuer erkaufen mußte: denn die Tante und die Nichte beeiferten sich wechselseitig, ihr durch schlechte Behandlung, durch unaufhörliche Befehle und Caprisen jeden Bissen zu Galle, jedes Vergnügen zu Wasser zu machen. Sie war das Marterholz, das überall seyn, alles thun, alles ausbaden mußte.

Dazu kam noch, daß Marie von der Natur desto reichlicher ausgestattet war, je stiefmütterlicher sich das Glück gegen sie benommen hatte, und Nanny mußte oft den Verdruß erleben, daß Fremde Marien für das Kind vom Hause hielten, ungeachtet sie es an nichts fehlen ließ, um durch ihre Kleidung und ihr Betragen gegen sie niemanden im Dunkeln zu lassen; und doch geschah es nicht selten, daß man sich an die verachtete, arme Marie drängte, und sie mit allem ihren Reichthum und Putz darüber vergaß.

Daß es Männer genug gab, die es als ein Glück ansahen, an Nanny's schiefer Seite den Weg des Lebens, den sie mit Gold pflastern konnte, zu wandeln, versteht sich von selbst; allein sie wollte nicht eher zu einer Wahl schreiten, bis Hermann, dessen sie sich als einen schönen, wohlgebauten Jüngling erinnerte, von seinen Reisen zurück seyn würde, und ihr Zögern reute sie nicht, da sie ihn nun sah, und fand, wie sehr er dadurch noch gewonnen hatte, daß die jugendliche, zarte Gestalt zum kräftigen Manne gereift war.

Noch nie hatte ein Mensch so tiefen Eindruck auf sie gemacht, als jetzt ihr Vetter, und die Verwandtschaft mit ihm kam ihr zu Statten, weil es so weniger auffiel, daß sie nicht von seiner Seite wich, und sich alle Mühe gab, durch die freundlichste Aufmerksamkeit, seine Gunst zu erlangen. Sogar der fast vergötterte Mops wurde, sobald sie ihm den Schreck mit der Torte vergütet hatte, heute vernachlässigt, und Marien zum Streicheln und Liebkosen überlassen; ja sie war so überaus artig, daß es ihr beinahe gelungen wäre, ihn in Hinsicht ihres Charakters irre zu führen, wenn nicht Mariens bleiches Gesicht laut das Gegentheil ausgesprochen hätte.

Nanny konnte bei aller Mühe, die sie sich um ihn gab, nicht verhindern, daß ihm die sanfte, duldsame Marie immer interessanter ward, je länger er sie, still und gelassen, alle Einfälle

befriedigen, allen Befehlen zuvorkommen sah, und es schnürte ihm den Hals zu, als seine Mutter, die nur das Glück und den Wohlstand ihres Lieblings in Augen hatte, der Tante die größten Schmeicheleien über ihre Wohlthätigkeit machte, und diese dadurch veranlaßt ward, zu erzählen: wie Marie beim Eintritt in ihr Haus nichts, auch gar nichts mitgebracht, als was sie eben am Leibe trug. Was sie ihr alles geschenkt, alles an ihr gethan habe, und wie oft sie für ihre Güte noch mit Undank belohnt werde.

Hermann ging zur Thür hinaus: denn wie hätte er ohne die innigste Beschämung, einen Blick auf die arme Gekränkte werfen können. Sie ward ihm jetzt noch werther, gern hätte er ihr Schutz und Hilfe angeboten; allein er sah, wie vorsichtig er verfahren mußte: denn Nanny ertappte jeden Blick, den er auf Marien richtete, und rächte ihn auf der Stelle durch irgend eine Unart gegen diese.

Als die Gäste fort waren, konnte er es nicht unterlassen, seine Mutter zu bitten, daß sie Marien in Zukunft nicht wieder in eine so schmerzliche Verlegenheit setzen möchte. Sie sah ihn mit großen Augen an:

»So!« sagte sie. und schüttelte den Kopf. »Was schadet es denn der armen Kreatur? — So eine Erinnerung bewahret vor Uebermuth! — Ueberdieß ist sie eine Heuchlerin, die durch ihr Lärchen das Mitleid aller Männer erweckt, und die durch ihr coquettes Betragen der guten Nanny schon manchen Verdruß gemacht hat. Nimm Dich in Acht vor ihr! Es sollte ihr schlecht bekommen, wenn sie sich einfallen ließe, Nanny'n bei Dir in Weg zu treten! — Nicht wahr? wenn das die Braut wäre, da hätte ich keine Einwendungen zu fürchten?« —

»Mutter!« erwiderte Hermann sehr ernsthaft: »wenn Sie mich glücklich wissen wollen, so überlassen sie das mir, ich werde nie eine Frau, bloß weil sie reich ist, aber auch nie eine, die nichts als schön ist, für mich wählen!«

»Das wird sich finden!« — meinte die Räthinn, und erinnerte ihn, sich parat zu halten, da sie versprochen habe, auf einige Tage mit ihm nach Riedstein, wo sich Madame Frenzel mit Nanny aufhielt, zu kommen. Es war ihm nicht zuwider; denn mußte er sich auch überwinden, um Nanny's Nähe zu ertragen, so durfte er doch auch die liebliche Marie wieder sehen, die sogar durch die Aeüßerung seiner Mutter seinem Herzen theurer wurde.

Noch glaubte er, es sey nur innige Theilnahme mit dem harten Loos, das ihr zugetheilt war, was er für sie empfand; da erweckte, durch den Namen Braut, seine Mutter selbst das Gefühl, das noch in ihm schlummerte, und ihre Warnung, wie der Zorn, den er befürchten mußte, diente dazu, seine Neigung zu erhöhen. Er dachte sich die sanfte, still duldende Marie als seine Braut, sich als ihren Retter aus der Hölle, in der sie schmachtete, und konnte trotz allen Vernunftgründen, die er sich dagegen sagte, diese reizenden Bilder nicht wieder aus seiner Phantasie verbannen.

So erwartete er den bestimmten Tag, wo sie nach Riedstein wollten, mit Ungeduld, ob er sich gleich bestrebte, seine Mutter durch einen völligen Gleichmuth, den er ihr zu zeigen sich bemühte, irre zu führen; und sie war auch wirklich so blind, sich darüber zu freuen, daß er sich so zuvorkommend gegen Nanny und ihre Tante benahm, und nur wenig auf Marien achtete; allein sie wußte nicht, welchen Zwang er sich auflegte, sie hielt es für die Wirkung ihrer Ermahnungen, und ahndete nicht, daß er, indeß sie sich auf ihren Einfluß etwas zu gute that, gleich den ersten Mittag in den Spiegel, der ihr im Rücken hing, nur nach Marien sah, indeß er sich nur mit Nanny zu unterhalten schien.

Marie war unaufhörlich beschäftigt. Bald mußte sie etwas holen, bald etwas wegtragen, bald



Nanny's Mops, bald ihre Elster füttern, und wenn es wo fehlte, da rief Madame Frenzel: Marie, hörst Du denn nicht? — Marie! siehst Du nicht? — Ja, da sitzt sie, und ißt mit vollen Backen, und bekümmert sich um nichts. —

Das arme Kind, das, was Hermann bezeugen konnte, noch nicht Zeit gehabt hatte, einen Bissen hinunter zu bringen, trocknete, sich still eine Thräne ab, und eben jetzt begegneten ihre sanften Augen Hermanns Blicken. Sie erschrak, eine hohe Gluth überzog ihr Gesicht, und lange konnte sie es nicht über sich gewinnen, wieder in den verrätherischen Spiegel zu sehen, und als sie es endlich doch wieder wagte, und auch jetzt die feurigen Augen des schönen Mannes auf ihr ruhten, da erinnerte sie das Klopfen ihres dankbaren Herzens, das ihm schon da entgegen flog, als er sie den Händen ihrer Peinigerinn entriß, auf ihrer Huth zu seyn.

Die arme Marie fühlte sich jetzt weit unglücklicher, als vorher. Sie war in einer bedrängten Lage, aber doch ruhig; wenn sie sich Abends spät zu Bette legte, so schlief sie bis am hellen Morgen ungestört. Jetzt war das anders; es floh sie der Schlaf, und wenn sie ja von zu großer Anstrengung einschlummerte, so zeigten ihr unruhige Träume den Mann, den sie vergessen wollte, weil sie ihre Neigung für eine Thorheit und ihn für Nanny's Verlobten hielt.

Noch nie hatte das Gefühl ihrer Armuth so drückend auf ihr gelegen, als jetzt. Wäre ich reich, dachte sie zuweilen, vielleicht wählte er mich! — Sie erschrak, wenn ein solcher Gedanke sie überraschte, und um ihm kein freies Spiel zu gönnen, warf sie sich, wenn auch unmuthig, in den Strudel ihrer Geschäfte, und hier gelang es ihr am ersten, sich selbst zu vergessen, bis er einmal wieder vor ihr stand, und mit einem einzigen Blick ihr ganzes heroisches Gebäude von Selbstüberwindung zu Boden warf.

Hermann wurde bald in Riedstein einheimisch. Seine Bemühungen um Nanny mußten seine öfteren Besuche entschuldigen, und er wußte seine Liebe zu Marien auf lange Zeit so geschickt zu verbergen, daß selbst Nanny nichts davon errieth, und eben der Zwang, den er sich aufliegen mußte, gab Marien täglich neue Reize und fesselte sein Herz unwiederbringlich an sie; und wenn er in einem unbewachten Momente ihr einmal schnell die Hand drückte, ihr nach irgend einem unangenehmen Ereigniß theilnehmend: »arme Marie!« oder »gute Marie!« zuflüstern konnte, so fühlte er sich für eine ganze Reihe langweiliger Stunden, die er in Nanny's Gesellschaft zugebracht hatte, hinlänglich belohnt.

Für Marien war seine Theilnahme um so gefährlicher, da sie dadurch oft aus der Sicherheit, in die sie sich gearbeitet hatte, aufgeschreckt wurde, und sich das Bild, das sie fliehen wollte, immer tiefer in ihre Seele drückte. Sie sah sein Bestreben, sich an Nanny anzuschließen, seine Kälte gegen sie, wenn diese zugegen war, und der Gedanke war weit von ihr entfernt: daß sie selbst der Gegenstand seiner geheimen Wünsche sey.

Sie fühlte sich täglich unglücklicher, ward immer verschlossener, und suchte absichtlich seine Nähe zu vermeiden. Er bemerkte es mit tiefem Schmerz. Noch hatte er mit seinem Herzen und dem Willen seiner Mutter gestritten, jetzt war es entschieden; er hoffte von ihrer großen Liebe zu ihm endlich ihre Einwilligung zu erringen, und sann nun allein darauf, wie er Mariens Gunst gewinnen könne.

Er fing an nachlässiger in seinem Betragen gegen Nanny zu werden, und sie, die noch für keinen jungen Mann so viel Neigung als für Hermann empfand, errieth sogleich, daß Marie es war, die ihr sein Herz entriß. Das arme Mädchen mußte nun ihren ganzen Haß empfinden, da sie vorher nur ihren Widerwillen ertragen hatte, ja sie bot alles, was List und Verleumdung vermögen, auf, um sie in seinen Augen in ein schlechtes Licht zu stellen. Gern hätte sie sie aus dem Hause gebracht; aber es mußte auf eine recht eclatante Weise geschehen, wenn sie nicht befürchten

sollte, daß Hermann sich ihrer annehmen möchte, und sie ihn so unwiederbringlich verlieren würde.

Nanny dachte niedrig genug, Hermann merken zu lassen, daß mehrere Kleinigkeiten, ja sogar auch Geld, was seit einiger Zeit im Hause weggekommen war, durch Marien entwendet wäre. Ihr Wille war, sie sollte ihm verächtlich werden; aber er fühlte sich empört, und unternahm es sogar, seine Mutter um Schutz für die unglückliche Marie zu bitten.

»Woher weißt Du denn « sagte diese, »daß sie die Sachen nicht hat? — o Du kennst die Menschen nicht, und Armuth ist oft das erste Laster, weil sie zu allem verleitet. Sie will sich vielleicht etwas sammeln, um einmal, wenn sie aus dem Hause soll, nicht ganz leer heraus zu gehen!«

»Aber Mutter,« fiel Hermann rasch ein, »haben Sie denn Marien niemals angesehen? — Ihr frommes Auge, und stehlen, nein es ist unerhört!«

Ja die Augen, da sitzt es eben! — dachte die Kammerräthinn, doch sagte sie darüber nichts, denn ihr ward jetzt bange für ihren Plan. Hermann versicherte ernstlich, er würde allen Umgang mit Frenzels abbrechen, und nichts unterlassen, um die arme Marie ihrer Slaverei zu entziehen. Sie zürnte, sie schmälte, es war umsonst!

Endlich bat sie ihn, wo sie wußte, daß er nicht widerstehen konnte, nur vor der Hand alles gehen zu lassen, besonders weil in wenig Tagen der Geburtstag der Tante einfiel, wozu ein großes Fest vorbereitet war. Sie selbst versprach, Nanny's Betragen gegen Marien zu untersuchen, und wenn sie ihr wirklich unrecht thäte, so wollte sie ihr Vorstellungen darüber machen.

Sie ahndete seit einiger Zeit, daß ein besonderes Interesse aus Hermann für Marien sprach, und damit ihr diese keinen Strich durch die Rechnung machen möchte, hätte sie sie gern selbst aus dem Hause gebracht; doch dachte sie nicht darauf, sie nach Nanny's Willen, ins Elend zu verweisen, dazu war sie zu gutmüthig: denn einige Schwächen abgerechnet, wobei die zu große Achtung des Reichthums, ohne daß sie geizig war, oben an stand, konnte man manche vortreffliche Eigenschaft bei ihr finden. Sie sann schon lange darauf, Marien unter ihren Bekannten in irgend ein gutes Haus, das nicht in der Nähe wäre, unter zu bringen, und so mußte ihr daran gelegen seyn, daß ihr Name nicht mit Schande belastet würde.

Mit diesen Gesinnungen machte sie sich an dem bestimmten Tage in Gesellschaft ihres Sohnes recht zeitig auf den Weg, um früher, als die übrigen Gäste, einzutreffen. Hermann, dem nur Marie vor Augen schwebte, schmeichelte sich mit der Hoffnung, vielleicht eine Viertelstunde zu finden, wo Nanny durch das Zusammentreffen von vielen Personen verhindert würde, so wie sonst, jeden seiner Blicke zu belauschen, er sehnte sich darnach, die Geliebte in sein Herz sehen zu lassen, und wünschte aus der quälenden Ungewißheit, ob er ihr wirklich so gleichgültig sey, als es ihm zuweilen schien, gerissen zu werden.

Er war auch so glücklich, sie allein im Garten anzutreffen, wohin er ging, weil Madame Frenzel und Nanny noch mit ihrer Toilette beschäftigt waren. Marie pflückte Blumen, um die Kuchen und Torten, die den heutigen Tag verherrlichen sollten, damit zu bestecken. Sie wollte gehen, als er kam doch er faßte ihre Hand, und frug bewegt:

»Bin ich Ihnen denn so sehr zuwider, daß Sie immer nur gehen, wenn ich komme?«

Mich rufen meine Geschäfte! erwiderte Marie, mit sichtlicher Verlegenheit.

»Immer und immer Geschäfte« meinte er, »die Blumen gehören wohl auch dazu?«

»Warum nicht?« erwiderte sie, »an einem Geburtstage dürfen sie nicht fehlen!«

»Marie!« bat Hermann, »schenken Sie sie mir! die Tante weiß es Ihnen doch keinen Dank, und ich wäre ja so glücklich, wenn Ihre Hand mein ganzes Leben mit Blumen ausschmückte!«

Er hatte bei diesen Worten einen Arm um sie gelegt, und zog sie sanft nach sich hin. Sie bebte; hatte sie wirklich recht gehört? — Ungläubig sah sie zu ihm auf, in seinen Augen brannte das Feuer, welches sein Herz erfüllte, und sie wollte sich zitternd von ihm kehren, um die Thränen zu verbergen, die wider ihren Willen hervorbrachen, und ihr Geheimniß zu verrathen drohten. Er bemerkte es mit Entzücken:

»Liebst Du mich Marie?« — frug er leise und drückte sie fester an seine Brust.

Mühsam brachte sie die Worte heraus: Warum wollen Sie mich noch unglücklicher machen, als ich schon bin? —

Er wollte wissen, wie sie das verstände, wollte auf eine bestimmte Antwort dringen, da erscholl es von mehreren Seiten: Marie! Marie! und sie eilte ins Haus.

Hermann folgte ihr durch einen Umweg nach, er hörte Lärm, und sprang herzu; aber was mußte er erblicken! Marie lag fast ohne Leben am Boden, eine Menge Gäste, die indeß gekommen waren, fanden neugierig umher und Nanny und die Tante schmälten und stießen Beide im heftigsten Zorn auf sie hinein. Hermann gerieth in Wuth, er schleuderte, was ihm in Weg kam, zurück, riß sie von der Erde auf, und frug mit fürchterlicher Stimme:

»Wer wagt es, sich an meiner Braut zu vergreifen?«

Da war Alles erstarrt, und nur Nanny lachte mit einem schneidenden Ton und rief:

So soll sie wenigstens vorher den Pranger schmücken, ehe sie der Brautkranz zielt! —

Die Kammerräthinn trat herzu und bat ihren Sohn, die Unglückliche ihrem Schicksal, daß sie sich selbst bereitet hätte, zu überlassen; aber so hatte sie ihn noch nicht gesehen, er stieß sie zurück, auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß, und mit zitternden Lippen sprach er Marien Trost ein.

»Es soll Dir niemand ein Haar krümmen!« sagte er hastig, »erkläre es selbst, daß Du meine Braut bist, alle Welt soll es wissen.«

Nein! sprach Marie, die sich wieder etwas erholt hatte, ich kann ihre Großmuth nicht mißbrauchen! Ich bin mit Schande gebrandmarkt. Sie dürfen keinen Theil an mir nehmen.

Etwa eine Stunde vorher, als sich diese Scene ereignete, war Marie im Zimmer der Madame Frenzel gewesen, die den Schmuck ordnete, in den sie zu glänzen dachte, es war ein Brillantenring von großem Werth dabei, und dieser fehlte nun. Man hatte schon zwei, drei Mal alles durchsucht, er war und blieb weg, und kein Mensch hatte das Zimmer bis dahin betreten, als Marie, und so konnte nur auf sie der Verdacht fallen.

Man rief sie aus dem Garten, sie kam in der größten Bewegung, ihre Augen waren noch von Thränen naß, und da man ihr vorhielt, was sie sollte begangen haben, da konnte sie kein Wort zu ihrer Entschuldigung hervorbringen, ihre Füße wankten, und da sie niemand unterstützte, so sank sie fast ohne Besinnung nieder, und Tante und Nichte glaubten sich berechtigt, die anerkannt Schuldige zu mißhandeln, als Hermann dazu kam, und durch seine Erklärung alles in Staunen, und Nanny in Wuth versetzte.

Die Kammerräthinn war außer sich, sie sah ihren Liebling immer bleicher werden, und bat die Umstehenden sich zu entfernen, und alles ihr zu überlassen.

Madame Frenzel sagte stolz: sie verdiente eigentlich, daß ich sie den Gerichten übergäbe; doch nehmen Sie sie hin, machen Sie aus ihr, was Sie wollen, sogar ihre Schwiegertochter! Nur in meinem Hause darf sie keine Stunde mehr bleiben, ich dulde keine Diebin!

Hermann wollte auf sie losfahren, und er hätte sie erwürgt, wenn sich ihm nicht seine Mutter in die Arme gestürzt hätte, wodurch sie Zeit bekam, sich mit Nanny in ihr Zimmer zu flüchten.

So zerstreute sich alles. Die Kammerräthinn, der die Angst Rathschläge eingab, beredete ihren Sohn mit sanfter Nachgiebigkeit dazu, daß Marie in ein noch keine Stunde weit entferntes Städtchen gebracht werden sollte, hier wollte sie sie vor der Hand bei einer Person in Kost thun, die ehemals bei ihr gedient hatte, und nun dort verheirathet war.

Hermann schöpfte, von der Güte seiner Mutter beruhigt, neue Hoffnung, und willigte gern in das, was Marie mit dem wärmsten Dank und einem Thränenstrom annahm. Es wurde sogleich ein Wagen besorgt, und Hermann gab ihr seinen alten Bedienten zum Schutz mit, da er selbst sie nicht begleiten durfte, weil seine Mutter, die jetzt so gütig war, darauf bestand, daß er Marien meiden solle, bis ihre Unschuld anerkannt sey.

Hermann bat jetzt seine Mutter, unverzüglich mit ihm zurück zu kehren, und sie ließ es sich gern gefallen, da ohnehin das Fest, und mit ihm ihre schönsten Entwürfe gestört waren; doch gab sie letztere nicht ganz auf, und ging daher auch noch vor der Abreise zur Frau vom Hause, um Abschied zu nehmen. Sie gab vor, daß nur Mitleid ihren Sohn bewogen hätte, Marien für seine Braut zu erklären.

»Lassen Sie das gut seyn!« erwiderte Madame Frenzel, »ein solcher Streich ist mir von der Heuchlerin nichts neues, es ist nicht das erste Mal, daß sie das Herz eines jungen Mannes an sich gezogen hat!«

So gingen beide Theile mit sichtlicher Kälte aus einander. Hermann war ohne Abschied zu Fuße vorausgeeilt.

Er nahm nun keinen Anstand mehr, seiner Mutter zu entdecken, daß er Marien vom ersten Tage an geliebt habe, und daß er der unglücklichste Mensch sey, wenn sie ihn nöthigte, ein so an Seele und Leib verschrobenes Geschöpf, wie Nanny, zur Frau zu nehmen. Sie suchte auszuweichen; doch war sie diesen Tag in zu großer Angst um ihn gewesen, um nicht jetzt so weit nachzugeben, daß sie versprach, seinen Wünschen nicht entgegen zu seyn, wenn Marie wirklich unschuldig wäre.

Vielleicht hätte sie noch damit gezögert, wenn sie nicht den Umständen nach hätte voraussetzen müssen, das Mädchen sey so gut als von der That überführt; ein sonderbares Ereignis erhöhte ihren Verdacht, und schlug Hermanns Hoffnung zu Boden.

Der alte Bediente, der Marien begleitet hatte, kam spät zurück, und brachte folgende seltsame Nachricht:

Marie hätte den ganzen Weg geweint, bis sie, kurz vor dem Ort ihrer Bestimmung, einem fremden Herrn in einem Wagen begegnet wären, der, als er sie kaum erblickt, mit einem Ausruf der Freude herausgesprungen, und auf sie zugekommen wäre. Auch Marie habe schnell halten lassen, und sich mit den Worten: »Wilhelm! hab' ich Dich wirklich wieder?« in seine Arme gestürzt, und nachdem sie nur wenig mit einander gesprochen, wovon er so viel verstanden, daß der Fremde in der Absicht, Marien zu holen, käme, habe sie sich zu ihm gewendet, und ihm aufgetragen, seiner Herrschaft noch ihren lebhaftesten Dank zu überbringen, und zu sagen, daß ihr der Himmel einen Beschützer und Versorger gesendet hätte. Darauf wäre sie zu dem Fremden

in den Wagen gestiegen, und bald aus seinem Gesicht verschwunden.

Die Kammerräthinn glaubte ihrer Sache nun gewiß zu seyn, das war eine verabredete Karte, und Marie hatte ihren Entführer noch eine ansehnliche Mitgift zubringen wollen.

Hermann dachte daran nicht, er wollte nur wissen: ob der Fremde jung oder alt, hübsch oder häßlich gewesen sey, und er wurde immer stiller, da er vernahm: es wäre ein sehr wohl gebildeter Mann von ungefähr dreißig Jahren.

Der Alte mußte seinen Bericht mehrmal wiederholen, und weil sich die Kammerräthinn eine gute Wirkung davon auf das Herz ihres Sohnes versprach, so nöthigte sie ihn immer wieder zu erzählen, mit welcher Freude Marie dem Fremden in die Arme gesunken sey, wie sie ihn geküßt, und wie bei seinen Anblick die Quelle ihrer Thränen schnell versiegt wäre.

Hermann ging endlich trübsinnig auf sein Zimmer. »Das wird sich geben!« — dachte seine Mutter; allein es gab sich nicht, sie fand ihn am andern Morgen noch mehr in sich versunken, und seine Schwermuth wuchs mit jedem Tage. Marie erwähnte er gar nicht mehr, und wenn die Kammerräthinn, die ernstlich um ihn besorgt war, etwas zu seinem Troste sagen wollte, das auf sie Beziehung hatte, so brach er schnell ab, und bat sie sogar, ihn damit zu verschonen.

So ward er immer stiller, und immer bleicher; es war eine Verwandlung mit ihm vorgegangen, die jedem auffiel; seine Gutmüthigkeit war in Härte, sein offenes, heiteres Wesen in scheues Mißtrauen übergegangen. Wem sollte er noch trauen, da sie, die ihm die Tugend selbst geschienen hatte, eine Heuchlerin war, sie, die die Seele in den Augen, auf der Zunge trug, und die er gern gehaßt hätte, wenn er sein ungestümes Herz von der Erinnerung an ihre Reize, an ihre Sanftmuth, an die stille Ergebung, mit der sie ihr trauriges Geschick ertrug, hätte losreißen können?

Noch konnte er nicht so niedrig von ihr denken, um sie wirklich fähig zu halten, einen Diebstahl zu begehen; aber er eilte mit seinen Ideen darüber hin, weil er nicht wagte, sie völlig frei zu sprechen, und da er das nicht konnte, so wurde ihm nach und nach die ganze Menschheit verhaßt.

Seine Mutter suchte ihn durch Gesellschaften, die sie heimlich einladen ließ, zu zerstreuen; allein es wollte ihr lange nicht gelingen, da er mehrentheils einsylbig blieb, und oft sein einsames Zimmer, oder einen Spaziergang im Walde vorzog.

Indeß dieß vorging, herrschte auch in Riedstein großes Mißvergnügen. Nanny'n fehlte Hermann überall, und er wurde ihr nur noch werther, da sie ihn verlieren sollte.

»Jetzt« sagte sie oft, »würde es anders gehen, da Marie fort ist!« —

Madame Frenzel selbst war für ihn eingenommen, und man entschloß sich, der Kammerräthinn, die gern alles ins alte Gleis gebracht hätte, auf halbem Wege entgegen zu kommen, und so wurde schriftlich ein Zusammentreffen an einen dritten Orte unter den beiden Frauen verabredet.

Hermann wußte von nichts, und ob es ihn schon überraschte, so konnte er doch nicht anders, als die Freundlichkeit, mit der man ihm entgegen kam, höflich zu erwidern.

Nanny war ihm diesen Tag sogar weniger zuwider, als ehemals, er entschuldigte ihr Betragen gegen Marien, und fand, daß sie nicht Unrecht hatte, wenn sie sie falsch und heuchlerisch nannte. Von dem Vergangenen war übrigens nicht die Rede. Man bat und versprach einander zu besuchen, und dieß geschah auch; und die Kammerräthinn war erfreut, und hoffte von neuem auf die Erfüllung ihrer Wünsche; doch mußte sie nur leise damit anklopfen, und das Beste von der Zeit erwarten.

So war beinahe ein Jahr vergangen, ohne daß die Parteien einander näher gerückt waren. Madame Frenzel suchte, was sie nur wußte, hervor, um Hermann den Aufenthalt in Riedstein so angenehm als möglich zu machen; sie gab ihm sogar Beschäftigung, that nichts ohne seinen Rath, so daß er sich für unentbehrlich halten mußte. Sie hatte erfahren, daß die Architektur eine Lieblingswissenschaft von ihm war, und sie benutzte dieß, und unternahm unter seiner Leitung einen wichtigen Bau. Der eine Flügel des Schlosses war ganz verfallen, er sollte weggerissen und wieder aufgebaut werden. Hermann entwarf den Plan dazu, und man schritt zur Ausführung.

Er ritt am Morgen des Tages, wo man den Anfang machen wollte, nach Riedstein, und trat ins Zimmer seiner Mutter, um Abschied zu nehmen; sie weinte, weil sie ihn im Traum verwundet gesehen hatte, und machte sich nun beängstigende Vorstellungen, was ihm wohl alles zustoßen könne. Ihre liebevolle Sorge, wenn sie sich auch nur auf einen Traum gründete, rührte ihn, er erkannte dankbar das Mutterherz, und wünschte in dem Moment, ihr irgend ein recht großes Opfer zu bringen. Er hatte ja auf der Welt niemanden mehr als sie, und da sein eigenes Glück verfehlt war, so wollte er nur für ihre Zufriedenheit leben.

Die Kammerräthinn wußte nicht, was in ihm vorging. So bewegt hatte sie ihn seit Mariens Flucht nicht wieder gesehen, und sie glaubte keinen bessern Zeitpunkt wählen zu können, um ihn dem Zwecke, der ihr unablässig vor Augen fand, näher zu bringen.

»Herzenskind!« — sagte sie, »es ist nur um deines Glückes willen! Siehst Du, sie können einmal nicht ohne Dich leben, und Nanny ist gut, und hat Dich lieb! — ach wenn Du es nur deiner armen Mutter glauben wolltest! — Ich werde alle Tage älter, wenn nun der Tod kommt!« — sie konnte vor Jammer nicht fortfahren.

Hermann faßte ihre Hand, noch kämpfte er mit sich; denn Mariens liebliches Bild schwebte noch einmal bei ihm vorüber; aber er dachte an ihre Falschheit, und er gab seiner Mutter mit blutendem Herzen das Versprechen, Nanny zu heirathen. Sie fiel ihm erfreut um den Hals, und trieb ihn nun selbst fort nach Riedstein.

Er hatte sich übereilt, denn seit er das wichtige Ja aussprach, fühlte er an dem Schmerz, der in seinem Busen brannte, daß seine Liebe noch nicht erloschen war. So kam er hin, man erwartete ihn. Es waren eine Menge Arbeiter versammelt, und man bat ihn, den Ausspruch zu thun: an welcher Stelle man anfangen sollte, den schadhaften Flügel nieder zu reißen. Jetzt befand er sich besser, da er in Thätigkeit kam, er ordnete an, war bald hier, bald da, und unter seiner Aufsicht ging alles herrlich von Statten.

Auf einmal rief einer von den Arbeitern: »Bruder, wir theilen! — wir theilen!« — riefen mehrere. Hermann frug, was es gäbe; da sagte der Erste: unser Camerad hat einen Schatz gefunden! Er trat hinzu, und sah aus dem Winkel eines verfallenen Zimmers eine Menge Dinge hervor ziehen, von denen er sich nicht erklären konnte, wie sie dahin gekommen waren, als: mehrere Stückchen Geld, sogar einen Ducaten, ein silberner, ein Paar metallene Fingerhüte, ein kleines goldenes Kettchen, viele Nadeln, ein Paar mit guten Steinen, mehrere Ringe, Häckchen, und — der geraubte Brillantring! — Hermann mußte sich anhalten, es drohte ihm die Brust zu zersprengen, so schwer fiel diese Entdeckung auf sein Herz.

»Da ist der Dieb!« schrie eine Stimme, und Nanny's Elfter flog zu einem Fenster herein.

Jetzt war Marie gerechtfertigt, Madame Frenzel erhielt ihr Eigenthum zurück, aber Hermann hörte und sagte nichts mehr. Er warf sich auf sein Pferd, und ritt lange ohne Maß und Ziel in der Irre herum. Er fühlte es, er konnte Riedstein und seine Bewohner nie wieder sehen! Marie ist unschuldig! das war der einzige Gedanke, den er zu fassen vermochte, und mit ihm löste sich die

Rinde, die sein edles Herz von der Stunde an umgab, da er in dem Glauben an ihre unbescholtene Redlichkeit wankte.

Er war wie aus einem schweren Traum erwacht, selbst der Fremde, der Marien mit sich nahm, erschien ihm in einem mildern Lichte; konnte es nicht ein Verwandter von ihr seyn? — konnte nicht vielleicht sein alter Johann falsch gesehen haben, wenn er ihn für einen jungen, hübschen Mann hielt? — Freude und Ueberraschung, verjüngt und verschönert ja oft die häßlichsten Gesichter! — und daß Marie mit ihm ging, und die verließ, die ihr Schutz versprochen hatten, darum war sie nicht zu verdenken; warum hatte er sich nicht gleich über den elenden Verdacht weggesetzt.

Seine Mutter, die schon so weit ging, hätte ihm gewiß ihre Einwilligung nicht versagt, wenn er ernstlicher darauf gedrungen hätte: warum hatte er selbst nicht darauf bestanden, sie zu begleiten? — Was konnte Marie erwarten, wenn ihre Unschuld, was so leicht hätte geschehen können, nicht an den Tag kam? —

Noch beim Abschied erklärte sie, von der Schande niedergedrückt, auf seine Versicherung, sie könne in Noth und Tod auf seine Liebe und Treue vertrauen: daß sie ihm nie angehören würde, daß er eine Unglückliche vergessen solle, die sein Herz, wahrscheinlich vom Mitleid verführt, auf einige Momente beunruhigt hätte! —

Und — hatte er denn wieder nach ihr gefragt? — hatte er nur das Geringste gethan, sie wieder aufzufinden? — War er nicht sogar entschlossen gewesen, eine Verbindung mit ihrer ärgsten Feindinn einzugehen? — Er hatte sie auf die Erzählung eines alten Mannes hin verdammt, hatte ihr nicht einmal Gelegenheit gegeben, ihr Betragen in Hinsicht einer zu rechtfertigen! — Und wo war sie jetzt? —

Wo sollte er sie nun finden, um, selbst wenn sie einem Andern angehörte, sein ihr gethanes Unrecht und seine Reue ihr zu gestehen, und zu ihren Füßen sich Verzeihung zu erbitten?

So tröstete und quälte er sich abwechselnd, bis er spät in der Nacht nach Hause kam. Seine Mutter hatte ihn erwartet, sie ängstigte sich über sein langes Außenbleiben, und erschrak, als sie ihn so verstört herein treten sah.

»Habe ich es nicht gesagt,« rief sie ihm entgegen, »daß Dir etwas passiren wird?« — sag' es nur gleich heraus, Du Unglückskind, was ist's? — Ja, meine Träume gehen allemal aus!«

Nein, Mutter, das haben Sie nicht geträumt! sprach Hermann mit Bitterkeit, und nun erzählte er ihr die Entdeckung von Mariens Unschuld.

Sie blieb ganz gelassen dabei, und sagte bedächtig:

»Nun das ist ja gut; wenn sie nur nicht davon gelaufen wäre, und noch dazu mit einer jungen Mannsperson, da nähmen sie Frenzels gewiß wieder auf! — Deine Braut« — —

»Halten Sie ein, Mutter,« unterbrach er sie, »ich habe keine andere Braut als Marien, wenn sie nicht schon eine Wahl getroffen hat.«

»Nun, ich dünkte, Du hättest es gehört!« rief die Rätthin entrüstet, »nein, über meine Schwelle darf sie nicht, daß Du es nur weißt.«

Sie ließ im Zorne den alten Johann herein kommen, und dieser mußte nochmals die Wahrheit seiner Aussage betheuern, und um ihr noch mehr Gewicht zu geben, setzte er hinzu: daß er nur vor wenig Tagen den Fremden und Marien zwei Meilen davon im Posthause gesehen hätte; sie hatten ihn jedoch nicht bemerkt. Da sie fort waren, erkundigte er sich, wer sie wären, und erfuhr:

der Fremde sey Secretär im Dienste eines benachbarten Fürsten, und die Dame wahrscheinlich seine Gemahlinn, sogar das Schloß nannte man ihm, wohin sie reisten, und wo der Fürst die Sommermonate zubrachte.

Johann hatte nicht für gut gehalten, seine Entdeckung laut werden zu lassen, er fürchtete, sein geliebter Herr, der jetzt ruhig schien, möchte durch die Erinnerung an Marien aufs neue in die tiefe Schwermuth verfallen, aus der er nur erst seit kurzem herausgerissen war; aber jetzt dachte er, wäre es nothwendig, seine Wahrheitsliebe dadurch zu rechtfertigen, auch war er es ja nicht, der von Marien zu sprechen anfing.

Die Kammerräthinn hätte es gern gesehen, wenn er mit dieser Nachricht noch zurück geblieben wäre, oder sie ihr allein vertraut hätte; denn ob sie gleich Freude hatte, daß die, die sie fürchtete, verheirathet war, so wußte sie Hermann doch nun zu finden, und schon das war ihren Absichten entgegen.

Er saß in tiefen Gedanken.

»Ja!« sprach er endlich wie vor sich hin, »wissen soll sie es, ich selbst muß ihr sagen, daß sie gerechtfertigt ist.«

Seine Mutter versuchte, ihm diese Idee auszureden; aber er blieb dabei, und setzte selbst ihrem Verbote diesmal Starrsinn entgegen.

»Sie haben ja nichts zu fürchten!« rief er mit einer Stimme, die ihr bange machte, »Marie ist verheirathet, lassen Sie mich ihr, ihrem Gatten sagen, daß ihre Unschuld an den Tag gekommen ist, ich bin es ihr schuldig, und wenn mich auch ihr Anblick tief bewegt, unglücklicher kann ich nicht werden, als ich schon bin.«

Sobald der Morgen graute, machte er sich auf den Weg, und traf gegen Abend in dem Schloß des Fürsten ein. Er frug nach dem Secretär; man sagte ihm, er sey nicht zugegen, werde aber bald kommen, und wies ihn in Garten, im Fall er sich indessen umsehen wolle. Mit einer schmerzlichen Angst ging er hinein, und kam nach einigem Herumstreifen an ein dunkles Bosquet. Hier saßen zwei Frauenzimmer, von denen die eine, deren Gesicht ein tiefer Hut verdeckte, ein kleines Kind auf dem Schooße wiegte.

Ob sie es wohl ist? — frug er sich mit leisem Erbeben.

Sie richtete den Kopf in die Höhe, und er sah Marien.

Das war zu viel. — Der Gedanke, daß er die, die er mehr als sich selbst liebte, als die Mutter eines Kindes finden sollte, das in einem Andern seinen Vater erkannte, war ihm bis jetzt noch fremd geblieben, und er erschrak so heftig, daß er, um sich auf den Füßen zu erhalten, nach einem Baume griff.

Das Geräusch erregte die Aufmersamkeit der beiden Frauen, Marie sah hin, und schrie laut auf. Die Zweite nahm ihr schnell das Kind weg, denn schon sank sie bleich und ohne Leben zusammen.

Hermann erhielt durch ihr Erschrecken seine Fassung wieder, er sprang hinzu, warf sich vor ihr nieder, und rief sie mit den zärtlichsten Namen ins Leben zurück.

Sie schlug endlich die Augen auf, und sah ihn lange an, ungläubig, ob er es auch wirklich sey.

»Ich will Sie nicht beunruhigen, Marie,« sagte er halb leise, »nur noch einmal mußte ich Sie sehen! Ich wollte Ihnen sagen, daß man Ihre Unschuld anerkannt hat, ich selbst zweifelte nie daran; aber der Schmerz, über Ihre Flucht — —«



Er konnte vor Jammer nicht weiter sprechen, seine Augen waren mit Thränen angefüllt, und auch Marie weinte. Sie bat ihn aufzustehen, und wies ihm einen Platz an ihrer Seite an.

Er gewann jetzt erst Zeit zu bemerken, wie sehr sie sich während ihrer Trennung verändert hatte; zwar wurde das, was sie an Schönheit verlor, doppelt durch das verstärkte Interesse, was sie jetzt einflößte, ersetzt; doch rührte es ihn tief, daß das Feuer ihrer Augen erloschen, ihre Wangen schmal, und ihre Purpurlippen bleich geworden waren.

Auch sie mußte sich dasselbe von ihm sagen, er war nicht mehr der blühende Jüngling, den sie so oft in ihm gesehen, und auf seiner ehemals so heitern Stirn hatte der Gram Furchen gezogen, die seine Jugend nicht ausglätten konnte.

In diesen Betrachtungen versunken, saßen sie sprachlos neben einander, und hatten nur Thränen, ihre Wiedervereinigung zu feiern. Marie frug endlich, um diese qualvolle Spannung zu endigen, nach seiner Mutter; er beantwortete ihre Frage, und beide saßen wieder still.

Endlich frug sie zaghaft: ob seine Verbindung mit Nanny geschlossen sey? —

»Nein!« sagte er, »ich heirathe nie. Ich hatte nur ein Herz, das ist auf ewig verloren!« —

Er stockte, so durfte er ja mit ihr, der verheiratheten Frau nicht sprechen, und um sich nicht zu vergessen, wollte er gehen. Da kam ein junger, freundlicher Mann den Weg herauf. Marie rief: Wilhelm! und warf sich ihm schluchzend in die Arme. Er strich ihr die Wangen, machte darauf Hermann eine höfliche Verbeugung, und sagte wieder tröstend zu ihr: Ruhig, ruhig liebes Kind! und setzte sie sanft nieder.

Hermann war in einer unbeschreiblichen Bewegung, und er wußte fast nicht, wodurch er sein Hierseyn entschuldigen sollte, dessen Zweck er selbst beinahe vergessen hatte. Jetzt erst fiel es ihm auf, daß das, was er Beiden im Triumphe hatte sagen wollen, Wilhelmen beleidigen konnte. Mußte der liebende Gatte nicht voraussetzen, daß es gar nicht möglich sey, von Marien einen so erniedrigenden Verdacht Raum zu geben? — Konnte sie nicht vermuthen, daß er selbst an ihr Vergehen geglaubt hätte, weil er nur jetzt erst zu ihr kann?

Wilhelm trat indeß zu dem andern Frauenzimmer, das Hermann ganz übersehen hatte, er grüßte sie, indem er ihr die Hand gab, und küßte den Kleinen, der ruhig fortschlief, ohne zu ahnden, daß auch über ihn einst die Stürme des Lebens ausbrechen würden.

Hermann hielt sich nicht länger, er faßte Mariens Hand.

»Leben Sie wohl!« sagte er heftig. »Wir sehen uns wahrscheinlich zum letzten Mal. — Möchte der Himmel das Glück, was er mir zugetheilt hatte, doppelt auf Sie, auf Ihren Gatten, auf Ihr Kind kommen lassen, ich bedarf es nicht, meine Rechnung mit der Welt ist abgethan!« —

Hier wollte er fort; aber Marie frug erstaunt: Mein Mann? mein Kind? — was wollen Sie damit sagen? —

Hermann wies stillschweigend auf Wilhelm und den Kleinen. —

Das ist mein Bruder! — rief Marie, dieß seine Frau und sein Sohn! —

»Und Sie wären wirklich noch frei?« stammelte der Erstaunte.

Wenn man das so nennen kann, fiel Mariens Schwägerin ein, daß sie sich härt und grämt, nicht ißt, nicht trinkt und nicht schläft, weil sie den Mann für sich verloren glaubt, denn sie nicht zu vergessen im Stande ist, und der sie nun zum zweiten Mal verlassen will.

Ein neuer Stern ging über dem Glücklichen auf.

»Marie! ist das wahr?« rief er im Freudentaumel und schloß sie in seine Arme.

Sie konnte nicht sprechen; aber ihr Zittern, ihre Thränen, sagten deutlich, was in ihr vorging. Er zog sie an sein stürmendes Herz, und sie verbarg ihre nassen Augen an seiner Brust.

Nachdem der erste Rausch des Entzückens vorüber war, hörte Hermann, wie Wilhelm und Marie durch den Tod ihres Vaters in die traurigste Lage versetzt wurden, wie er sein Glück in der weiten Welt suchte, und nach viel erlittenem Kummer und Noth dem Fürsten bekannt wurde, der ihm sein Vertrauen schenkte, und ihn in seine Dienste nahm. Er heirathete ein Mädchen, das er lange geliebt, an die er sich aber, weil ihre Aeltern wohlhabend waren, vorher nicht getraut hatte. Nun war es seine erste Sorge, seine geliebte Schwester, die er bis dahin in guten Händen zu wissen glaubte, weil sie nie gegen ihn klagte, um ihn nicht zu kränken, zu sich zu nehmen, und auf dem Wege dahin war es, wo er ihr begegnete, und sie gleich mit sich nahm.

Marie war damals der Verzweiflung nahe. Sie, die Hermann so lange schon ohne Hoffnung liebte, die so unvermuthet dem höchsten Gipfel ihrer Wünsche nahe kam, und die nun durch Bosheit und schändlichen Verdacht so grausam herabgestürzt wurde; sie fühlte sich vernichtet, und konnte nicht ein Wort zu ihrer Vertheidigung hervorbringen. Der Contrast, der zwischen so seligen und so schrecklichen Momenten lag, hatte sie gewaltsam ergriffen, ihr blieb nur das Bewußtseyn der Schande, die man auf sie, die nicht gern einen Wurm zertrat, wälzte, und sie glaubte nichts übrig zu haben, als allem, was ihrem Herzen theuer war, zu entsagen. Hier erschien ihr der lang entbehrte Bruder wie ein Engel vom Himmel, zu ihrer Rettung gesandt. Da er ihr den Zweck seiner Reise sagte, so entschloß sie sich, ihm unverzüglich zu folgen, und nachdem sie schon in seinem Wagen saß, fiel ihr erst ein, daß sie es gar nicht erwähnt hatte, daß der Fremde ihr Bruder war. Was mußte Hermann von ihr denken? —

Gern hätte sie an die Kammerräthinn geschrieben, und ihr Versehen wieder gut gemacht; allein sie überwand sich, es zu unterlassen. Trennung war ja unvermeidlich, und so schwer es ihr ward, den Gedanken zu ertragen, daß Hermann sie verkennen, vielleicht verachten würde, so glaubte sie doch, ihn in dem Irrthum lassen zu müssen, weil er dann nicht gehindert würde, einen Entschluß zu fassen, und entweder, nach dem Willen seiner Mutter, Nanny zu heirathen, oder durch das Geschenk seiner Hand ein anderes Mädchen, die es mehr als diese verdiente, glücklich zu machen.

Sie hatte das Opfer gebracht, aber sie ertrug es selbst nicht; eine langwierige Krankheit war die Folge davon, und wenn auch ihre Jugend und gute Natur die Gefahr überwand, so war doch ihre Blüthe gebrochen, und an dem jungen Leben nagte der Gram. Auch fürchtete der Arzt noch immer, sie würde in ein verzehrendes Fieber fallen, was auch wahrscheinlich geschehen wäre, wenn ihr Geschick nicht so unvermuthet eine glückliche Wendung bekommen hätte.

Jetzt hatte sie Hermann wieder. Er, der ihren Verlust so tief betrauert hatte, liebte sie zärtlicher als jemals; er nannte sie Braut, und mit dem Gefühl, glücklich zu seyn, regte sich neues Leben in ihrer Brust; und als er sie nach einer kurzen Abwesenheit, in der es ihm gelungen war, nach manchem heftigen Widerstande, die Einwilligung seiner Mutter zu erbitten, wieder sah, fand er sie. schöner als jemals.

Bald darauf führte er sie als seine Gattinn nach Walheim, und in die Arme seiner Mutter, die sie in kurzer Zeit so lieb gewann, daß sie gestand: Hermann habe in Mariens Besitz ein größeres Glück gefunden, als ihm Nanny mit allen ihren Schätzen hätte gewähren können.

Nanny hatte bald nachher, als Marie aus dem Hause kam, eingesehen, daß sie unschuldig war, weil die kleinen Diebereien immer fort dauerten; doch suchte sie diese eher zu verbergen, als daß

sie die Ehre derjenigen gerechtfertigt hätte, die den größten Diebstahl, Hermanns Herz, gegen sie begangen hatte; und als sie nun erfuhr, daß, ihrer Bosheit ungeachtet, die verhaßte Marie das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatte, so hätte sie gern Feuer und Flammen wider das junge Ehepaar gespieen.

Sie suchte ein Opfer ihrer Wuth, und da ihr unglücklicherweise die Elster entgegen hüpfte, so übte sie rasch Gerechtigkeit aus, und drehte der Spitzbübinn den Hals um.

## Anmerkungen

1 Joseph, Paul's Sohn.

2 Gebietherinn.

3 Herrn.

4 *Piroguen* sind in Schmalz gebackene Kuchen, mit Fleisch oder auch mit Kohl, und *Sbitten* ist ein warmes Getränk; *Quaß* ein kaltes aus Mehl und Malz durch Gährung bereitet.

5 Leibbinde.

6 Knapp anliegender Leibrock, der Römischen oder Griechischen Tunica ähnlich.

7 Priester.

8 Das Wort scheint syntaktisch überflüssig. – *Anm.d.Hrsg.*

9 Syntaktisch richtig müsste es »neigte« heißen. – *Anm.d.Hrsg.*

10 Worauf dieser Name verweisen soll, bleibt unklar. – *Anm.d.Hrsg.*

11 Siehe die Mythologie der Hindus.

12 Schillers Wallenstein.

